

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

VENEDIG

810–1900: Macht und Mythos
der Serenissima



41148150800170028

More than meets the eye.



Pontos Décentrique GMT Limited Edition.

Hebt sich durch dezentrale Ästhetik vom Gewöhnlichen ab.

Mehr dazu: www.mauricelacroix.de

MAURICE LACROIX
Manufacture Horlogère Suisse

Liebe Leserin, lieber Leser

Sie ist anders als jede andere Stadt auf Erden, diese Metropole im Meer, gegründet einst, vor knapp 1200 Jahren, auf ein paar Dutzend morastiger Inseln, die bis dahin als unbewohnbar galten und die erst befestigt werden mussten, um überhaupt als Baugrund zu dienen.

Venedig: Wo Stadtpioniere andernorts Wälder rodeten und Sumpfe trockenlegten, da waren die ersten Bewohner dieser amphibischen Siedlung mitten in einer Lagune gezwungen, die zum Teil nur wenige Quadratmeter großen Erdflecken im Wasser mühsam mit hölzernen Fundamenten zu stabilisieren und anschließend Stück für Stück zu erweitern. Bis endlich genügend Fläche vorhanden war, um darauf Häuser zu errichten, Kirchen und Türme.

Und wo die Begründer anderer Städte Wege und Straßen befestigten, da gruben die Venezianer Kanäle, schlugen Brücken. Erbauten so nach und nach eine einzigartige „Biberrepublik“, wie Goethe das Experiment in der Adria 1786 nannte.

Aus dieser lebensfeindlichen Umgebung entwickelte sich zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert die erfolgreiche Kaufmannsstadt des Abendlandes. Denn so mühevoll Venedigs Anfänge auch waren – nun, endlich dem Meer abgetrotzt, lag *la Serenissima Repubblica di San Marco*, die „Allerdurchlauchtteste Republik von San Marco“, geradezu ideal zwischen Orient und Okzident.

Zum einen gab es keinen schnelleren und besser gesicherten Seeweg ins Reich von Byzanz



und in den Nahen Osten – und damit nach Asien. Zum anderen begannen hier, im äußersten Norden der Adria, einige der wichtigsten Fernstraßen über die Alpen nach Mittel- und Westeuropa.

Die Warenströme der gesamten damals bekannten Welt liefen in der Lagune zusammen, und die Venezianer verstanden es unter dem Einsatz aller Mittel, aus diesen Geschäften stets ihren Vorteil zu ziehen.

Wer dagegen aufgeehrte, musste mit gravierenden Folgen rechnen: Die Nachbarstadt Comacchio beispielsweise, lange ein gefährlicher Handelskonzurrent, bekam zweimal von der venezianischen Flotte Besuch, wurde schließlich bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Und der Geheimdienst der Serenissima war berühmt für die Effizienz seiner Giftmorde.

Auch die große Macht im Osten, das byzantinische Kaiserreich, war dem Aufstieg der einstigen Fischhändler nicht gewachsen. Als seine Hauptstadt Konstantinopel im Jahr 1204 von Kreuzfahrern unter der Führung des venezianischen Dogen Enrico Dandolo erobert wurde, formten Diplomaten der Markusrepublik aus einem Teil der Beute ein Kolonialreich mit Handelsstützpunkten im gesamten östlichen Mittelmeer.

In den folgenden drei Jahrhunderten war keine Stadt in Europa reicher und einflussreicher. Und die *nobili*, die führenden Kaufmannsfamilien, investierten nun nicht mehr allein in ihre kommerziellen Erwerbungen, sondern auch in steinerne Inszenierungen ihrer Macht und ihres Wohlstands.

Sie ließen sich an den Ufern der Kanäle derart prachtvolle Paläste bauen, dass der Canal Grande, die venezianische Hauptverkehrsader, schon bald als „schönste Straße der Welt“ galt, wie ein Besucher notierte.

Vom Aufstieg dieser einzigartigen Stadt erzählt das vorliegende Heft. Und auch von ihrem Niedergang: dem Abstieg von der Großmacht zum Freilichtmuseum. Zu einer Kulisse einstiger Größe – die einen aber bis heute staunen macht.



Der Kopf hinter Konzept und Produktion dieses Heftes:
GEOEPOCHE-Redakteur Jens-Rainer Berg. Vittore Carpaccio malte 1516 ein Porträt der Markusrepublik mit ihrem Wappentier, dem geflügelten Löwen



Herzlich Ihr



GEOEPOCHE 3

INHALT

DIE STADT IM WASSER

Jahrhundertelang ist keine Metropole so reich, wird keine so einzigartig prachtvoll bebaut wie Venedig. Um 1740 porträtiert der Maler Canaletto seine Heimat im Abendglanz ihres Ruhmes.

Seite 6



DIE KUNST AM KANAL

Seit dem Mittelalter errichten Patrizier am Canal Grande immer prunkvollere Palazzi: ein Wettstreit mit Holz, Stein und viel Geld, der das Antlitz der Stadt für immer verändert.

Seite 80



DER KAUFMANN VON VENEDIG

An keinem Ort im Abendland lagern um 1430 mehr Schätze aus Orient und Okzident als auf dem Rialto. Händler wie Andrea Barbarigo können mit einer einzigen Galeerenladung ein Vermögen machen – oder alles verlieren.

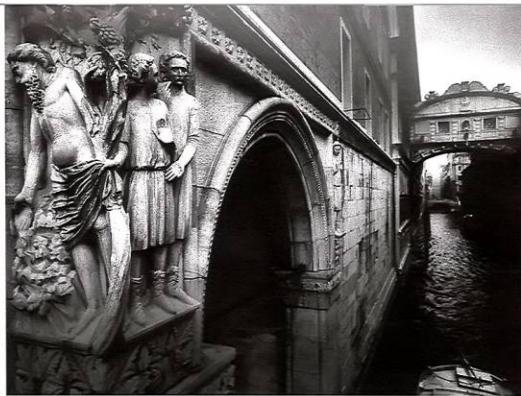
Seite 48



DER FÜRST DER FARBEN

Niemand malt so dynamisch wie Tizian, niemand lässt Menschen so raffiniert posieren. Um 1550 ist der Venezianer einer der begehrtesten Künstler Europas.

Seite 66



TOD IN DER LAGUNE

1618 planen Söldner die Plünderung der Serenissima. Der Geheimdienst vereitelt die Tat – deren Hintermänner indes bis heute unbekannt sind.
Seite 110



CASANOVA

Venedigs berühmtester Bürger ist ein Frauenheld: Giacomo Casanova, das Kind einer dekadenten Zeit, verführt die feine Gesellschaft. Bis die staatliche Inquisition ihn 1755 in den Kerker wirft.
Seite 142



DAS GROSSE STERBEN

Mit strenger Quarantäne und Ärzten, die zum eigenen Schutz Masken tragen, bekämpft die Stadt 1630 die Pest – vergebens. Die Seuche trifft Venedig fürchterlich.
Seite 128



EINE KULISSE IHRER SELBST

Als der König von Rumänien 1925 das Strandbad auf dem Lido besucht, ist Venedig schon längst keine Großmacht mehr. Doch der Glanz des Vergangenen lockt Tausende Touristen in die Lagunenstadt – und betrügt Europas Künstler und Literaten.
Seite 160

Venedig im 18. Jahrhundert:

Die Stadt im Wasser

Anfänge, um 810:

Flucht auf die Inseln

6

22

Friedenskongress, 1177:

Versöhnung vor San Marco

32

Kreuzzug, 1202–1205:

Kriegsfahrt nach Osten

34

Kampf mit Genua, 1379:

Entscheidung an der Lagune

46

Handel im 15. Jahrhundert:

Der Kaufmann von Venedig

48

Expansion, 1423:

Kampf ums Festland

64

Tizian, um 1490–1576:

Der Fürst der Farben

66

Palazzi, 16. Jahrhundert:

Die Kunst am Kanal

80

Flottenbau, um 1570:

Der Stolz der Serenissima

94

Seeschlacht von Lepanto, 1571:

Venedigs letzter Triumph

106

»Spanische Verschwörung«, 1618:

Tod in der Lagune

110

Pestepidemie, 1630:

Das große Sterben

128

Bau der Murazzi, 1740:

Bollwerk gegen das Meer

140

Der Verführer, 1725–1798:

Casanova

142

Untergang, 1797:

Der letzte Doge

158

Venedig um 1900:

Eine Kulisse ihrer selbst

160

Zeitläufe: Die Geschichte

Venedigs

172

Vorschau: Europa im Dreißig-jährigen Krieg

178

Bildvermerke

177

Impressum

177

Titelbild: Piazza San Marco, um 1735 gemalt von Canaletto (Giovanni Antonio Canal, 1697–1768)

Redaktionsschluss: 23. Oktober 2007

Zitate sind in die neue Rechtschreibung übertragen worden, Kürzungen sind nicht kenntlich gemacht. Namen von Personen, Gebäuden, Straßen und Kanälen folgen weitgehend der venezianischen Schreibweise.

Über lange Zeiten hinweg ist Venedig, die »Allerdurchlauchtteste Republik von San Marco«, eine der mächtigsten und reichsten Städte der Welt. Die Menschen bewundern sie als urbanes Experiment und Handelszentrum, als Militärmacht und Kunstmetropole. Um 1740 porträtiert der Maler Canaletto seine legendäre Heimat. Ihren Zenit hat sie da bereits überschritten. Doch noch immer glänzt die Serenissima – bei Festen ebenso wie im Alltag



Die Stadt im Wasser



Umgeben von Prunkgondeln, legt der *bucintoro* vor dem Dogenpalast an. Die rot-goldene Staatsgaleere kehrt von der symbolischen Vermählung des Dogen mit dem Meer zurück – jenem jährlichen Ritual, das die Herrschaft der Stadt über die See beschwört. Canaletto hält die Szene 1734 fest



V

Venedig, Mitte des 18. Jahrhunderts eine Großstadt mit fast 150 000 Einwohnern, kann nur über das Wasser versorgt werden. Im Hauphafen, dem Bacino di San Marco direkt vor dem Dogenpalast (gemalt um 1735), liegen stets Dutzende Schiffe, die Lebensmittel, Holz oder Steine bringen. Aber auch große Mengen kostbarer Handelsgüter: Die Serenissima ist jahrhundertelang der wichtigste Umschlagplatz Europas, Knotenpunkt zwischen Orient und Okzident



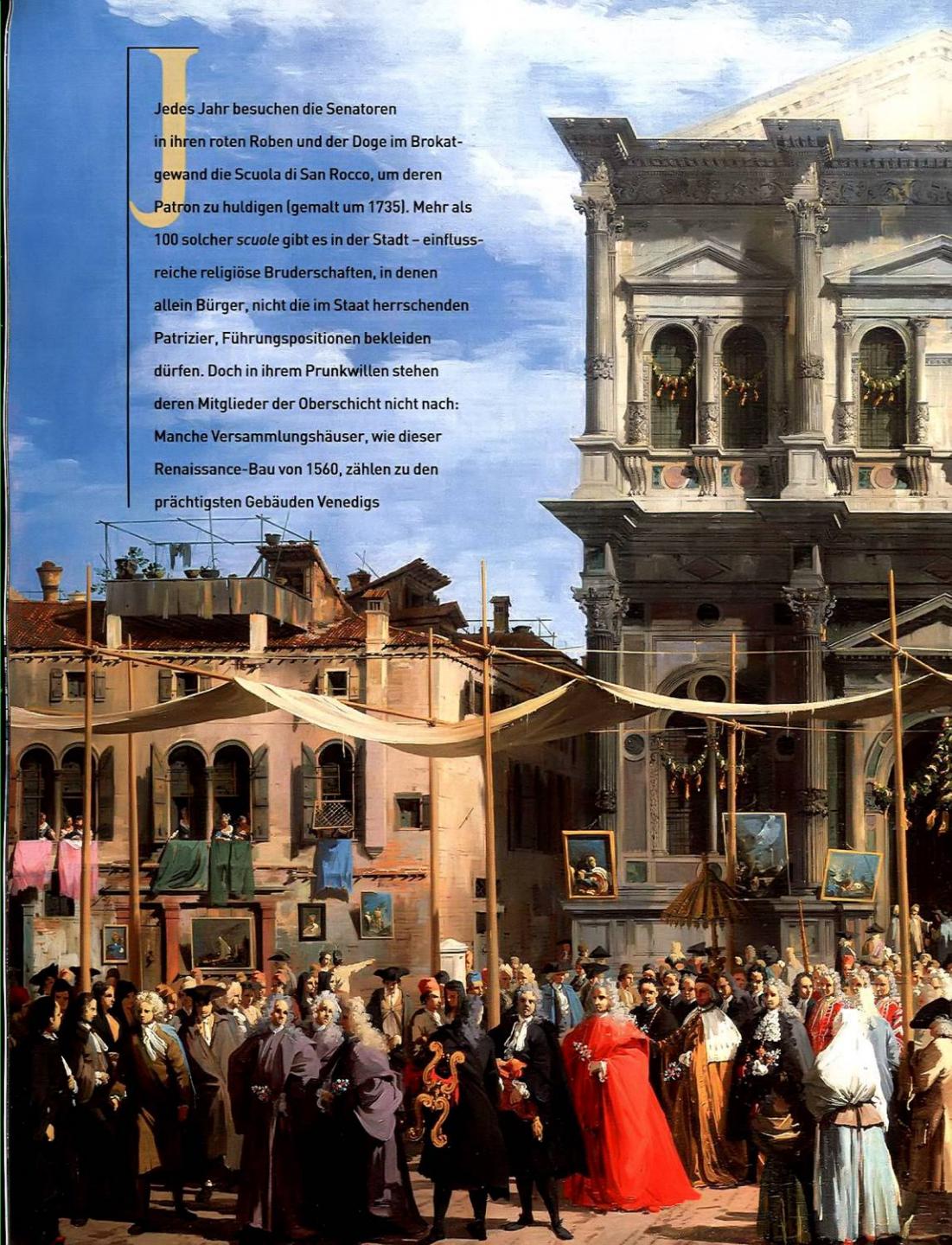


E

Eine fünf Kilometer lange Mauer,
nur zwischen den zwei Türmen des großen
Wassertors unterbrochen, umfasst das
Arsenal, Venedigs Staatswerft. Über Jahr-
hunderte fertigen in den Docks Tausende
Zimmerleute, Schmiede und Segel-
macher jene Kriegs- und Handelsschiffe,
die Reichtum und Macht der Republik
garantieren. Um geheime Techniken zu
schützen, dürfen Häuser in der Nähe
lange Zeit nicht höher als die Umfriedung
gebaut werden (Gemälde von 1732)



I jedes Jahr besuchen die Senatoren in ihren roten Roben und der Doge im Brokatgewand die Scuola di San Rocco, um deren Patron zu huldigen (gemalt um 1735). Mehr als 100 solcher *scuole* gibt es in der Stadt – einflussreiche religiöse Bruderschaften, in denen allein Bürger, nicht die im Staat herrschenden Patrizier, Führungspositionen bekleiden dürfen. Doch in ihrem Prunkwillen stehen deren Mitglieder der Oberschicht nicht nach: Manche Versammlungshäuser, wie dieser Renaissance-Bau von 1560, zählen zu den prächtigsten Gebäuden Venedigs





W

Wo andere Metropolen Boulevards haben, führt in Venedig eine vier Kilometer lange, etwa 60 Meter breite Wasserstraße durch die Stadt: der Canal Grande. Ursprünglich war er ein Arm der Brenta, der mitten durch den Archipel floss, auf dem Venedig einst gegründet worden ist. Um 1740, als Canalettos Schüler Michele Marieschi das Gewässer malt, ist es längst von Palästen und Kirchen gesäumt – und Schiffer mit Lastkähnen befahren es ebenso wie Wohlhabende in überdachten Gondeln







Z

Zur Wasserseite zeigen die Palazzi prunkvolle Fassaden, die Hinterhöfe sind meist schlichter und den Dienstleuten vorbehalten. Im 18. Jahrhundert verkommen immer mehr Paläste – denn der Handel bringt nur noch wenig Profit. Viele einst wohlhabende Patrizierfamilien verarmen und können sich den Unterhalt ihrer Stammsitze nicht mehr leisten (Bild um 1730)



Von 1591 an verbindet die steinerne Rialto-
brücke in einem 48 Meter überspannenden Bogen
die Ufer des Canal Grande an dessen schmalster
Stelle. Mehrere Holzübergänge an gleichem Ort
waren zuvor eingestürzt oder einem Feuer zum Opfer
gefallen. Die von Canaletto um 1740 gemalte
Ponte di Rialto bleibt bis zum 19. Jahrhundert die
einige Brücke über Venedigs meistbefahre-
nen Wasserweg. Wer das Gewässer andernorts
queren will, muss die Gondel nehmen





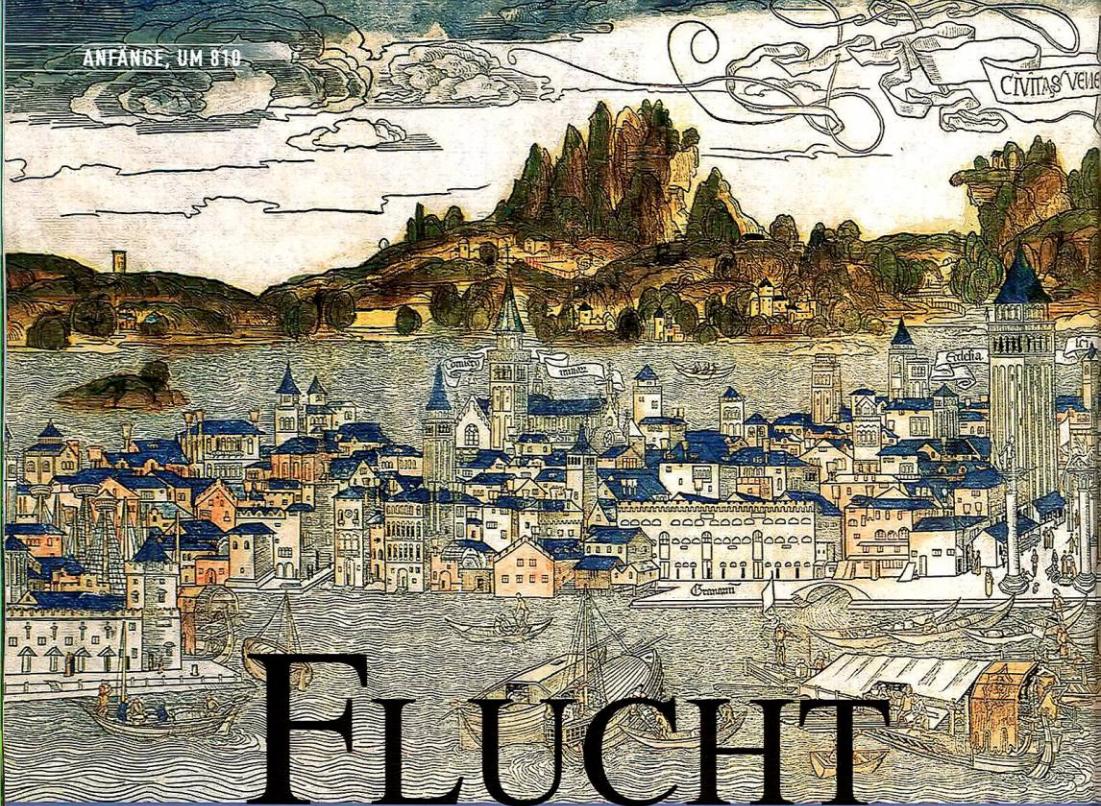
S

Seit den Anfängen der Republik im 9. Jahrhundert ist der Markusplatz das Herz Venedigs. Hier, vor dem prächtigen Bau der Basilica di San Marco mit ihrem 99 Meter hohen Campanile, halten die Venezianer Märkte und religiöse Prozessionen ab, veranstalten Stierkämpfe, Karnevalsumzüge und Siegesfeste, empfangen ausländische Herrscher und hängen Verurteilte. Und rechts neben der Kirche residiert der Doge, das Staatsoberhaupt, in seinem Palast □





Giovanni Antonio Canal (1697–1768), genannt Canaletto, ursprünglich Theaterdekorateur, zählt zu den bekanntesten venezianischen Malern. Seine präzisen Stadtansichten, sogenannte Veduten, fertigte er vielfach für wohlhabende Besucher Venedigs, die sie als Reiseerinnerungen erwarben.



ANFÄNGE, UM 810

CIVITAS VENE

FLUCHT AUF DIE INSELN

Immer wieder fallen zur Zeit der Völkerwanderung Germanen in Italien ein. Und immer wieder fliehen die Menschen auf die Eilande einer Lagunenlandschaft vor der Adriaküste. Häuser, Kirchen, Dörfer erbauen sie inmitten der flachen Gewässer, schließlich ganze Städte. Bis die Angreifer im Jahr 810 alle Siedlungen im Meer erobern – nur nicht einen kleinen, unbewohnten Archipel im Südwesten. In den Jahren danach entsteht dort auf etwa 100 schlammigen, von Brackwasser umspülten Inseln jene Gemeinde, die einmal die Metropole Venedig sein wird



Die älteste Panoramadarstellung Venedigs: ein Holzschnitt aus einem Reisebericht von 1486 (in der Mitte der Dogenpalast)

VON FRANK OTTO

Dies ist der einzige Ort, der ihnen bleibt. Hier muss ihre Flucht enden, sonst gibt es nur noch das Meer. ZuTauenden kommen sie hierher in ihrer Not, an den Rand eines Sumpfes, den sie mit Booten erreichen, bedroht von einem übermächtigen Feind. Männer und Frauen, Kinder und Alte, Bauern, Handwerker und Fischer, Adelige und Geistliche.

Vor ihnen ein Archipel von etwa 100 morastigen Inseln, manche ein paar Hektar groß, viele nur winzige Erdfetzen, die lediglich bei Ebbe über die graugrüne Wasserfläche ragen.

Auf den Eilandern wächst kaum mehr als Röhricht und hartes Sumpfgras. Schwaden von Insekten, die sich in der

Feuchtigkeit rasch vermehren, umschwirren die Flüchtlinge. Weiter westlich, dort, wo sich stinkende Schlammkanäle durch Schilfwälder furchen, wimmeln Malaria-Mücken.

Um die Inseln herum liegt freies Wasser, aber es ist brackig und trüb vom sandigen Grund, und versteckte Untiefe machen jede Bootsfahrt gefährlich. In den Wintermonaten peitschen Stürme die Flut so auf, dass alle Inseln überspült werden. Außer Regen gibt es auf ihnen kein Trinkwasser.

Niemand betritt die Inselgruppe freiwillig für längere Zeit. Diesen lebensfeindlichen Archipel immiten einer Lagune in Nordostitalien, den die Menschen *rivus altus* nennen, „hohes Ufer“.

Doch die Vertriebenen im Jahr 810 haben keine Wahl: Nirgendwo sonst finden sie jetzt noch Schutz vor den feindlichen Kriegern, die vom Land und von der See her angreifen. Und so werden sie – gegen alle Widrigkeiten – damit beginnen, hier eine Siedlung zu errichten.

Eine Stadt, die dereinst Venedig heißen wird.

Die 40 Kilometer lange und bis zu 15 Kilometer breite, halbmondförmige Lagune, in der *Rivus altus* liegt, ist Teil einer lang gezogenen Buchten- und Lagunenlandschaft, die sich auf etwa 200 Kilometer an der italienischen Adriaküste erstreckt. Von der felsigen Halbinsel Istrien bei Triest im Nordosten bis zum Delta des Po im Südwesten.

Naturkräfte haben diese Uferwelt seit Jahrtausenden geformt: Etsch, Brenta, Isonzo und viele kleinere Flüsse tragen Sand und Steine aus den Alpen ins Meer. Allein der Po, Italiens größter Strom, spült jährlich etwa 40 Millionen Kubikmeter Geröll an die Küste und schiebt seine Mündung dabei immer weiter hinaus in die See.

Die Ablagerungen der Wasserläufe bilden Inseln und Sandbänke, die von der Meeresströmung bald wieder fortgeschwemmt werden. Einen Teil der Sedimente indes trägt die Adria unmittelbar vor der Küste zu lang gezogenen Nehrungen zusammen – natürlichen Dämmen von bis zu zwölf Kilometer Länge, die an der breitesten Stelle gut 500 Meter messen; Dünengras und flaches Gestrüpp machen sie bald unempfindlich gegen Brandung und Wind.

Im Schutz dieser *lidi*, die eine Barriere gegen die See formen, an einigen Stellen jedoch Durchlässe bieten, entstehen Lagunen: weite, von niedrigen Inseln durchbrochene Wasserflächen, die in marschige Salzwiesen und schließlich in Festland übergehen. Obwohl sie weder Binnenseen noch offenes Meer sind, herrschen hier die Gezeiten der Adria. In der Nähe der Lidi durchspült das Salzwasser die Lagunen regelmäßig und reinigt sie; dort aber, wo die Flut nicht hingelangt, versandet das Gewässer, verfault zur „toten Lagune“.

Einen unschätzbaren Vorzug aber hat diese Landschaft im Wasser: Für Krieger, die vom Festland kommen, ist sie praktisch uneinnehmbar. Einem Menschen, der einer der Lagunen durchwatet, reicht das Nass zumeist zwar nur bis zur Hüfte; doch der Grund ist hundertfach durchzogen von kaum auszumachenden tiefen Rinnen – Ausläufern der Flüsse und Bäche, die in das Gewässer münden. Kämpfer zu Fuß oder Berittene können hier so gut wie nicht vorankommen.

Die Bewohner Nordostitaliens, die Veneter, müssen sich in diese Fluchtorten seit dem 5. Jahrhundert zurückziehen. Denn nach der Teilung des Römischen

Reiches überqueren im Chaos der Völkerwanderung immer wieder Invasoren die Alpen: Goten, Wandalen, Hunnen.

Viele Veneter flüchten dann in die Deckung der Lagunen. Dort können die Barbaren, die keine Schiffe haben und der Seefahrt nicht kundig sind, sie nicht erreichen. Erst wenn die raubenden und mordenden Horden, mit Diebesgut beladen, abziehen, kehren die Veneter aufs Festland zurück.

JAHRHUNDERTELANG BIETEN die Lagunen Sicherheit. Doch dann rücken um das Jahr 810 Feinde nach Italien vor, die mächtiger und gefährlicher sind als alle bisherigen Invasoren: die Franken, die unter Karl dem Großen die Vorherrschaft in Westeuropa anstreben. Sie bauen Schiffe und können damit die Inselwelt auch von der See aus angreifen.

Für Landheere ist die Lagune nahezu uneinnehmbar

Zu diesem Zeitpunkt leben schon seit längeren Menschen dauerhaft in dieser Landschaft. Denn im späten 6. Jahrhundert sind die germanischen Langobarden von Ungarn aus nach Nord- und Mittelitalien gekommen und dort geblieben. Sie begründeten auf der Apenninen-Halbinsel ein eigenes Reich. Viele Veneter waren nun gezwungen, sich in den Lagunen ständig einzurichten. Familien, Dörfer, ja ganze Städte zogen für immer in den Schutz des Wassers – auf jene Inseln und Nehrungen, die am einfachsten zu besiedeln waren. Der sumpfige Rivas altus im Südwesten der Buchtenlandschaft aber gehörte nicht dazu.

Und die Veneter nahmen ihre alte, aus römischer Zeit stammende Zivilisation mit sich: Wohlhabende Kaufleute ließen Villen erbauen, um ihre Kunstsammlungen angemessen präsentieren zu können; Adelsfamilien stifteten Kirchen, deren Schmuck sie vom Festland hinüberretteten; Mönche gründeten Klöster

und hüteten ihre mitgebrachten Reliquien-Schätze; Baumeister errichteten Festungen und legten kleine Städte an. Die Menschen auf den Inseln schufen, wie sie es gewohnt waren, eine Verwaltung, stellten Truppen auf und beriefen 726 einen gemeinsamen Anführer: den Dogen, der auf Lebenszeit gewählt wurde.

Die Lagunensiedler fühlen sich als Bewohner des letzten nicht eroberten Gebietes des Imperium Romanum in Westeuropa; deshalb auch erkennen sie nur den Nachfolger der römischen Cäsaren als ihren Oberherrn an.

Der Kaiser residiert jedoch im „neuen Rom“, dem fernen Konstantinopel (Byzanz), und kann sich nur selten um seine italienischen Untertanen kümmern. Und so bleibt die Herrschaft zumeist auf gelegentliche Besuche einer Flotte beschränkt; oder auf wohlklingende Titel wie „Schwerträger“ oder „Konsul“, die der Kaiser dem Dogen – dessen Amt er einst, noch bevor die Veneter ihn wählten, selbst geschaffen hat – verleiht. Ansonsten bleiben die Menschen in ihrer Inselwelt weitgehend unbekümmert von den großen Mächten der Zeit.

Bis im Frühjahr 810 die Franken das Lagunenreich angreifen. Sie erobern Siedlung um Siedlung, Insel um Insel, Nehrung um Nehrung. Die Bewohner sind machtlos, fliehen verzweifelt. Angeführt von 95 Patrizierfamilien, sammeln sich schließlich mehrere tausend von ihnen auf den morastigen, von Land wie von See schwer erreichbaren und bisher so gut wie unbewohnten Inseln von Rivas altus im Zentrum der südwestlichen Lagune.

Im niedrigen Wasser vor dem Archipel errichten die Flüchtlinge eine Barrikade aus angespitzten Pfählen und beschießen die sie belagern Feinde von ihren Booten hinter der Sperre aus mit Pfeilen. Als die Eingeschlossenen erfahren, dass im fränkischen Heer das Gerücht umgeht, sie littten an so großem Hunger, dass sie bald aufgeben müssten, schleudern sie Brote in das feindliche Lager, um ihren unbeugsamen Wider-



Diese Karte Venedigs aus dem 15. Jahrhundert zeigt, was der unbekannte Zeichner für wichtig hielt: die Vielzahl der Inseln und Brücken sowie im Zentrum Markus Kirche und Dogenpalast

standswillen zu demonstrieren – so zu- mindest heißt es später in einer Legende.

Was genau beim Kampf um Rivus altus geschieht, ist nicht überliefert. Das Ergebnis ist jedoch bekannt: Sämtliche Siedlungen im Umkreis sind zerstört, die Anführer gefangen – doch Rivus altus einzunehmen, das ist den Franken wohl nicht gelungen. Nach einem halben Jahr beenden sie die Belagerung. Möglicherweise zwingt sie eine schwere Seuche, an der kurz darauf auch ihr Befehlshaber stirbt, zum Rückzug.

Die Lagunenbewohner haben gelernt: Wirklich sicher können sie sich nur auf Rivus altus fühlen. Also bleiben viele Flüchtlinge auf dem Archipel. Kurze Zeit später siedelt sich auch der neu gewählte Doge hier an.

Der Aufstieg einer tristen Inselgruppe zu einer der bedeutendsten Metropolen der Geschichte beginnt.

DEN FLÜCHTLINGEN IST KLAR, dass die wenigen festen Inseln von Rivus altus kaum genug Platz bieten, um Hunderte

von Familien aufzunehmen. Wollen sie hier überdauern, müssen sich die Menschen ihren Lebensraum überhaupt erst erschaffen: etwa indem sie Sumpfe trockenlegen. Und das Niveau der niedrigen, häufig von der Flut überspülten Eilande erhöhen.

Als Erstes baggern die Siedler Sand aus der Lagune und schütteten diesen auf die natürlichen Inselgründe aus Matsch, Seetang und Muschelablagerungen. Dabei beseitigen sie Untiefen und heben neue, schifffbare Kanäle aus. Den hinzugewonnenen Boden sichern sie mit Weidengeflecht.

Wesentlich schwieriger ist es, die Inselufer zu befestigen. Aufgeschaukelter Sand rutscht leicht ab. Deshalb treiben

Arbeiter am späteren Landsaum Reihen von Holzpfählen in den Morast. Um dabei nicht im tiefen Wasser stehen zu müssen, errichten sie zunächst mit Brettern Sperren gegen die Lagune und schöpfen den entstandenen Innenraum trocken.

Von einem Gerüst aus schlagen nun stets zwei Mann die zuvor angespitzten Pfähle – je rund zwei Meter lang und 15 Zentimeter dick – in den schlammigen Boden. Die Arbeiter benutzen dazu eine Handramme: einen hohlen, oben geschlossenen Zylinder aus Metall, der an der Seite mit Griffen versehen ist und über den Stamm gestülpt wird.

Hunderte Schläge müssen die Männer führen, um einen Pfahl fest in den zähen Grund zu stoßen – und die Siedler setzen Tausende davon in die Böschungen des Archipels. Die Stämme haben sie zuvor aus Eichen, Erlen oder Pappeln vom Festland zugesägt.

Sind die Pfosten dicht gesetzt, füllen die Männer die Zwischenräume mit Lehm und Schlick. Dann nageln sie Bretter auf die abgeflachten Pfahlköpfe – die Grundfläche für ein gemauertes Fundament, denn die Uferbefestigung dient meist zugleich als Basis für Gebäude. Schließlich entfernen sie die Eindämmung: Der Unterbau muss vollständig von Wasser umspült sein. Dringt Luft an die Holzpfähle, verfaulen sie.

Dutzende Inseln machen die Siedler so mit der Zeit bewohnbar. Überall auf Rivus altus entstehen nun Häuser – zu- meist aus Holz. Es ist dank der weiten Wälder auf dem nahen Festland einfach zu beschaffen. Zudem ist ein Holzhaus schnell gebaut und leicht, es benötigt einen weit weniger stabilen Untergrund als ein Bauwerk aus Stein. Die wohlhabenden Siedler bringen häufig auch steinerne Ornamente oder Säulen aus ihren aufgegebenen Landsitzen mit und lassen sie in ihre neuen Anwesen einbauen.

Zwei Etagen haben die meisten Häuser, die Dächer sind mit Stroh gedeckt. Eine Tür öffnet sich zum Garten, wo

Zisternen den Regen sammeln, eine zweite direkt zum Wasser. Schmale Kanäle trennen die Grundstücke voneinander; dort haben die Lagunenbewohner ihre Barken angebunden.

Auch viele Kirchen konstruieren die Siedler aus Holz. Für die wenigen steinernen Bauten nutzen sie Ruinen der zerstörten Orte auf anderen Inseln oder auf dem Festland als Steinbrüche – der Schlamm, den die Arbeiter in der Lagune finden, ist viel zu dünnflüssig, um daraus Ziegel für Mauerwerk zu brennen.

Allmählich wächst die Siedlung auf Rivas altus empor – eine richtige Stadt aber wird sie zunächst nicht: Sumpfe, Fischeiche und Lagunensee unterbrechen an vielen Stellen den festen Grund der Inseln. Auf Weiden wachsen Hirten über Pferde-, Ziegen- und Rinderherden. Weinstöcke, Gemüsegärten, Schweinekoben und Wäldchen erstrecken sich zwischen den häufig versprengt stehenden Bauernhäusern. Getreide gedeiht hier jedoch nicht.

Auch die Bewohner fühlen sich – trotz ihres gemeinsamen Schicksals als Flüchtlinge – kaum als Bürger einer zusammenhängenden Siedlung.

Auf den einzelnen Inseln entstehen kleine, abgeschlossene Gemeinden: mit eigenen Schutzheiligen, besonderen Festtagen, lokalen Bräuchen, mit Glockentürmen und Marktplätzen. Von den benachbarten Inseln sind diese Sprengel durch Kanäle getrennt. Brücken gibt es kaum.

Nur langsam wachsen die einzelnen Kommunen des Archipels zusammen. Und erst nach und nach wird Rivas altus zu einer Metropole, zum neuen Herz der Lagunenwelt.

Zwar residiert der Doge, das politische Oberhaupt, bereits hier. Doch noch liegt das geistliche Zentrum, die Kathedrale des Patriarchen, im 100 Kilometer entfernten Grado. Noch ist die Insel Torcello, rund 20 Kilometer nördlich von Rivas altus, der wichtigste Handelsplatz in der Lagune.

Um eine echte Kapitale der Region zu werden, braucht Rivas altus repräsentative Staatsbauten, ein zentrales Gotteshaus. Und vor allem: einen berühmten Heiligen.

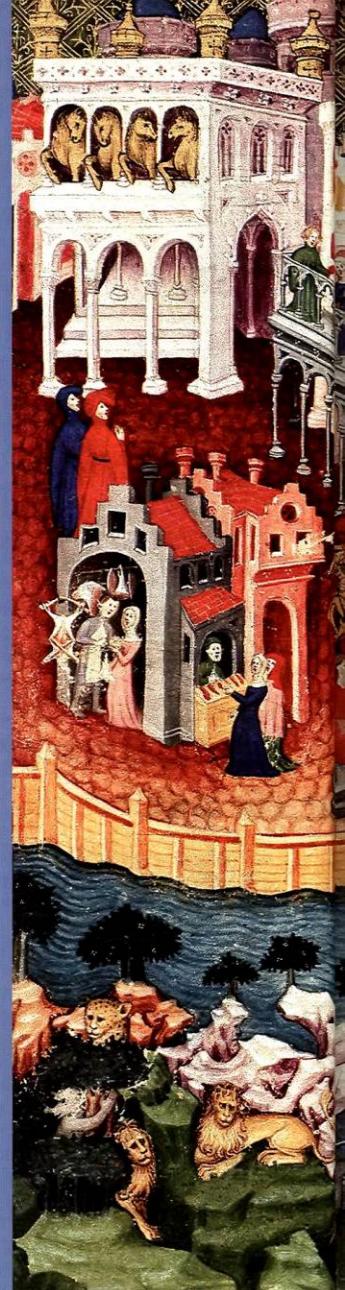
UM 827 ENTSENDET der Doge eine Expedition ins ägyptische Alexandria. Ihr Auftrag: von dort die Gebeine des heiligen Markus, des berühmten Verfassers der ältesten Erzählung über das Leben Jesu, nach Rivas altus zu bringen.

Der Doge will seine Heimat stärken, indem er diese in der ganzen Christenheit bekannte Reliquie in die Lagune holt. Will zeigen, dass die werdende Stadt der umstrittene Hauptort der Lagunenlandschaft ist. Möchte mit dem Prestige dieser Siedlung alle anderen Städte der Region überstrahlen.

Denn der heilige Markus gilt als Gründer des Bistums, dessen Patriarch in Grado residiert. Und neben Einwohnerzahl, Wirtschaftskraft und der Größe ihrer Truppen bestimmt in dieser Zeit auch das Renommee ihrer Reliquien den Status einer Stadt. Zudem erhielten die Menschen auf Rivas altus endlich einen gemeinsamen Heiligen, der höher angesehen ist als die Schutzpatrone der einzelnen Sprengel.

Zwei Kaufleute treten die Reise nach Alexandria an. Eine im Lauf der Jahrhunderte ausgeschmückte Legende schildert, wie sie in Alexandria den Leichnam des Evangelisten stehlen und diesen listenreich aus der nordafrikanischen, von Muslimen beherrschten Stadt schmuggeln. Die einheimischen Zöllner etwa halten sie angeblich von Kontrollen ab, indem sie die heiligen Gebeine unter Lagen von Schweinefleisch verborgen: Die Beamten schrecken in religiösem Ekel zurück.

Wie der Raubzug wirklich verlaufen ist, weiß heute niemand mehr; zweifelhaft ist zudem, ob es sich bei den Gebeinen tatsächlich um die des Evangelisten handelte. Doch sicher ist: Im Januar 828 landet das Schiff mit einer Reliquie an Bord in Rivas altus.





Wenig ist über die Gründungszeit Venedigs überliefert. Diese Buchillustration, gemalt um 1400, ist eines der frühesten Bilder der Stadt in der Lagune. Sie zeigt die Abfahrt des venezianischen Händlers und Abenteurers Marco Polo zu seiner Asienreise im Jahre 1271

Der Doge proklamiert stolz den Besitz der Überreste des heiligen Markus: Jeder soll erfahren, dass Ribus altus nun diese bedeutende Reliquie beherbergt.

Das Oberhaupt setzt die Gebeine des Evangelisten zunächst an einem geheimen Platz in seiner Privatkapelle bei – zu kostbar ist das sakrale Gut. Gleichzeitig ordnet er die Arbeiten an einer eigenen Grabeskirche für den Heiligen an.

Vier Jahre später ist der Bau vollendet. Im Süden des Archipels, nur wenige Dutzend Meter vom Ufer der Lagune entfernt, erhebt sich nun eine Kirche im byzantinischen Stil: vermutlich ein kreuzförmiger Tempel nach dem Vorbild der Apostelkirche in Konstantinopel.

Die Markuskirche.

Weithin verleiht der Heilige der Siedlung von nun an hohes spirituelles An-

sehen. Und der Evangelist gibt ihr sein Symbol zum Wappentier: den geflügelten Löwen.

Einige Jahre bevor die Reliquie nach Ribus altus gelangt ist, hat der Doge bereits ein anderes, steinernes Sinnbild geschaffen: seinen Amtpalast. Nun, nach Vollendung der Markuskirche, steht er zwischen dem Gotteshaus und der Lagune.

Vier imposante Ecktürme überragen die hölzernen Umschanzungen von etwa 50 mal 70 Metern, die von der Lagune und – an drei Seiten – von Wassergräben umspielt werden. Wer den Bau betreten will, muss über Zugbrücken schreiten.

Innerhalb der Wälle hat der Doge seine Gemächer eingerichtet; daneben liegen Gerichtssäle, Gefängniszellen, Ställe und Waffenkammern.

Es ist eine Festung, die politische Macht demonstriert.

UNTER DER HERRSCHAFT des Dogen und dem Banner von San Marco expandiert Ribus altus weiter. Immer mehr Menschen ziehen aus den anderen Lagunenorten hierher: Bauern, Fischer, Viehhirten, Schiffer, Priester, aber auch gut ausgebildete Handwerker wie Glasbläser und Schmiede. Und Salzsieder.

Salz ist – neben den gut 440 Fischarten, die die Nordadria bevölkern – das wertvollste natürliche Gut der Inseln.

„Auf Gold kann man verzichten, auf Salz nicht“, vermerkt ein Chronist. Das Einlegen in Salz ist die nahezu einzige Möglichkeit, Speisen haltbar zu machen. Und nur so können küstenerne Orte und Städte, in denen kaum Vieh



Im Jahr 828 bringen Kaufleute die angeblichen Gebeine des Evangelisten Markus aus Ägypten in die Lagunenstadt (Mosaik aus dem 13. Jahrhundert); den Auftrag für den Raubzug hat der Doge erteilt. Die Bewohner nehmen den berühmten Heiligen sogleich als Schutzpatron ihrer Gemeinde an – die fortan den Namen »Republik von San Marco« führt

gehalten wird, mit Fisch und Fleisch versorgt werden.

In der Lagune von Ribus altus lässt sich das unentbehrliche Mineral leicht gewinnen: Flache Wasserareale dämmen die Salzsieder zu Hunderten kleiner Salinen ein. Nachdem das Wasser in der Sonnenwärme verdunstet ist, können die Männer das Salz abschöpfen.

Kaum irgendwo im nördlichen Mittelmeerraum ist die Salzgewinnung so einfach. Und die Bewohner von Ribus altus profitieren davon.

Über die Flüsse, die in die Lagune oder in deren Nähe münden, transportieren sie regelmäßig Fässer ins Landesinnere, die gefüllt sind mit den kostbaren weißen Kristallen oder mit eingesalzenem Fisch. Ihre Boote müssen sie in Geleitzügen fahren lassen, um sich vor Überfällen zu schützen.

Die Konvois segeln oder rudern etwa den Po hinauf bis nach Pavia, von wo aus die Waren auf dem Landweg weiterverfrachtet werden. Hier beginnen drei große Handelsrouten, die nach Frankreich, Rom und über die Alpen nach Deutschland führen.

Auf dem Rückweg tragen die Kähne Lebensmittel und andere Güter in die Lagune. Verwundert notiert ein Beamter aus der norditalienischen Lombardie über die Menschen von Ribus altus: „Diese Leute pflügen nicht, säen nicht und ernten nicht, doch sie können in jedem Hafen Getreide und Wein kaufen.“

Der Handel mit dem „weißen Gold“ Salz macht die Lagunensiedlung wohlhabend – und stark. Aus dem einstigen Flüchtlingsort wird so nach und nach eine mächtige Stadt. Schon im Jahr 840 kann sie eine Kriegsflotte von mehreren Dutzend Galeeren ausrüsten, die Zimmeleute in den privaten Werften von Ribus altus bauen. Jedes Schiff wird mit 200 Soldaten bemannet.

Mit ihrer neu gewonnenen Stärke beginnen die Bewohner des Archipels die Region zu dominieren. Sie ziehen gegen Piraten, die an den zerklüfteten Küsten Dalmatiens hausen und immer wieder

die Adria queren, um Handelsschiffe zu kapern und Küstenorte zu plündern.

Und sie bekämpfen ihre Rivalen im Salzhandel. Die Stadt Comacchio etwa liegt näher an der Mündung des Po, was ihr Vorteile gegenüber Ribus altus verschafft. Zweimal befiehlt der Doge einen Angriff auf den Ort, der erstürmt, geplündert und schließlich vollkommen zerstört wird. Nach einem weiteren Feldzug gegen das aufstrebende Ferrara am Po kontrolliert die Lagunenstadt die Mündungen der norditalienischen Flüsse.

Jetzt wenden sich die Kaufleute dem Handel über See zu. Als Untertanen des byzantinischen Kaisers öffnen sich ihnen alle Märkte des oströmischen Reiches – in Griechenland etwa, vor allem

Patrizier kämpfen um die Macht in der wachsenden Stadt

aber in der Metropole Konstantinopel, der mit 300000 Einwohnern größten und reichsten Stadt der Christenheit. Dort enden die Handelswege aus Indien, Persien und Fernost. Besser als andere Westeuropäer gelangen die Händler von Ribus altus damit an die Luxuswaren des Orients.

Noch aber sind andere Handelsgüter bedeutender. Eines davon: Menschen. Sklavenfänger verschleppen Slaven aus Osteuropa auf den Markt des Archipels. Von dort werden sie an die Höfe und Harems des Ostens gebracht und müssen als Eunuchen dienen. Oder sie geraten nach Nordafrika, wo die Sarazenen sie für sich kämpfen lassen.

Holz ist, neben Salz und Sklaven, die dritte wichtige Ware für Ribus altus. Im Hinterland der Lagune wachsen dichte Eichenhaine, Buchen und Eschen, in den nahen Alpen Nadelwälder.

Weiße Holz für den Bau von Schiffen gebraucht wird, auch für den von Kriegsgaleeren, haben Kaiser und Papst wiederholt verboten, diesen Rohstoff

an die muslimischen Mächte im östlichen und südlichen Mittelmeerraum zu liefern. Doch den Lagunenbewohnern geht das Geschäft über den Gehoram: Sie bekommen Gold und Silber für die Hölzer – Edelmetalle, mit denen sie in Konstantinopel jene Luxusartikel kaufen können, die im Westen so begehr sind.

IM FRÜHEN 10. JAHRHUNDERT sind die einst verstreuten Inseln von Ribus altus zu einer wohlhabenden, mächtvollen Einheit zusammengewachsen – zu einer Metropole: Der größte Teil des Archipels ist jetzt besiedelt. Der Bootsbau floriert, Handwerker produzieren hochwertige Glas- und Eisenwaren in großen Mengen, die wichtigsten Märkte der Region liegen hier. Längst hat der Archipel einen eigenen Bischof.

Und etwa in dieser Zeit beginnen die Bewohner von Ribus altus damit, ihre Stadt bei einem neuen Namen zu nennen: Venetia – „Venedig“. So wie die gesamte Landschaft im Nordosten Italiens soll auch die umumstrittene Hauptstadt des Lagunenreichs heißen.

Wohlhabend geworden durch den Handel, erbauen die ersten Patrizierfamilien steinerne Paläste an beiden Ufern des großen Kanals, des „Canal Grande“, der, wie ein Fragezeichen gewunden, auf knapp vier Kilometern die Inselgruppe von Venedig durchzieht.

Um die Stadt gegen feindliche Angriffe von der Seeseite zu wappnen, hat der Doge das Nordufer des Kanals mit einer Mauer befestigen lassen. In ihrem Schutz sind die wichtigsten Bauten und Heiligtümer wie die Markuskirche sicher. Eine spezielle Vorrichtung erlaubt es zudem, im Notfall eine starke Eisenkette über den Kanal zu spannen, die jedem gegnerischen Schiff die Einfahrt versperrt.

Niemand kann die junge, wehrhafte Metropole jetzt noch ernsthaft von außen gefährden. Doch Ehrgeiz und Machtgier bedrohen die Stadt von innen – und lassen eine Katastrophe heraufdämmern.

Aufstieg zur Handelsmacht

Der Güterverkehr auf den norditalienischen Flüssen macht die Venezianer wohlhabend – doch Händler wie Marco Polo streben bald in die Ferne

Schon früh fahren einzelne Schiffe venezianischer Kaufleute zu weit entlegenen Häfen, nach Konstantinopel oder Alexandria. Doch erst, als Venedig im Jahr 1000 im Kampf gegen dalmatinische Piraten die Seeherrschaft über die Adria erlangt, blüht der Fernhandel auf.

Bald verlassen Segler regelmäßig die Lagunenstadt in Richtung östliches Mittelmeer. Im Byzantinischen Reich, in Nordafrika und der Levante gründen Venezianer erste Handelsniederlassungen, die sich binnen kurzem wie eine Kette entlang der Küsten von Mittel- und Schwarzen Meer ziehen. Anfang des 12. Jahrhunderts, in der Zeit nach dem ersten Kreuzzug, gewinnt die Republik wichtige Stützpunkte in Tyros und Akkon im Heiligen Land. Über ein Kolonialreich verfügt sie in dieser Zeit jedoch noch nicht (siehe Seite 34).

Dank geschickter ausgetauschter Verträge genießen die venezianischen Kaufleute vielerorts Privilegien. So sind sie in großen Teilen des oströmischen Reiches von jeglichen Zollabgaben befreit.

Von Venedig aus werden Salz und Fisch, Metalle, Wollstoffe, Holz und Waffen aus Westeuropa verschifft. Im Gegenzug kommen Gewürze, Seidenstoffe, Baumwolle, Perlen und Edelsteine aus Afrika und Asien.

Orientalische Luxuswaren sind besonders in den wachsenden Städten Westeuropas begehrt, und Venedig im Norden der Adria liegt ideal, um diese Region zu versorgen.

Über die vergleichsweise niedrigen Pässe der östlichen Alpen wie den Brenner transportieren Händler die Kostbarkeiten weiter nach Deutschland und Frankreich.

Da es noch keinen verlässlichen Schriftverkehr gibt, um etwa über lange Entfernung ein Netz von Agenten zu unterhalten, fahren die frühen venezianischen Fernhändler selbst auf Schiffen mit undwickeln ihre Geschäfte vor Ort ab.

Die finanziellen Risiken tragen sie jedoch nicht allein. Meist übernehmen sie nur

ein Viertel der investierten Summe. Den Rest stellen stille Teilhaber aus Venedigs Patriziat. Vom Gewinn erhalten beide Parteien die Hälfte.

Viele einfache Händler werden so zu wohlhabenden Kaufleuten und Reedern. Der Venezianer Romano Mairano etwa steigt Mitte des 12. Jahrhunderts in den Holzhandel mit Konstantinopel ein und erwirbt 1163 zwei eigene Schiffe.

Als acht Jahre später Kaiser Manuel I. befiehlt, alle Venezianer im Byzantinischen Reich gefangen zu nehmen und deren Waren zu konfiszieren, kann Mairano mit seinem Schiff nur knapp entkommen.

Da so wichtige Geschäfte vereitelt werden, verschuldet er sich hoch, doch eine venezianische Patrizierfamilie hilft ihm aus. Er kann weiterarbeiten und unternimmt einträgliche Handelsreisen ins Heilige Land, nach Sizilien und bis nach Gibraltar.

Durch Männer wie Mairano entwickelt sich Venedig allmählich zum größten Umschlagplatz Europas, zum wohlhabenden Zentrum des Mittelmeer-

handels (siehe Seite 48). Kapitäne und Matrosen, Kaufleute und Kleinhändler, Hafenbeamte und einfache Arbeiter, Kapitalgeber und Schiffbauer – ein Großteil der Bevölkerung ist bald direkt oder indirekt am Fernhandel beteiligt.

In einer typischen Kaufmannsfamilie wächst auch einer der bekanntesten Söhne der Serenissima auf: Marco Polo (1254–1324). Vater Niccolò und Onkel Maffeo handeln mit Edelsteinen in Konstantinopel und auf der Krim-Halbinsel.

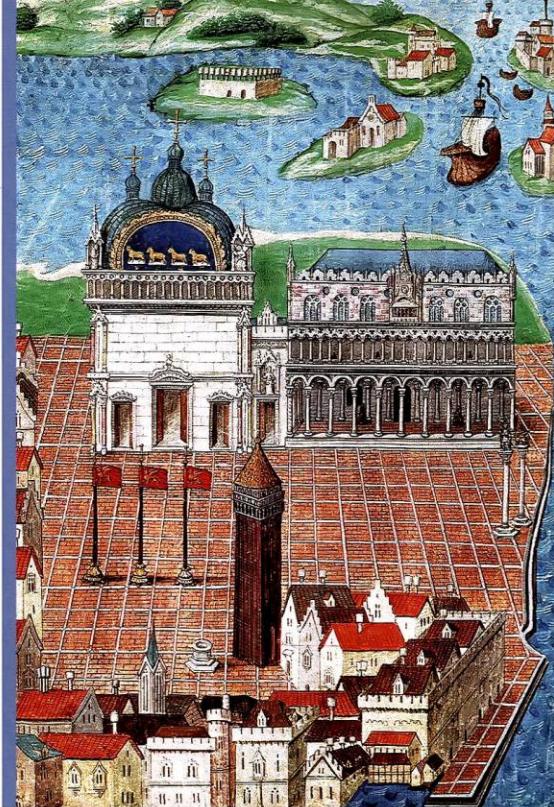
Um 1265 dringen sie, auf der Suche nach neuen Märkten und Handelspartnern, als zwei der ersten Europäer angeblich bis nach China vor. Mit einer an den Papst adressierten Botschaft des Mongolenherrschers Kublai Khan kehren sie nach Venedig zurück.

1271 brechen sie erneut ins Reich der Mitte auf – diesmal in Begleitung des 17-jährigen Marco. Ihr Weg führt sie über die Seidenstraße, die alte kontinentale Handelsroute zwischen China und Europa, angeblich bis nach Ciandu zur Residenz des Großkhanhs, dem sie eine Antwort des Papstes überbringen.

Von ihren Missionen nach Yunnan und Indien im Auftrag des Mongolenherrschers sowie von den Schätzen und Landchaften Asiens berichtet Marco Polo später in seinen Reiseerinnerungen „Die Vielfältigkeit der Welt“, doch es bleibt zweifelhaft, ob er wirklich bis nach China vorgedrungen ist.

Längst aber mehrere Venedigs Fernhändler nicht mehr nur den Reichtum ihrer Heimat, sie erweitern auch beständig den Horizont der Lagunenstadt und machen sie zur wichtigen Mittlerin zwischen Orient und Okzident. *Christin Döring*





Venedigs Ruhm verbreitet sich in ganz Europa: Ein französischer Admiral lässt Anfang des 16. Jahrhunderts diese Ansicht der Piazza San Marco mit Dogenpalast, Markuskirche und Campanile anfertigen

Bereits seit langem führen die *nobili* – jene Patrizierfamilien, aus deren Reihen das politische Oberhaupt gewählt wird und die die Geschicke Venedigs lenken – erbitterte Feuden untereinander: Von den 19 Dogen zwischen 726 und 959 werden drei durch rivalisierende Clans im Amt getötet und sechs gewaltsam abgesetzt. Um zu verhindern, dass die Gestürzten an die Macht zurückkehren, werden einige über glühenden Kohlebecken geblendet.

959 bahnt sich der gefährlichste und folgenreichste Machtkampf an. In diesem Jahr wählen die Nobili Pietro IV. Candiano zum Dogen. Seit seiner Heirat mit einer toskanischen Adeligen, der Nichte des römisch-deutschen Kaisers Otto I., besitzt Candiano riesige Lände-

reien auf dem Festland. Mit diesem Vermögen kann sich der Doge eine eigene Söldnertruppe zulegen. Nie zuvor in der Geschichte der Stadt hat ein Mann so viel Macht in seiner Hand vereinigen können.

Als der Doge den Sklavenhandel zum Staatsmonopol macht und bald auch den Verkauf von Holz an Muslime verbietet – nicht aus christlichen Motiven, sondern um damit anderen Patrizier-

familien zu schaden –, bringt er Nobili und Geistliche gegen sich auf.

976 schlagen die Aufständischen los. Pietro Candiano verschanzt sich im Dogenpalast. Um ihn herauszujagen, zünden die Verschwörer einige Gebäude neben der Festung an. Die Sommerwärme hat das Holz ausgetrocknet; rasch lodern die Flammen empor. Als der Brand auf den Palast übergreift, versucht der Doge zu fliehen. Und wird von seinen Gegnern erstochen.

Venedig hat sich eines allzu mächtigen Herrschers entledigt – aber muss dafür teuer bezahlen. Denn das Feuer gerät zu einem Unglück, ähnlich dem, welches die Menschen gut 170 Jahre zuvor auf die venezianische Inselgruppe getrieben hat. Zu einem Verhängnis, das den Venezianern ihre Lebensgrundlage zu entziehen droht.

300 Häuser werden nach und nach Opfer der Flammen. Der Dogenpalast brennt nieder, samt aller Urkunden der Stadt; drei Kirchen zerstört das Feuer, darunter San Marco.

Doch die Stadt erholt sich wieder. Die Brandschäden haben die Bewohner schon bald beseitigt. Und die Nobili geloben 998, ihre Konflikte in Zukunft friedlich auszutragen. Venedig setzt seinen Aufstieg fort.

1001 besucht der römisch-deutsche Kaiser Otto III. inkognito den Archipel und bestaunt den neuen Dogenpalast sowie die rasch fortschreitenden Bauarbeiten an der Markuskirche. Täglich kommen Neubürger in die Stadt. Bald nach der Jahrtausendwende gehört Venedig, die Siedlung von San Marco, mit 45 000 Einwohnern zu den fünf größten Metropolen Europas.

Die Gebeine seines Schutzheiligen allerdings sind höchstwahrscheinlich durch das große Feuer zerstört worden – doch das werden die Venezianer für alle Zeiten streng geheim halten. □

Dr. Frank Otto, 39, lehrt als Privatdozent Neuere Geschichte an der Universität Hamburg und gehört seit kurzem zum Redaktionsteam von GEOEPOCHE.

Versöhnung vor San Marco

Es ist eine der größten Zusammenkünfte des Mittelalters: 1177 verhandeln in Venedig Vertreter von Papst Alexander III. und Kaiser Friedrich I. Barbarossa neun Wochen lang über den Frieden. Für einen Sommer ist die Stadt das Zentrum der christlichen Welt

von HELEN BÖMELBURG

Schon am frühen Morgen des 24. Juli 1177 drängen sich Menschen auf den Gassen und Plätzen Venedigs. Rote und goldene Flaggen wehen aus den Fenstern der Palazzi, als Erzbischöfe, Herzöge und Ritter des Heiligen Römischen Reiches feierlich zum Markusplatz schreiten. In ihrem Gefolge Hunderte Diener und Geistliche – und schaulustige Venezianer, die sich unter den Zug mischen.

Alle drängen zur Markuskirche, um die bedeutsamste und aufwendigste Zeremonie zu erleben, die Venedig je ausgerichtet hat: Vor der Kirche sollen sich der römisch-deutsche Kaiser Friedrich I. Barbarossa und Papst Alexander III. miteinander versöhnen, Italien den Frieden bringen und die entzweite Christenheit einen.

Auf einer hölzernen Tribüne, die Arbeiter eigens für diesen Tag vor dem Portal der Basilika errichtet haben, thront bereits der Papst und erwartet den Kaiser. In Be-

gleitung des Dogen Sebastiano Ziani wird Friedrich in dessen Prunkbarke vom Kloster San Nicolò di Lido herübergerudert. Dort hat er die Nacht verbracht.

Gegen neun Uhr landet er am Kai. Hohe kirchliche Würdenträger geleiten den Kaiser in feierlicher Prozession zur Tribüne. Friedrich legt seinen roten Mantel ab, fällt vor dem Papst auf die Knie und küsst Alexanders Füße.

Der Papst nimmt den Kopf des Kaisers in beide Hände und spricht: „Sohn der Kirche, sei willkommen.“

Alexander fasst Friedrich bei der Hand und führt ihn in die Kirche, um am Altar die Versöhnung vor Gott zu bezeugen. Die Glocken läuten. Die Menge stimmt das „Te Deum laudamus“ an, den jahrhundertealten Lobgesang.

Der Doge und seine Diplomaten sind am Ziel ihrer Mühen. Denn der spektakuläre Friedensschluss zwischen

den beiden mächtigsten Männern des Abendlandes ist auch ihnen zu verdanken: Monatlang haben sie zwischen den verfeindeten Parteien vermittelt. Nun feiert sich die Stadt in der Rolle der geschickten Schlichterin und großzügigen Gastgeberin.

Dabei schien eine Eingang lange Zeit unmöglich in jenem über 20 Jahre währenden Konflikt zwischen Papst und Staufer. Friedrich sieht sich als Erbe der antiken römischen Imperatoren und will die Herrschaftsrechte des Reiches in Oberitalien verteidigen. Doch wohlhabende Städte wie Mailand und Piacenza widersetzen sich diesem Anspruch.

Die Abtrünnigen gründen 1168 die Lombardische Liga und kämpfen gegen Friedrich. Ihr engster Verbündeter: Papst Alexander in Rom. Der hat den Kaiser bereits 1160 exkommuniziert, nachdem der Herrscher einen gleichzeitig mit Alexander

gewählten Gegenpapst anerkannt hatte.

Im Mai 1176 fügen die Soldaten der Liga Friedrichs Heer nördlich von Mailand eine vernichtende Niederlage zu. Nun hat der Kaiser keine Wahl mehr: Er muss die Verständigung suchen. Die Unterhändler beider Seiten vereinbaren einen Friedenskongress.

Nach monatelangem Ringen einigen sich die Parteien auf Venedig als Verhandlungsort. Die Serenissima hat sich aus dem Kampf zwischen Kaiser, Papst und Städten weitgehend herausgehalten und ist „allein Gott verpflichtet“, wie ein zeitgenössischer Beobachter bemerkt.

Zudem hat Venedigs Doge Sebastiano Ziani das Vertrauen des Kaisers gewonnen. Die beiden halten durch Briefe und Gesandte freundschaftlichen Kontakt.

Auch der Papst ist von der friedfertigen Art und der politischen Bedachtsamkeit des Dogen und seiner Räte eingenommen. Die Wahl Venedigs hat zudem einen praktischen Grund: Die reiche Stadt bietet ein angemessenes Quartier für die zahlreichen Gesandtschaften.

Im Frühjahr 1177 reisen die Parteien an. Der Papst trifft als Erster ein und residiert in einer Wohnung im Palast des Kirchenpatriarchen am Canal Grande.

Dann kommen Friedrichs Parteigänger in die Stadt: Die Herzöge, Markgrafen, Grafen und Ritter des Reiches wollen beim Friedensschluss dabei sein. Wie auch die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Salzburg, Magdeburg, Mailand,

Ravenna und Vienne, alle mit Entourage. Allein der Kölner Erzbischof kommt mit einem Gefolge von 400 Personen.

Auch die Konsuln und Räte der italienischen Stadtstaaten begeben sich nach Venedig. Die weltlichen Herrscher beziehen ihre Quartiere in den Palästen venezianischer Patrizier, die Geistlichen wohnen in Klöstern und Ordenshäusern. Venedig, das etwa 70 000 Einwohner zählt, beherbergt nun mehr als 10 000 Gäste.

Aus Stolz, dass ihre Stadt in diesen Wochen zum Zentrum europäischer Politik wird, haben die Venezianer die Fenster ihrer Häuser geschmückt und Masten beflaggt – in den Stadtfarben Rot und Gold.

Mitte Mai 1177 beginnen die Verhandlungen. Die Delegierten tagen zweimal täglich in der Kapelle des Patriarchenpalastes. Kaiser Friedrich muss sich von Gesandten

vertreten lassen. Solange es Papst Alexander und der Doge nicht gestatten, darf der Herrscher die Stadtgrenze nicht überschreiten – eine Abmachung, um die Furcht vieler Kongressteilnehmer vor Friedrichs militärischer Stärke zu dämpfen.

Täglich pendeln nun Diplomaten zwischen Venedig und dem kaiserlichen Lager in Chioggia am Südrand der Lagune.

Mehrere Wochen kämpfen die Gesandten vergebens um eine Einigung. Friedrich verlangt, dass die lombardischen Städte seine Herrschaftsrechte anerkennen. Das wollen die stolzen Stadtstaaten keinesfalls akzeptieren.

Alexander schlägt einen Kompromiss vor: Die Kriegsgegner sollen eine sechsjährige Waffenruhe beschließen. Doch Friedrich zögert, den Vorschlag anzunehmen.

Irgendwann fordern einige Bürger den Kaiser auf, auch ohne Erlaubnis in die Stadt einzuziehen. Die Namen und Motive jener Venezianer sind bis heute unbekannt. Doch versetzen sie mit ihrer Forderung die Gesandten der Gegenseite in Furcht.

Schon halten die Getreuen des Papstes ein Schiff zur Flucht bereit. Die Anhänger des Lombardischen Bundes ziehen sich ins nahe Treviso zurück. Die Verhandlungen drohen zu scheitern.

Doch Sebastiano Ziani verkündet durch einen Herold, dass er den Kaiser nur mit Alexanders Erlaubnis nach Venedig einlässe. Und Friedrich ist klug genug, den Zutritt nicht mit Gewalt zu erzwingen.

Beruhigt kehren die Diplomaten an den Verhandlungstisch zurück. Sie können sich auf den bereits vorgeschlagenen Kompromiss einigen und die letzten Details klä-

ren. Dann endlich darf Friedrich die Stadt betreten.

In den Tagen nach der feierlichen Versöhnung auf dem Markusplatz wird Venedig mit Ehren und Privilegien belohnt. Friedrich erlässt den Kaufleuten unter anderem sämtliche Zölle, die sie bislang beim Durchqueren seines Reiches entrichten mussten – ein Akt, der den Venezianern für lange Zeit einen Vorteil gegenüber ihren Konurrenten im Mittelmeer verschafft.

Der Papst ehrt die Stadt, indem er noch bis Mitte Oktober bleibt und mehrmals in San Marco die Messe liest. Er überträgt Kirchen und Abteien das einträgliche Recht, Ablass zu gewähren, und weiht einige Gotteshäuser persönlich.

Noch wichtiger aber ist die symbolische Bedeutung, die von der *Pax Veneta*, dem „Frieden von Venedig“, ausstrahlt, der Prestigegegnen: Einen Sommer lang ist die Stadt die Metropole der Christenheit. Ihr Oberhaupt, der Doge Ziani, steht als ebenbürtiger Fürst an der Seite von Papst und Kaiser.

In den folgenden Jahrhunderten werden die Venezianer die Geschichte des Friedens immer weiter ausschmücken. Werden sie umdichten und zum Mythos überhöhen. Und den Ereignissen von 1177 bald eines der wichtigsten Staatsfeste widmen.

In den Gesängen dieser alljährlich am Himmelfahrtstag gefeierten *sensa* klingt der Friede von Venedig bis heute nach: „Du glückliches, friedensreiches Venedig! Dein Name wird in Ewigkeit unvergessen sein.“ □



Nach schwierigen Verhandlungen kniet Friedrich I. Barbarossa auf dem Markusplatz vor dem Heiligen Vater nieder. Papst Alexander III. belohnt die Unterwerfungsgeste: Er nimmt den exkommunizierten Kaiser wieder in die Kirche auf (Fresko von Aretino Spinello, um 1410)

Die Historikerin Dr. Helen Bömelburg, 30, arbeitet als Journalistin in Hamburg.

Kriegsfahrt nach Osten

Im 12. Jahrhundert ist Venedig bereits eine wohlhabende, weithin geachtete Handelsmetropole. Aber erst ein blinder Greis formt die Republik zur Großmacht: 1202 fährt der 95-jährige Doge Enrico Dandolo an der Spitze einer mächtigen Kreuzzugsflotte Richtung Osten. Von Zufall ebenso wie von Kalkül geleitet, erobert das Staatsoberhaupt mit den anderen christlichen Kämpfern statt des Heiligen Landes schließlich das Kaiserreich von Byzanz mit dessen Kapitale Konstantinopel – und hinterlässt den Venezianern ein weitgespanntes Kolonialreich im Mittelmeer

Als Enrico Dandolo 1192 sein Dogenamt antritt, gebietet die Lagunenrepublik nur über Teile der Adria. 20 Jahre später herrscht Venedig über ein Kolonialreich, das sich bis nach Konstantinopel und Kreta erstreckt (katalanische Karte, 14. Jahrhundert)





Aus der Ferne scheint es, als würde die ganze Stadt aufs Meer hinausgleiten. Als hätten sich Häuser und Hütten, Gehöfte und Paläste des mittelalterlichen Venedig in Schiffe verwandelt. Prächtige Schiffe. In eine gigantische Flotte, die sich an diesem Tag Anfang Oktober 1202 nach und nach von den Hafenmauern bei San Marco löst. Die Flotte des Enrico Dandolo.

60 Kriegsgaleeren sind darunter, gut 40 Meter lange, schlanken Gefährte. Dazu rund 50 Lastsegler, kastenförmig, mit abgerundetem Bug und Heck, jedes mit Platz für mehrere hundert Menschen. Mehr als 100 Frachtschiffe, eigens konstruiert für den Transport von Pferden. Und unzählige kleinere Begleitboote.

An Bord der Flotte sind fast 30 000 Kreuzfahrer aus Frankreich und anderen Teilen Europas – rund die Hälfte allein aus Venedig. Dazu noch einmal so viele Seeleute und Ruderer. An den Kaianlagen unweit des Markusplatzes haben sich die letzten Venezianer gerade von ihren Verwandten und Freunden verabschiedet.

Etwa 100 000 Menschen leben inzwischen in Venedig. Längst ist aus der einstigen Ansammlung versprengter Gemeinden auf rund 100 Inseln eine wohlhabende Metropole herangewachsen, eine der größten in Europa. Zwar gibt es immer noch Sumpfwiesen und unbefestigte Brachen in der Stadt, grast mitunter Vieh an den Ufern der Kanäle. Wer die ungepflasterten Wege und Plätze durchstreift, muss oft durch dicke Schlamm waten.

Doch überall entstehen prachtvolle Kirchen und Palazzi. Die meisten Neubauten errichten die Bewohner nun in Stein, nicht mehr wie zuvor aus Holz. So viel Land haben die Venezianer der

Lagune zwischen den einzelnen Eilandabgerungen, dass Venedig zu einer fast durchgehenden Inselscheibe von gut zwei Kilometer Durchmesser geworden ist. Oft trennen nur mehr enge Kanäle die Teile der Stadt voneinander.

Am dichtesten besiedelt ist die Gegend zwischen dem zentral an einem Bogen des Canal Grande gelegenen Rialtoviertel – dort, wo scheinbar unablässig die Schiffe der Kaufleute anlegen und Gehilfen Ballen, Kisten und Fässer laden – und dem knapp einen Kilometer weiter südlich gelegenen Markusplatz.

Piazza San Marco! Hier glänzt die Lagunenstadt am hellsten. Erst vor kurzem musste ein Kanal zugeschüttet werden und ein Klostergarten weichen, um den Platz auf ein Vielfaches zu vergrößern. Am Ostrand der Piazza thront die Markuskirche aus rötelchem Ziegel, ihre fünf Kuppeln noch deutlich flacher als in späteren Zeiten; die Wände und Bögen tragen aber bereits viele jener Mosaiken und Marmortafeln, welche die Jahrhunderte überdauern werden.

Daneben, zur Lagune hin, der Dogenpalast: keine trutzende Festung mehr wie der alte Bau, der bis vor 30 Jahren hier stand, sondern ein neues, offenes Gebäude mit Säulengängen im Erdgeschoss und luftigen Arkaden im ersten Stock. Steinernes Sinnbild einer Stadt, die sich ihrer sicher ist. Gemeinsam mit der

Kirche und dem gegenüberliegenden Campanile bildet der Palast ein grandioses Ensemble. Zwei Säulen empfangen davor jeden Ankömmling, der Venedig vom Wasser aus betritt.

Doch heute ist der Tag des Abschieds. Der Klang von hundert Trompeten zieht jetzt über die Piazzetta und das Ufer der Lagune. Trommler schlagen dazu einen lebhaften Rhythmus. Die letzten Schiffe legen ab. Seeleute setzen Segel; die Ruderer der Galeeren ziehen die schlanken Riemen durch das aufschäumende Wasser.

An den meisten Masten wehen farbige Banner. Die Kreuzritter haben ihre Schilder außen an die Bordwände gehängt. Auf den Kastellen der Schiffe stehen Geistliche und singen den Hymnus „Veni Creator Spiritus“, um den Heiligen Geist um Beistand zu bitten. Am Ufer erschallt der Jubel der Venezianer, die das Spektakel beobachten. Ein Augenzeuge wird später vom „prächtigsten Anblick seit Beginn der Welt“ berichten.

Und das prachtvollste Schiff fährt an der Spitze: in Zinnoberrot gestrichen, reich verziert. Ein seidenes Zelt, ebenfalls in Rot, steht auf dem Deck. Darüber das Löwenbanner der Markusrepublik.

Es ist die Galeere jenes 95-jährigen blinden Mannes, der die Flotte anführt: des Doge Enrico Dandolo.

Venedigs Staatsoberhaupt verfolgt an Deck den Pomp des Abschieds. Die Dogenhaube auf seinem Kopf zierte das Kreuz der heiligen Krieger. Er weiß, dass dieser Kreuzzug möglicherweise das größte Wagnis ist, das seine Stadt je auf sich genommen hat. Und ihm ist auch bewusst, dass dieses Unternehmen vor allem sein Werk ist, seine Mission.

Der greise Kreuzfahrer wird weder das Heilige Land erreichen noch jemals in seine Heimat zurückkehren. Und dennoch die Geschichte der Serenissima so grundlegend, so tiefgreifend verändern wie vielleicht keiner vor und keiner nach ihm. Er wird das Zeitalter venezianischer



Um den Kaufleuten seiner Stadt den Handel zu erleichtern, lässt Dandolo eine neue Silbermünze prägen. Der *grosso* ist so rein wie kaum eine andere Währung des Mittelalters. Stolz zeigt sich auf ihm der bärige Doge an der Seite des Heiligen Markus



1201 handelt Dandolo mit französischen Kreuzrittern einen lukrativen Vertrag aus: Venedig soll eine Flotte bereitstellen, um sie in den Orient zu bringen. Als die mehr als 300 Schiffe, verziert mit den Wappen der Ritter, die Lagune verlassen, haben sich dem Heer auch der Doge sowie Tausende Venezianer angeschlossen [Kreuzfahrerschiffe in einer französischen Buchillustration des 15. Jahrhunderts]

Größe eröffnen. Denn mit Dandolos Unternehmern wandelt sich die wohlhabende Kaufmannsrepublik an der Adria zu einer Großmacht des Mittelmeers.

NIEMAND KANN HEUTE mehr genau sagen, was der 1106 oder 1107 geborene Enrico Dandolo in den ersten gut sechs Jahrzehnten seines Lebens getan hat.

Es ist wohl nicht zuletzt der Schatten seines Vaters, der die überlieferten Zeugnisse von Enrico so rar macht: Vitale Dandolo wirkt als Richter am Dogengesetz und als Botschafter der Republik, ist Berater und enger Vertrauter mehrerer Dogen. Das Clanoberhaupt lebt lange, und in Urkunden der Familie ist meist nur von ihm die Rede.

Sein großer Einfluss hat aber auch Vorteile: Vitales Kontakte ermöglichen seinem Sohn Enrico, der intelligent ist und eine gute Bildung erhält, den Zugang zu Venedigs höchsten Kreisen – und eine politische Karriere.

Die Dandolo, die ihr Vermögen als Kaufleute erworben haben, gehören im

12. Jahrhundert zu den mächtigsten Familien Venedigs. Enricos Onkel ist als Patriarch von Grado der oberste Kirchenherr der Region. Der Clan steht dem Dogen Vitale II. Michiel nahe, der ab 1156 regiert, und auch dessen beiden Nachfolgern.

Spätestens von 1172 an betraut den Staatsoberhäupter den mittlerweile 65-jährigen Enrico mit wichtigen diplomatischen Missionen. Dank seiner ruhigen, überlegten Art und seines politischen Instinkts wird er schließlich zum Richter berufen wie sein Vater, berät auch den Dogen. Dann aber schwindet sein Augenlicht.

Wahrscheinlich ist es ein Schlag auf den Kopf, der Dandolos Gehirn so schädigt, dass er immer weniger erkennen kann. Anfangs sehen der Dogen und die anderen Honoratioren über seine Behinderung hinweg. Lassen sich auch nichts anmerken, als er im Oktober 1176 auf einem Gerichtsdokument seinen Namenszug unter den des Dogen setzt und dabei am Ende, unsicher zeichnend, mit

dem Federkiel gleich um mehrere Zentimeter abrutscht. Als jedoch zwei Jahre später ein neuer Doge antritt, wird der Erblindende nicht mehr berufen. Ein Richter, der Schriftstücke offenbar nicht mehr entziffern kann, ist untragbar.

Dandolos politische Laufbahn scheint am Ende – nichts Ungewöhnliches für einen Mann im Alter von 71 Jahren. Er kümmert sich fortan um Familienangelegenheiten: Seine Brüder und er teilen nach dem Tod des Vaters das gut 100 mal 100 Meter große Anwesen des Clans am Canal Grande untereinander auf.

Dandolos Heim ist ein eher schlichter Komplex, mit Haupthaus, Wirtschaftsgebäuden und Werkstätten. Er lebt dort mit seiner Frau und mindestens einem Sohn. Zur Ruhe kommt der Alte jedoch nicht. Denn trotz seiner Erblindung will die Serenissima auf einen so erfahrenen Mann nicht verzichten. Und mit Gefolge kann er durchaus weiter in fremde Länder reisen.

So begibt er sich 1183 als Legat des Dogen nach Konstantinopel, um dort den Wiederaufbau des venezianischen Viertels zu beaufsichtigen. Acht Jahre später beweist er sein Geschick als Verhandlungsführer in Ferrara, wo er einen äußerst vorteilhaften Freundschaftsvertrag abschließt. Und es gibt noch einen weiteren Auftrag, dem seine Blindheit offenbar nicht entgegensteht: Am 1. Juni 1192 wird Enrico Dandolo mit 85 Jahren zum 41. Dogen von Venedig gewählt.

SEIT DEM 7. JAHRHUNDERT bereits herrschenden Dogen – deren Bezeichnung sich vom lateinischen *dux*, „Führer“, ableitet – in der Lagune. Anfangs sind sie Beamte der damaligen Vormacht Byzanz, die mit ihnen den fernen Grenzbereich in Norditalien zu kontrollieren sucht. Bald jedoch, um 730, wählen die Venezianer, die sich mehr und mehr der byzantinischen Herrschaft entziehen können, ihren Dogen selbst. Er wird, auf Lebenszeit im Amt, zum Oberhaupt Venedigs.

Doch die Dogen sind keine autokratischen Herrscher. Sie müssen sich vor

allem mit den einflussreichen Familien der Stadt arrangieren.

Im 10. und 11. Jahrhundert versuchen mehrere Dogen, alle Macht an sich zu reißen und das Amt wie eine Königskrone an Verwandte zu vererben. Doch den anderen Clans gelingt es, diese Anmaßenden zu zügeln – nicht selten durch Mord. Und jeden neuen Dogen versuchen seine Standesgenossen nach der Wahl genau zu kontrollieren.

Möglicherweise ist gerade dies der Grund, weshalb die Wahlmänner sich im Juni 1192 für Enrico Dandolo entscheiden. Von einem 85-jährigen blinden Greis haben die anderen Angehörigen der Oberschicht wohl kaum Machtbesessenheit und zu viel Ehrgeiz zu erwarten – und sicher keine allzu lange Amtszeit. Andererseits sind die persönlichen Qualitäten Dandolos unbestritten.

Und an Tatkraft mangelt es dem Alten offenbar auch nicht. Unter seiner Ägide wird das Münzwesen reformiert sowie die nicht mehr zeitgemäße Rechtssprechung der Republik. Erarbeiten der Doge und seine Ratgeber einen Katalog mit 74 Einzelgesetzen, die das richtige Vererben ebenso regeln wie das Aufsetzen von Kaufverträgen, Fragen der Mitgift ebenso wie die Pflichten in Venedig ansässiger Ausländer – der Grundstein für das spätere hoch entwickelte Rechtssystem der Serenissima.

Und dann, knapp neun Jahre nach seinem Amtsantritt, schickt sich Dandolo an, Venedigs Einfluss im Mittelmeer entscheidend auszuweiten.

ANFANG FEBRUAR 1201, die Winterkälte liegt noch über der Lagune, kommen sechs in edle Gewänder gekleidete Fremde in die Stadt. Sie wünschen den Dogen zu sprechen. Dandolo empfängt die Männer; sie geben sich als Gesandte mächtiger französischer Fürsten zu erkennen, von ihren Herren mit unbegrenzten Vollmachten ausgestattet.

Doch weshalb sie in Venedig sind, sagen sie zunächst nicht. Womöglich wissen sie, dass Dandolo in wichtigen

politischen Fragen nicht allein entscheiden kann. Denn im Laufe des 12. Jahrhunderts haben sich mehrere Gremien etabliert, in denen Venedigs Große, die Vertreter der städtischen Elite, mitregieren. Ohne Zustimmung dieser Räte kann der Doge weder Ausgaben veranlassen noch Zölle festsetzen, weder Richter berufen noch diplomatische Verhandlungen führen.

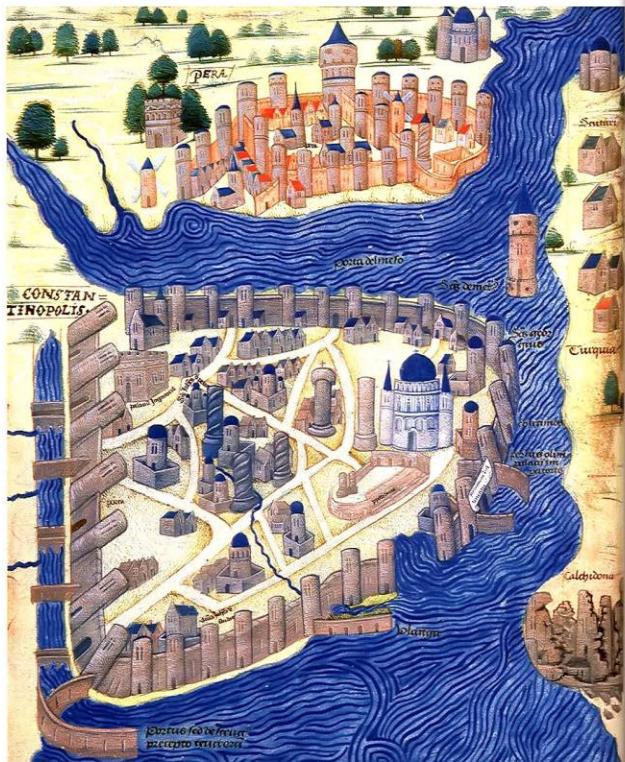
Und so präsentieren die sechs Gesandten ihr Anliegen jenem Gremium, in dem der Doge mit seinen einflussreichsten Beratern die wichtigen politischen Entscheidungen trifft – dem Kleinen Rat. Ihr Gesuch ist kolossal: Sie wollen von Venedig eine Flotte, so groß, wie es kaum je eine gegeben hat. Die Schiffe sollen ein Kreuzfahrerheer von 33 500 Mann ins Heilige Land transportieren.

Papst Innozenz III. hat zu diesem Kreuzzug aufgerufen. Jene französischen

Fürsten, in deren Auftrag die Gesandten nach Venedig gekommen sind, werden die abendländische Streitmacht anführen. Statt die Reise zu Lande auf sich zu nehmen, was strapaziös, zeitraubend und gefährlich wäre, wollen die Ritter auf dem Seeweg nach Ägypten und von dort aus nach Palästina gelangen. An Venedig sei es nun, ein Angebot für eine solche Flotte zu unterbreiten.

Die Anfrage ist im Grunde nicht ungewöhnlich. Venedig gilt als größte christliche Seefahrerstadt am Mittelmeer, und die beiden einzigen ernsthaften Konkurrenten, Genua und Pisa, sind gerade damit beschäftigt, gegeneinander Krieg zu führen.

Regelmäßig befördern venezianische Kaufleute zudem Pilger ins Heilige Land. Schon bei früheren Kreuzzügen hat die Serenissima Militärtransporte übernommen. Und sogar eine eigene



Kriegsfahrt organisiert: 1122 brach der Doge mit einem großen Schiffsverband gen Osten auf. Zwei Jahre später beteiligten sich die Venezianer an der Eroberung der Stadt Tyros im heutigen Libanon. Unter den Kämpfern waren Großvater, Vater und Onkel des damals 17-jährigen Enrico Dandolo.

Aber die Bitte der sechs Gesandten, das weiß Dandolo, hat andere Dimensionen. Eine Flotte dieses Ausmaßes bringt selbst Venedig an die Grenzen der Belastbarkeit. Würde alle Ressourcen der Stadt, all ihr Wissen, die Arbeitskraft so gut wie aller Bürger beanspruchen. Allerdings: Sollte das Unternehmen gelingen, ließe sich eine beträchtliche Summe verdienen.

Zudem, so überlegt Dandolo, könnten die Venezianer ihren Pflichten als gute Gläubige nachkommen. Denn wie seine Stadt ist auch der Doge zugleich von mercantilem Denken und von tief empfunderner Frömmigkeit durchdrungen.

Eine Woche Bedenkzeit erbitten sich Dandolo und die Mitglieder des Rates. Sie rechnen, überschlagen, beraten.

Dann kommt ihre Antwort: Für 85 000 Silbermark – zwei für jeden Ritter, Knappen oder Fußsoldaten, vier für jedes Pferd – könnte Venedig ein Jahr lang die nötige Zahl an Schiffen einschließlich Besatzung und Proviant zur Verfügung stellen. Zudem wolle man sich an dem Kreuzzug beteiligen. Vorausgesetzt, die mögliche Beute werde gleichmäßig unter Franzosen und Venezianern aufgeteilt.

Binnen kurzem sind die Gesandten einverstanden – und das, obwohl die zu zahlende Summe gewaltig ist: Sie entspricht fast 20 Tonnen reinen Silbers. Das Jahreseinkommen des französischen Königs beträgt nicht einmal die Hälfte.

Doch bevor der Vertrag unterzeichnet werden kann, muss Dandolo die Venezianer überzeugen. Vor dem Großen

Rat – in dieser Zeit eine Versammlung von etwa 40 einflussreichen Bürgern – wirbt er erfolgreich für das Abkommen.

Dann befragt er das Volk. Vor Tausenden in der Markuskirche lässt der Doge die Gesandten ihre Bitte wiederholen. Dann haben die Bürger das Wort. Mit zum Himmel emporgereckten Händen, so notiert ein Chronist, erschallt ihr Ruf: „Wir stimmen zu! Wir stimmen zu!“

In 16 Monaten, genau am 29. Juni 1202, soll die Flotte abfahrbereit sein.

ES IST EINE AUFGABE von titanischem Ausmaß, die sich Venedig vorgenommen hat. Als Erstes befiehlt der Doge, sämtlichen Fernhandel einzustellen, um die privaten Frachtschiffe der Kaufleute für die Kreuzzugsflotte zu akquirieren. Die Segler sind unverzichtbar für den Transport von Menschen, Ausrüstung und Nahrungsmitteln.

Handwerker in den Werften machen die Kriegsgaleeren seeklar und legen neue auf Kiel. Für den Transport der Pferde entwerfen Schiffbaumeister spezielle Frachter, in deren Rumpf tiefe Lukken eingelassen sind. Durch sie können etwa 30 Tiere in den Bauch eines solchen Gefährtes gelangen. Die Schlachtrosse werden in enge Abteile gepfercht und mit Riemen festgezurrt, sodass die Hufe fast in der Luft schweben. Damit die Tiere dennoch gelenkig bleiben, sollen regelmäßige Peitschenhiebe sie dazu bringen, ihre Beine zu bewegen.

Tonne um Tonne bereiten die Venezianer den Proviant für die lange Seefahrt vor. Trocknen Bohnen, pökeln Fleisch.

Das größte Problem aber sind wohl die Mannschaften. Gut 30 000 Menschen braucht Dandolo, um alle Schiffe zu besetzen – neben Seeleuten und Soldaten vor allem Ruderer für die Galeeren und



Im Juni 1203 ankert die Flotte bei Konstantinopel, das sich in dieser Illustration aus dem 15. Jahrhundert schemenhaft auf einem Hügel abzeichnet. Kaum einer der Kreuzfahrer kennt die Stadt so gut wie Dandolo: Er hat sie als venezianischer Diplomat mehrfach besucht

Auf einer Landzunge am Bosporus liegt Konstantinopel, die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches. Die Kreuzfahrer leiten ihren Zug hierhin um, weil ein vertriebener Prinz um ihre Hilfe bittet (Darstellung der Stadt aus dem 15. Jahrhundert)



Geführt von Dandolo, greifen die Kreuzfahrer im Sommer 1203 von ihren Schiffen aus die mächtigen Befestigungsmauern Konstantinopels an. Die Verteidiger wehren sich mit Steinen und Pfeilgeschossen (Buchillustration aus dem 15. Jahrhundert)

die Pferdetransporter. Viele der Männer müssen außerhalb der Lagune rekrutiert werden. Aber so schwierig die Organisation auch ist, alles klappt perfekt: Pünktlich im Sommer 1202 ist die Flotte einsatzbereit.

Im Verlauf des Juni finden sich die Kreuzfahrer – ein Teil kommt aus den deutschen Landen und Norditalien, die meisten aus Frankreich – in einem improvisierten Heerlager auf dem Lido ein. Es treffen Ritter zu Pferde mit ihren Knappen ein, junge Adelige samt Gefolge, Bauern und Handwerker, die sich als Fußsoldaten beteiligen wollen. Doch es sind weit weniger als erwartet. Nur knapp 15 000 zählen die Anführer, nicht einmal halb so viele wie angekündigt.

Und für Venedig noch schlimmer: Mit den ferngebliebenen Kämpfern fehlt auch deren Geld. Die Anwesenden können die vereinbarte Summe nicht aufbringen. Ohnehin sind die Kreuzfahrer, die eigentlich eine rasche Zahlung in vier Raten versprochen hatten, bislang säumig geblieben. Und nun schaffen es die an der Lagune Versammelten gerade

mal, etwa 50 000 Silbermark zusammenzulegen; 35 000 Silbermark bleiben sie schuldig. Die Venezianer, die mehr als ein Jahr lang alles auf eigene Kosten vorbereitet haben, sind außer sich.

Weshalb es so kommen konnte, ist schwer zu sagen. Der Anführer des Kreuzzugs, der Graf der Champagne, ist in der Zwischenzeit gestorben. Vielleicht fühlen sich nun nicht mehr an die Abmachungen gebunden und sind deshalb zu Hause geblieben. Manche haben sich auf eigene Faust auf den Weg gemacht und wollen sich von anderen Häfen aus einschiffen. Möglicherweise war aber auch die ein Jahr zuvor von den Gesandten genannte Teilnehmerzahl viel zu hoch gegriffen.

Nun droht die Lage zu eskalieren. Die Einwohner Venedigs wollen die Flotte

auf keinen Fall auslaufen lassen, solange die auf dem Lido lagernden Franzosen ihre Schuld nicht beglichen haben. Die wiederum verstehen nicht, weshalb sie wochenlang festsitzen, wo sie ihren eigenen Tribut doch schon geleistet haben.

Enrico Dandolo steht zwischen den Fronten. Er ist der Architekt des Vertrages und fühlt sich beiden Seiten verpflichtet. Sein diplomatisches Geschick ist jetzt gefragt. Und die Zeit drängt: Schon bald wird die Seereise wegen des nächsten Winters bis zum nächsten Jahr undenkbar sein.

Gut möglich, dass Dandolo all dies so oder so ähnlich vorausgesehen hat. Gut möglich auch, dass er insgeheim sogar darauf spekuliert hat. Sicher ist jedenfalls, dass ihm nun sehr schnell ein Weg einfällt, wie die Kreuzfahrer ihre Schuld tilgen oder zumindest stunden können.

Sie sollen den Venezianern helfen, die Stadt Zara (heute: Zadar) an der dalmatinischen Küste zu erobern, die sich Venedigs Hegemonieanspruch in der Adria schon lange widersetzt. Gegen eine so große Übermacht könnte sich die rebel-

lische Stadt nicht wehren. Venedig hätte die Herrschaft auf seinem Hausmeer wiederhergestellt.

Manche Franzosen protestieren zunächst gegen diesen Vorschlag – Zara ist immerhin eine christliche Stadt. Was wird der Papst dazu sagen?

Doch im Grunde haben die Ritter keine Wahl, wenn sie das Projekt nicht gefährden wollen. Schließlich stimmen sie dem Vorschlag zu.

In einer feierlichen Zeremonie in der Markuskirche spricht Dandolo zu seinen Mitbürgern: „Ich bin ein alter und schwacher Mann. Ich brauche Ruhe, und mein Körper ist kraftlos. Aber ich sehe, dass keiner euch leiten kann wie ich, der ich euer Herr bin. Wenn ihr es zulässt, dass ich das Zeichen des Kreuzes nehme, gehe ich, um mit den Kreuzfahrern zu leben oder zu sterben.“

Die Venezianer sind begeistert, als sie hören, dass der greise Doge nicht nur die Expedition gegen Zara anführen, sondern sich auch den Kreuzfahrern anschließen will, um für die Befreiung des Heiligen Landes zu kämpfen.

Noch in der Kirche nehmen viele Bürger ebenfalls das Kreuz. Und kurz darauf beschließt die Stadt, dass die Hälfte aller wehrfähigen Männer am Kreuzzug teilnehmen soll. Das Kreuzfahrerheer der Serenissima steht dem französischen da-mit an Größe kaum nach.

Wenige Wochen später fährt die Galere des Dogen an der Spitze der riesigen Flotte mit rund 60000 Menschen auf die Adria hinaus.

ZARA FÄLLT NACH nur fünf Tagen Belagerung. Dandolo kann zufrieden sein; Papst Innozenz III. indes ist empört – und exkommuniziert das gesamte Kreuzfahrerheer. Die Gläubigen, die sich von ihrer Teilnahme an der Expedition eigentlich die Vergebung ihrer Sünden erhoffen, müssen nun immerwährende Verdammnis fürchten.

Gesandte werden zum Papst geschickt, ihn umzustimmen. Bischöfe, die den Kreuzzug begleiten, erklären den

Bann derweil für aufgehoben, um die Kreuzfahrer zu beruhigen – obwohl die Geistlichen dazu gar nicht befugt sind.

Bald kommt Antwort von der Kurie: Innozenz vergibt den französischen Kreuzfahrern, nicht aber den Venezianern, den Initiatoren der frevelhaften Tat. Dandolo und seine Berater beschließen, ihren Kämpfern dies zu verschweigen und sie im Glauben zu lassen, sie seien noch immer auf göttlicher Mission. Die Flotte bezieht Winterquartier in Zara.

Kurz darauf treffen Gesandte des römisch-deutschen Königs Philipp von

Lange Zeit waren Venedig und das Oströmische Reich Verbündete. Die Venezianer genossen auf byzantinischem Boden Zollfreiheit und andere Handelsprivilegien; dafür unterstützte Venedig die schwächernde Großmacht im Kriegsfall mit einer schlagkräftigen Flotte.

Doch als sich die Venezianer 1167 weigerten, für den Kaiser ehemals byzantinische Gebiete in Süditalien zurückzuerobern, verschlechterten sich die Beziehungen. 1171 eskalierte die Situation schließlich: Kaiser Manuel I. ließ sämtliche in seinem Herrschaftsgebiet

Keine Streitmacht hat die Mauern Konstantinopels bislang bezwungen

Schwaben ein. Sie vertreten die Sache eines byzantinischen Prinzen: Sieben Jahre zuvor hat dessen Onkel den eigenen Bruder vom Kaiserthron in Konstantinopel gestoßen, ihn blenden lassen und sich selbst zum Herrscher gemacht. Prinz Alexios, dem Sohn des Gestürzten, gelang die Flucht an den Hof seines Schwagers Philipp.

Dort hat der Prinz von dem Kreuzzug erfahren und einen Plan entworfen: Wie wäre es, wenn die Kreuzfahrer den inzwischen 19-jährigen Alexios nach Konstantinopel eskortieren und ihm helfen würden, den verhassten Onkel vom Thron zu stürzen?

Nach seiner Krönung als neuer Kaiser werde er dann den Kreuzzug mit 10000 Kämpfern unterstützen und zudem 200000 Silbermark bezahlen. Darüber hinaus wolle er die Kirche des Byzantinischen Reiches, die ja seit dem 11. Jahrhundert von der römischen getrennt ist, unter die Hoheit des Papstes stellen.

Erneut geht es also darum, eine christliche Stadt einzunehmen. Eine Stadt, die Dandolo gut kennt. Mehrfach ist er als Botschafter in heiklen Missionen am Bosphorus gewesen. Und der Doge weiß um die schwierigen venezianischen Beziehungen zu Konstantinopel.

lebenden Bürger Venedigs gefangen nehmen.

Zwar konnten Gesandte beider Seiten die Konflikte entschärfen, doch das Verhältnis der Mächte blieb spannungsreich – und auch der jetzt amtierende Kaiser ist kein Freund der Venezianer.

Dandolo ist sich bewusst, dass ein neuer, Venezianer wohlgesonnener Herrscher ein Segen wäre. Denn noch immerwickelt die Republik den Großteil ihres Handels über Konstantinopel ab. Doch sollte der Staatsstreich misslingen, wären über zwei Jahrzehnte diplomatischer Mühen vergebens gewesen.

Am Ende sind die Versprechungen des Alexios einfach zu verlockend. Dandolo, der gemeinsam mit den Franzosen auf die Bitten des Prinzen eingeht, ahnt nicht, dass dessen Angebote kaum etwas mit der Realität zu tun haben. Die Zahlen sind Traumgespinste.

Wieder einmal.

AM 23. JUNI 1203, gut ein Jahr nachdem die ersten Kreuzfahrer in Venedig eingetroffen sind, werfen die Seeleute Anker am östlichen Ufer des Bosphorus. Gegenüber, nur wenige Kilometer entfernt, liegt Konstantinopel, die größte und wohlhabendste Stadt der Christenheit.

Doppelt so viele Menschen wie in Venedig leben hier. Die zehn größten Städte Westeuropas könnten Platz in ihren Mauern finden. Auf einer Landzunge steigt die Stadt von den Ufern des Bosporus und des Marmara-Meers aus an steilen Hügeln empor. Die Kuppen der Kirchen, darunter die fast 60 Meter hohe Hagia Sophia, durchbrechen das feine Gewebe ihrer Dächer. Prächtige Paläste erstrecken sich auf Arealen von zum Teil mehreren hundert Meter Länge.

Umgürtet wird das Stadtgebiet von einer mächtigen Befestigungsanlage; auf der Landseite im Westen ragen die Türme der doppelten Schutzmauern bis zu 20 Meter auf. Kein Feind hat dieses Bollwerk jemals bezwungen.

Im Lager der Kreuzfahrer muss Dandolo den Kampfesfeier einiger Ritter bremsen, die sofort losschlagen wollen. Nichts wäre gefährlicher als ein unüberlegter Angriff, erklärt der Doge. Ihm ist vermutlich bekannt, dass der Kaiser wohl dreimal so viele Krieger kommandiert.

Die Anführer einigen sich darauf, abzuwarten. Die bloße Präsenz ihres Heeres und die Kunde, der byzantinische Prinz sei an dessen Spitze zurückgekommen, sollen das Volk von Konstantinopel zum Aufstand gegen den unrechtmäßigen Kaiser bewegen.

Zwölf Tage harren die Kreuzfahrer am Ufer des Bosporus aus. Schicken

Boote mit Gesandten hinüber. Rudern den Prinzen mit zeremoniellem Aufwand über die Meerenge und preisen ihn den auf den Mauern zusammenströmenden Byzantinern als ihren „natürlichen Herrn“. Doch außer steinernen Geschosse erhalten sie keine Antwort.

Ein Angriff scheint der einzige Weg zu sein, Alexios auf den Thron zu heben.

Der entscheidende Schlag beginnt am Morgen des 17. Juli 1203. Die venezianische Flotte bewegt sich auf die Mauern am Goldenen Horn zu, einem schmalen Meeresarm, der die Stadt an der Nordseite begrenzt. Die Männer haben die Schiffe mit Rinderhäuten verkleidet, um sie vor brennenden Pfeilen zu schützen. Katapulte sowie Rammböcke sind an Bord in Position gebracht.

Oben an den Masten der großen Lastschiffe haben Seeleute auf Dandolos Geheiß begehbar Stege angebracht. Die venezianischen Kreuzfahrer sollen sie über Strickleitern erklimmen, um auf gleicher Höhe mit den Verteidigern der Mauern kämpfen zu können.

Noch ehe aber die Lastschiffe an die Befestigung heranfahren können, treibt sie der mörderische Geschosschlagel der Byzantiner zurück. Mehrmals versuchen die Venezianer das Manöver, immer wieder misslingt es.

Da wagt Dandolo Unglaubliches: Er lässt seine Dogengaleere an den anderen

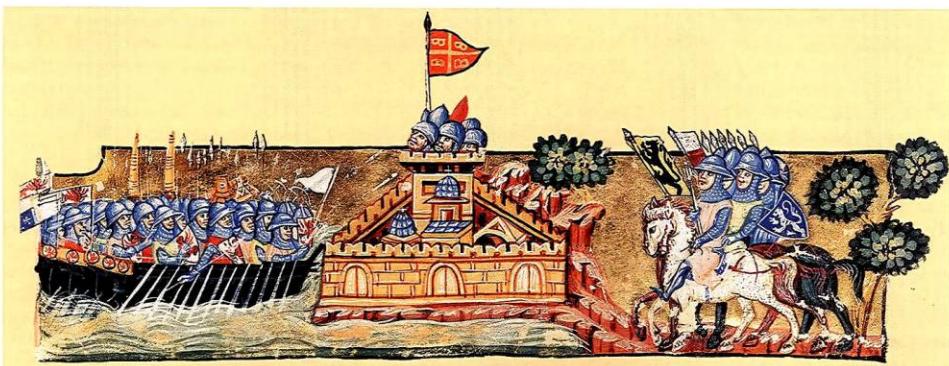
Schiffen vorbeisteuern und mit hoher Geschwindigkeit auf die Stadt zuhalten. In voller Rüstung steht er selbst am Bug, mitten im Wirbel der Pfeile und Geschosse, vor sich das Banner des Heiligen Markus. Als die Ruderer die Galeere auf den schmalen Landsaum vor den Mauern werfen, springen einige Männer an Land und rammen die Standarte in den Boden.

Dieser Vorstoß ist Aufbruchsignal und Ermutigung zugleich. Nun gelingt es anderen Venezianern, ebenfalls zu landen. Sie stürmen die Mauern. Schnell erobern die Truppen 25 Wachtürme.

Weiter kommen die Kämpfer Dandolos jedoch zunächst nicht, und die französischen Ritter, die zur gleichen Zeit von Land aus die Stadt angreifen, scheitern an den gewaltigen Westmauern. Ihr Ziel erreichen die Kreuzfahrer trotzdem: Noch in der Nacht flieht der Kaiser.

Die Byzantiner erheben daraufhin den geblendet Vater des Alexios wieder zum Kaiser und lassen die Kreuzfahrer durch die geöffneten Tore als Helden einziehen.

Der Triumph ist groß, doch bald schon kommt unter den Kreuzfahrern Unmut auf. Zwar wird Alexios Anfang August zum Mitkaiser gekrönt, und er zahlt den Verbündeten 100000 Silbermark aus – so viel, dass die Franzosen nun endlich ihre Schuld gegenüber den Venezianern



Venezianische Flotte und französische Kreuzritter zu Pferde nehmen Konstantinopel in die Zange. Im Mai 1204 muss die Stadt schließlich kapitulieren. Die Sieger teilen das Byzantinische Reich untereinander auf. Dandolo sichert der Serenissima Gebiete und Inseln entlang wichtiger Handelswege – ideale Stützpunkte für die Kaufmannsrepublik (venezianische Buchmalerei um 1330)

begleichen können. Doch die zweite Hälfte der versprochenen Summe bleibt aus. Stattdessen hält der junge Herrscher die Kämpfer hin, bittet sie, noch ein weiteres Jahr in seinem Reich zu bleiben.

Die Anführer der Franzosen sagen zu, auch Dandolo gibt sein Einverständnis. Zu gering ist bislang die Macht des neuen Kaisers im übrigen Oströmischen Reich – und zu groß womöglich noch der Einfluss des geflohenen Onkels.

Würde das Heer jetzt ins Heilige Land ziehen, könnte dieser zurückkehren und sich erneut zum Herrscher aufschwingen. Als Feind Venedigs.

Für die weitere Bereitstellung der Flotte sichert der junge Kaiser dem Doge noch einmal 100000 Silbermark zu. Doch nach wenigen Monaten wird klar, dass Alexios auch diese Vereinbarung nicht einhalten wird. Hochmütig ignoriert er nun die wiederholten Forderungen der Kreuzfahrer. Gesandte, die ihm schließlich ein Ultimatum für die Zahlungen überbringen sollen, müssen aus dem Palast fliehen.

Daraufhin beginnen die venezianischen und französischen Krieger, deren Lager außerhalb der Stadt liegt, die Umgebung zu plündern, um sich zu holen, was ihnen der Kaiser verwehrt.

Alexios verliert nun auch die Unterstützung seines Hofs – und bald darauf sein Leben. Ein hoher Beamter putscht und lässt den Gestürzten erwürgen; dessen Vater kommt ebenfalls zu Tode. Der neue Kaiser fürchtet zwar die Kreuzfahrer, doch kann er deren Ansprüche ebenso wenig erfüllen wie sein Vorgänger. Stattdessen beginnt er damit, die Verteidigungsanlagen der Stadt auszubauen.

Auch Dandolo und die Franzosen wollen nun nicht mehr verhandeln. Ihr Entschluss ist längst gefasst: Krieg.

SO GERÄT IM FRÜHJAHR 1204 der Kreuzzug nach Jerusalem abermals zu einem Kampf für völlig andere Ziele. Jetzt geht es darum, die Hauptstadt der einstigen Vormacht Venedigs zu bezwingen und die Herrschaft in dem Ägäis-Reich zu

In die Zukunft investieren

Nachhaltigkeit und Rendite sind kein Widerspruch: Das beweist der BHF SustainSelect FT, der mit seiner Mischung aus ökologisch, sozial und ethisch orientierten Aktien- und Rentenfonds zu den besten Dachfonds am Markt gehört. Ganz neu haben wir jetzt den FT ClimateChange im Programm: wenn Sie

zwei auf die Chancen von Unternehmen setzen wollen, die sich auf Energieeffizienz, Energiespeicherung, alternative Energien und CO₂-Reduktion konzentrieren. Den aktuellen Verkaufsprospekt erhalten Sie bei Ihrem Berater. Oder direkt bei uns unter Tel.: 069/9 20 50 200 und www.frankfurt-trust.de.

FRANKFURT-TRUST
ASSET MANAGEMENT



übernehmen. Und ebenso klug wie entschlossen versucht der Doge, alles dafür zu tun, dass Venedig davon am meisten profitiert.

In ihrem Hauptquartier beraten die Kreuzfahrer, was im Falle eines Sieges zu tun ist. Dandolo, dessen Ansehen und Autorität seit seinem Vorstoß auf die Mauern noch gestiegen ist, bringt die anderen Anführer dazu, einen detaillierten Vertrag aufzusetzen.

Der „Märzpunkt“ liest sich wie der Entwurf zu einem venezianischen Großreich. Drei Achtel des byzantinischen Herrschaftsgebietes und der Hauptstadt Konstantinopel sollen an die Serenissima fallen. Anders als die übrigen Nutznießer der Eroberung, die französischen Fürsten, wäre der Doge für die Territorien dem zukünftigen Kaiser von Konstantinopel – den die Kreuzfahrer aus ihren Reihen wählen wollen – nicht einmal einen Vasalleneid schuldig.

Zudem setzt Dandolo durch, dass kein Kaufmann einer mit Venedig verfeindeten Stadt das neue Kaiserreich auch nur betreten darf. Doch noch sind all diese Vereinbarungen nicht mehr als ein auf Pergament gebannter Wunsch.

Am 12. April 1204 durchbrechen die Kreuzfahrer die Stadtmauern Konstantinopels, nachdem drei Tage zuvor ein erster Angriff gescheitert ist. Diesmal fallen die Kämpfer als feindliche Armee ein, rücksichtslos und brutal. Plündernd ziehen sie durch die Straßen der christlichen Stadt, rauben Kleinodien und Schmuck aus den Häusern, zerren Gold und Statuen aus den Palästen. Und sie zerstören wie im Wahn.

Ein byzantinischer Chronist hält fest, wie Kreuzfahrer die Hagia Sophia ausrauben und verwüsten: Sie zerschlagen den Hochaltar, um die Edelsteine seiner kunstvollen Verzierungen herauszubrechen. Tragen alle beweglichen Schätze hinaus und stehlen selbst noch die Silberverkleidung der Altarstufen.

Um die Beute abzutransportieren, treiben sie Maultiere in die Kirche, „die mit ihrem Kot das Heiligtum besudeln“.

Tagelang schänden und morden die Männer. Legen Brände, die große Teile der Stadt verheeren. Mitverantwortlich für die Raserei sind die Geistlichen: Sie haben den Kampf gegen die Byzantiner, die sich weiterhin nicht dem Papst unterstellen wollen, zu einem Teil des Kreuzzugs gegen die Ungläubigen erklärt.

Endlich vermögen Dandolo und die Anführer der Franzosen, die Ordnung wiederherzustellen. Sie lassen das Beutegut zusammentragen und schätzen.

Gegenstände im Wert von 300 000 Silbermark türmen sich schließlich auf – vermutlich nur ein Bruchteil dessen, was die Männer des Heeres heimlich einbehalten haben. 100 000 Silbermark stehen den Venezianern für die Flotte zu; ebenso hoch ist ihr Anteil an der Kriegsbeute.

Doch die entscheidende Beute dieses Krieges bemisst sich nicht in Silber, Gold oder Edelsteinen. Nachdem ein Gremium aus Franzosen und Venezianern den Grafen Balduin von Flandern zum Herrscher des neuen, „lateinischen“ Kaiserreichs von Konstantinopel

Kreuzritter gegen Geld und im Austausch mit anderen Gebieten die größte griechische Insel Kreta, günstig gelegen auf direkter Strecke zwischen Venedig und den reichen Häfen Ägyptens.

Noch allerdings sind all diese Besitzungen nur Namen in den Absprachen der Sieger. Bloße Ansprüche, die gegen die einheimische Bevölkerung, gegen Konkurrenten und Feinde durchgesetzt werden müssen. Erst nach und nach werden die Venezianer ihre Macht in den neugewonnenen Gebieten einrichten.

In den folgenden Jahren erobern sie Durazzo (heute die Stadt Durrës in Albanien) und Korfu, bauen Modon und Koron auf dem Peloponnes zu Bastionen aus. Vertreiben die Genuesen, die Kreta in ihrer Hand gehalten haben. Machen Euböa – das sie Negroponte nennen – Stück für Stück zu einem ihrer Hauptstützpunkten in der Ägäis. Auf der Kykladen-Insel Naxos, die eigentlich dem neuen Kaiser untersteht, errichtet ein venezianischer Patrizier mit dessen Erlaubnis ein eigenes Herzogtum.

Dandolo bringt Venedig reiche Beute – die Stadt ist jetzt eine Großmacht

gewählt hat, werden die byzantinischen Besitzungen verteilt.

Dandolo setzt sein gesamtes Verhandlungsgeschick ein, damit Venedig jene Gebiete zufallen, die den wirtschaftlichen und strategischen Interessen der Handelsmacht am meisten nützen: Territorien und Inseln an den Seerouten von Nordostitalien in den Orient.

Die Venezianer erhalten – neben drei Achteln der Stadt Konstantinopel – den Westteil Griechenlands bis zur Spitze des Peloponnes einschließlich der Inseln Korfu und Kephallenia, die Eilande Samos und Ägina bei Athen sowie Andros und Teile von Euböa, schließlich ein Gebiet in Thrakien.

Dandolo sichert der Republik zudem in einem Sondervertrag mit einem der

Um 1210 beherrscht die Lagunenstadt ein Kolonialreich von beachtlichem Ausmaß – ein Imperium, das sich weit ins östliche Mittelmeer erstreckt. Über große Landmassen verfügt die Serenissima indes nicht, denn lediglich einen kleinen Teil der ursprünglich zugesprochenen Gebiete hat sie tatsächlich in Besitz genommen, hat nur dort Stützpunkte für die Flotte und die Kaufleute der Republik eingerichtet, wo es für den Handel vorteilhaft ist. Dennoch nennt sich der Doge nun stolz „Herr über anderthalb Viertel des Römischen Reiches“.

SECHS JAHRE ZUVOR, schon bald nach seinem großen Triumph von 1204, hat Enrico Dandolo einen Großteil der Flotte gen Venedig segeln lassen. An eine Wei-

terfahrt ins Heilige Land denkt keiner mehr – zum Unwillen des Papstes halten die meisten Teilnehmer den Kreuzzug im März 1205 für beendet. Doch der Pontifex zeigt sich etwas versöhnt, da die Kirche Konstantinopels nun wieder seiner Oberhoheit unterstehen soll.

Dandolo ist inzwischen 98 Jahre alt. Er gehört nach wie vor zu den Garanten des fragilen jungen Reiches, versucht gemeinsam mit Kaiser Balduin und den Franzosen die Herrschaft von Konstantinopel aus zu organisieren.

Im Februar 1205 verbinden sich byzantinische Adelige in Thrakien mit einem bulgarischen Herrscher, um die neuen Machthaber zu stürzen. Eine Armee französischer Ritter, angeführt vom Kaiser, wird bald darauf bei Adrianopel vernichtend geschlagen, Balduin gefangen genommen. Dandolo stellt Hilfsstruppen auf und reitet mit ihnen von Konstantinopel aus herbei.

Den Kaiser kann der Doge zwar nicht befreien, doch gelingt es ihm, die Reste von dessen Truppen in die sicheren Mauern der Hauptstadt zurückzuführen.

Aber Dandolo hat sich auf den tagelangen Ritten zu viel zugemutet. Seine Leiste ist angeschwollen, vermutlich die Folge eines Eingeweidebruchs. Kein Heilkundiger kann ihm helfen.

Und so stirbt der fast 100-Jährige schließlich im Mai 1205.

Mit allen Ehren tragen Venezianer und Franzosen den toten Dogen in Konstantinopel zur Hagia Sophia und betten ihn dort in ein steinernes Grab, 1500 Kilometer von der Heimat entfernt.

Das Beutegut der Venezianer hat Dandolo noch vor seinem Tod an die Lagune verschiffen lassen. Eines der großartigsten Kunstwerke Konstantinopels, eine bronzenen Quadriga aus dem Hippodrom, stellen die Bürger später über dem Hauptportal der Markuskirche auf.

Jener Kirche, in der sie einst beschlossen hatten, mit dem Kreuz gen Osten zu ziehen. □

Australien hat mich
nie wieder losgelassen.
Oder war es umgekehrt?



Ein TUI Urlaub hält länger.

Hätten Sie gedacht, dass in Ihrem Herzen Platz für einen 7.682.300 km² großen Kontinent ist? Auf unseren Australien-Rundreisen besuchen Sie die pulsierenden Metropolen Sydney und Melbourne, fahren die legendäre Great Ocean Road entlang und erleben den Ayers Rock bei Sonnenaufgang. Mehr dazu im TUI Reisebüro, im Australien Katalog – Katalogen – oder



einem von acht TUI Weltentdecker unter www.tui.com



tui **tui**
Weltentdecker

Entscheidung an der Lagune

Seit dem 12. Jahrhundert ringen Venedig und Genua um die Vormacht im Mittelmeer. 1379 erreicht der Streit seinen Höhepunkt: Feindliche Truppen umzingeln die Lagunenmetropole und drohen sie zu erobern

von OLIVER FISCHER

Tief in der Nacht reißt Glockengeläut die Venezianer aus dem Schlaf. Der Alarm, das wissen die meisten sofort, verheiñt eine Katastrophe.

16. August 1379: Seit mehr als einer Woche kreuzen jenseits des Lido rund 50 genuesische Kriegsgaleeren. Auf dem Festland stehen zudem 24 000 Soldaten, Truppen von Genuas Verbündeten Padua und Ungarn, und blockieren alle Straßen.

Nun also, das bedeutet der Alarm, sind die Feinde auch in die Lagune vorgedrungen. Nach tagelangem Kampf ist die Inselstadt Chioggia im Süden, 25 Kilometer vom Markus-Platz entfernt, in der Hand genuesischer Truppen.

Venedig ist eingeschlossen, zum ersten Mal in seiner Geschichte. Und das ausgerechnet durch die Erzfeinde aus Genua und deren Verbündete.

Die Venezianer laufen nach dem Glockengeläut aus ihren Häusern, bringen ihre Wertsachen in den Klöstern in Sicherheit oder vergraben sie in ihren Gärten. Doge und Senat treten zu einer Krisensitzung

zusammen. Sie lassen alle zur Verteidigung bereitstehenden Schiffe zählen: Nur sechs Galeeren ankern im Hafen, alle in schlechtem Zustand.

Der größte Teil der Kriegsflotte segelt mehr als 1000 Kilometer entfernt in der Ägäis. Und niemand weiß, ob der Kommandant den Befehl zur Rückkehr erhalten hat.

Der Senat bittet um Friedensgespräche, doch die Genuesen lehnen ab. Allerdings verzichten sie auch auf einen Sturmangriff. Stattdessen beschließen sie, die Stadt auszuhuntern. Die Venezianer gewinnen noch einmal Zeit.

Vor dem Dogenpalast versammeln sich kurz darauf Hunderte Menschen. Sie fordern, Vettor Pisani zum Oberbefehlshaber zu machen.

Pisani ist einer der fähigsten Militärführer der Stadt und hat schon einen großen Sieg über Genua erkämpft. Doch der Senat zögert – der ehemalige Admiral, charismatisch und jähzornig, saß bis vor kurzem wegen einer angeblichen Pflichtverletzung im Gefängnis.

Als jedoch die Menschen vor dem Palast immer heftiger tobten, gibt die Regierung teilweise nach: Sie ernennt Pisani zum Stabschef unter dem formellen Oberkommando des Dogen.

Pisani will den einzigen verbleibenden Vorteil der Venezianer nutzen: ihre Ortskenntnis. In den Fahrriinen, die Chioggia umgeben, sollen sie Boote versenken – und so die dortigen Besatzer von ihren Verbündeten und dem Nachschub abschneiden.

Ob das gelingen kann, ist jedoch ungewiss. Denn dem Kommandanten fehlt es an Seeleuten, und so müssen auch Handwerker und Krämer in die Galeeren steigen.

Sein 200 Jahren schon tragen Genua und Venedig einen erbitterten Zweikampf aus: um die Kontrolle von Handelsrouten, um Profite, Einfluss – und um den Status als bedeutendste Seehandelsmetropole des Abendlandes.

Genua, knapp 300 Kilometer südwestlich von Venedig gelegen, schließt erst ab 1100

zu den großen Handelsstädten auf – lange nach Venedig. Dann aber expandiert die ligurische Hafenstadt schnell. Wie die Serenissima ist sie günstig gelegen, um Mitteleuropa mit Waren aus fernen Ländern zu versorgen.

Genuesische Kaufleute machen Geschäfte im westlichen Mittelmeer und mit den Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land, während sich die Venezianer auf den Handel mit dem Byzantinischen Reich und seiner Hauptstadt Konstantinopel konzentrieren.

Im Laufe des 13. Jahrhunderts aber dringen beide Städte in die Märkte der jeweils anderen ein. Und 1256 bricht zwischen den Rivalen erstmals Krieg aus. In Akkon, einer Stadt im Kreuzfahrer-Königreich Jerusalem und einem wichtigen Stützpunkt für den Orienthandel, wohnen venezianische und genuesische Kaufleute in getrennten Vierteln, um Streit zu verhindern.

Doch als ein Venezianer einen Genuesen tötet, plündern und brandschatzen dessen Landsleute die venezianischen Quartiere. Die Städte schicken daraufhin ihre Flotten aus, und es kommt vor Akkon zu einer großen Seeschlacht, die Venedig gewinnt.

Die Lagunenrepublik kontrolliert nun den Hafen der Stadt und verweigert den genuesischen Schiffen die Zufahrt. Aber Genueser Politiker nehmen Rache: Sie verbinden sich mit einem griechischen Adeligen, der sich 1261 zum Kaiser in Konstantinopel aufschwingt.

Zum Dank für die genuesische Unterstützung verweist er die venezianischen Kaufleute aus der Metropole. Damit verlieren sie ihre

beherrschende Stellung im Byzantinischen Reich.

Zudem beginnen die Genuesen, venezianische Handels schiffe zu kapern. Auch Privat leute beteiligen sich an der Ausrüstung und Bewaffnung der Galeeren, die Grenze zwischen Krieg und Seeräuberei verwischt.

Venedig lässt seine Handelsflotte fortan nur noch in Geleitzügen fahren, eskortiert von bis zu 30 Kriegsschiffen, und verliert trotzdem immer wieder wertvolle Fracht.

Genoa wird zunehmend mächtiger. 1281 besiegt es Pisa, die dritte italienische Seemacht, und beherrscht nun endgültig das westliche Mittelmeer. Auch im Schwarzen Meer, über das ein wichtiger Teil des Fernosthandels abgewickelt wird, baut es seinen Einfluss weiter aus.

Zweimal noch führt Venedig bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts Krieg gegen den

aufsteigenden Konkurrenten, Vergebens. Keiner der beiden Stadtstaaten vermag sich als Vormacht im Mittelmeer durchzusetzen.

Um 1376 gelingt es den Venezianern, dem byzantinischen Kaiser die Insel Tenedos vor den Dardanellen abzuhandeln. Wer hier sitzt, kontrolliert die Zufahrt zum Schwarzen Meer.

Das kann Genoa nicht hinnehmen: Im Mai 1379 greifen seine Schiffe in der Adria eine venezianische Flotte an und schlagen sie vernichtend.

Während ein Großteil der übrigen Flotte Venedigs im Mittelmeer auf Kaperfahrt ist, stoßen die Genuesen und ihre Verbündeten ungehindert bis zur Lagune vor und kreisen die Stadt ein.

Es ist der 22. Dezember 1379: Die Belagerung dauert schon gut vier Monate an. In Venedig ist die Lage

dramatisch, Angst und Hunger herrschen. Doch jetzt hat Pisani die Vorbereitungen für seine heimliche Aktion abgeschlossen.

Früh am Morgen fährt er mit mehreren Galeeren und Langbooten voller Bewaffneter in die Lagune hinaus, im Schlepp Kähne und Koggen, gefüllt mit großen Steinen.

In den Kanälen und Rinnen vor Chioggia versenken die Besatzungen ihre Boote und machen sie so zu kaum überwindbaren Hindernissen – die Belagerer sind nun selbst eingeschlossen. Aber sie wehren sich heftig.

Einige Genuesen versuchen, die Kanäle wieder freizuräumen, andere greifen die venezianischen Schiffe an. Auf dem Wasser und den nahen Sandbänken kämpfen bald Tausende Soldaten. Und es sieht nicht danach aus, als könnten

Pisaner Männer den Widerstand der Eingeschlossenen überwinden.

Dann aber, nach zehn Tagen, tauchen am Horizont die Segel der venezianischen Flotte auf.

Vor der Lagune gelingt es den großen und gut bewaffneten Verbänden nach und nach, die meisten genuesischen Galeeren zu zerstören. Mit Bordkanonen lässt der Kommandant auch auf Chioggia feuern und tötet dabei den Oberbefehlshaber der Genuesen.

Doch dessen Untergebene kämpfen weiter. Erst als ihnen im Juni 1380 die Nahrung ausgeht, geben sie auf, ausgezehrt und halb tot.

Im Triumphzug kehrt Venedigs Flotte nach San Marco zurück, 17 ramponierte genuesische Schiffe im Schlepptrau. Auf Hunderten von Booten fahren die Venezianer ihnen entgegen und feiern das Ende der Bedrohung.

Die Stadt hat eine Niederlage abgewendet – aber keinen klaren Sieg errungen: Denn auf dem Festland kann sich Venedig nicht vollends gegen die Feinde durchsetzen. Im Friedensvertrag, den die Kontrahenten ein Jahr später unterzeichnen, muss es die Insel Tenedos wieder abgeben.

Erst später wird deutlich: Venedig hat Genoa dennoch endgültig bezwungen. Parteikämpfe, die schon seit längerer Zeit immer wieder auf flammen, zermürben Genoa zunehmend von innen. Die Stadt sinkt allmählich zu einer zweitrangigen Kraft herab.

Venedig aber ist nun Europas führende Seemacht. □



Nach dem Sieg über Genoa feiern die Venezianer ihren charismatischen Stabschef Vettor Pisani (unter der Flagge) auf dem Markusplatz. Pisani hat die Schiffe des Feindes in der Lagune blockieren lassen (Gemälde von Alexandre-Jean-Baptiste Hesse, 1847)

Oliver Fischer, 37, ist Journalist in Hamburg.

HANDEL, 15. JAHRHUNDERT

Um 1495 illustriert der venezianische Maler Vittore Carpaccio im Auftrag der Scuola di Sant'Orsola, einer Wohltätigkeitsorganisation, das Leben der Heiligen Ursula. Der Legende nach war sie eine



Der Kaufmann von Venedig

bretonische Prinzessin, die dem Sohn des Königs von England zur Frau versprochen war. Vor der Hochzeit begab sie sich auf eine Pilgerfahrt nach Rom und wurde auf dem Rückweg von Hunnen getötet. Inspiriert von seiner Alltagswelt, erzählt Carpaccio in neun Bildern ihre Geschichte; Architek-

tur, Mode und Schiffbau in den Gemälden geben das Leben im Venedig des 15. Jahrhunderts wieder. So sind im Hintergrund des Werkes »Ankunft der Gesandten in der Bretagne« Gebäude im Stil der Lagunenstadt zu sehen



Nirgendwo im Abendland werden um 1430 so viele Kostbarkeiten aus Orient und Okzident umgeschlagen wie auf dem Rialto. Im Auftrag des venezianischen Senats fahren Schiffskonvois nach Flandern, in das Schwarze Meer und die Levante. Kehren heim mit Gewürzen, Tuchen, Edelsteinen. Doch häufig werden die Galeeren Opfer von Stürmen, Piraten oder Kriegswirren. Und so muss sich ein ehrgeiziger Händler stets etwas Besonderes einfallen lassen, um im Geschäft zu bleiben – einer wie Andrea Barbarigo

Hoffen und Beten. Viel mehr kann Andrea Barbarigo nicht tun in diesen trüben Tagen. Das Jahr 1433 hat nicht gut begonnen für den venezianischen Kaufmann: Seit vielen Monaten wartet er auf eine Ladung Baumwolle aus dem syrischen Akkon. Einen Teil musste er bereits ganz abschreiben: Genuesen haben die „Miana“ gekapert, jene Kogge, auf die sein Agent zwölf der insgesamt 26 Baumwollsäcke verfrachtet hatte.

Und die Goldfäden aus Konstantinopel! Schneefälle und scharfe Nordwinde halten die Galeere, welche die kostbare Lieferung transportiert, bei den dalmatinischen Inseln fest.

Und als wäre all dies nicht bereits Unglück genug, ist seit fast zwei Jahren wegen eines Krieges die Seeroute für Waren aus Flandern und England blockiert. Es gibt zwar noch die Überlandroute durch die deutschen Lande. Doch die ist nicht nur viel teurer, sondern auch riskant: Im Herbst ist eine Wagenkolonne mit venezianischen Waren Opfer eines habgierigen Adeligen geworden.

Wie um alles in der Welt soll er, Andrea Barbarigo, nun jene 200 englischen Wolltuche nach Venedig bekommen, die er bereits in Brügge gekauft hat?

Zum Nachdenken bleibt ihm genügend Zeit. Und er weiß: Wenn er nur Courage beweist, wenn er seine Tüche trotz der Gefahren auf dem Landweg irgendwie durchbringt, ehe der Senat wieder Galeeren losendet – dann kann er ein glänzendes Geschäft machen.

Denn die Preise für hochwertige Stoffe in Venedig sind rasant gestiegen. Der größte Handelsplatz des Abendlandes reagiert empfindlich auf jede Veränderung der Warenströme.

In der Metropole des Heiligen Markus pulsiert das Herz der europäischen Wirtschaft. Stetig mehren hier Kaufleute wie Andrea Barbarigo Ruhm und Wohlstand ihrer Heimat. Nirgendwo ist

das Angebot an Produkten so reich wie in der Lagune. Werden mehr Güter umgeschlagen, bedeutendere Geschäfte getätigt.

In den Magazinen und Läden des Handelsviertels am Canal Grande schwimmen Edelsteine, Silberfäden und feines Geschmeide, Samt und Goldbrokat sowie Glas aus venezianischer Produktion. Lagern Ballen katalanischer und französischer Wolle neben Büscheln von Filetseite. Glitzern Zinn, Silber und Eisen aus österreichischen Gruben, liegt Salz aus den Salinen Oberitaliens und Kretas. Stehen russische Pelze sowie Leder, Hornwaren, Schleier und Hüte aus deutschen Landen bereit für ihren Weitertransport.

Und wie es duftet! Aus der Levante haben die Kaufleute die Gewürze Indiens herbeigeschafft, Safran, Ingwer, Muskatblüten, Kümmel, Pfeffer, Zimt. In manchen Lagern verströmen Feigen, Mandeln und Rosinen ihre feinen Noten, aus anderen dringt der strenge Geruch von Käse und Trockenfisch.

Es gibt nichts, was die Händler der Stadt nicht liefern können.

DER AUFSTIEG DER SERENISSIMA zum Knotenpunkt der Weltwirtschaft beginnt im 11. Jahrhundert (siehe Seite 30). Er ist zugleich das Werk risikobereiter Händler und Geschöpfe einer weitsichtigen Regierung. Außenpolitik, Innenpolitik, Kriege und Friedensschlüsse – alles Tun der venezianischen Obrigkeit ist bereits früh von merkantilem Kalkül durchdrungen. Mit einem Ziel: den Kaufleuten beste Geschäfte zu ermöglichen.

Nachdem Venezianer 1204 mit einem Kreuzfahrerheer Konstantinopel erobert haben, errichtet die Serenissima ein Kolonialreich, mit dem sie die Seewege im östlichen Mittelmeer kontrolliert (siehe Seite 34). Die Regierung besetzt strategisch wichtige Inseln und Festungen. Schon zuvor hat sich die Republik Handelsprivilegien gesichert, sind vielerorts venezianische Kaufmannskolonien entstanden: Städte in der Stadt, mit eigenen Warenspeichern, Kirchen, Mühlen, Bäckereien und sogar eigener Rechtsprechung.

Die Lagunenmetropole entwickelt sich zum wichtigsten Umschlagplatz für Waren aus der Levante. Und auch Kauf-

leute, die ihre Güter lediglich über Venedig transportieren wollen, müssen diese an den Canal Grande bringen und eine Zeit lang zum Verkauf anbieten.

Um die Absatzwege nach Norden abzusichern, unterwirft die Republik auch das Delta des Po ihrer Kontrolle, zu dieser Zeit Europas größtes System von Wasserwegen: Stadt um Stadt muss vertraglich garantieren, dass sie nur Händlern die Durchfahrt erlaubt, die Waren aus Venedig an Bord haben oder dorthin transportieren, und alle anderen zurückweist.

Im Mittelmeer ist die Schiffahrt risikant. Piraten. Feindliche Flotten. Die Unwägbarkeiten des Wetters. Um die Händler vor solchen Gefahren zu bewahren und die hohen Kosten des Seetransportes für den Einzelnen zu senken, entwickeln die venezianischen Räte um 1310 ein neuartiges Transportsystem: die *mude* – bewaffnete Geleitzüge, die auf festen Linien verkehren.

Banner schmücken den Segler, der in einem Hafen festgemacht hat. Fernhandel dürfen nur Angehörige der Oberschicht Venedigs treiben. Der Senat lässt kaum etwas ungeregelt – die Förderung der Handelsinteressen hat dabei stets Priorität (Ausschnitt aus Carpaccios »Ankunft der Gesandten«)

Mehr als 20 Galeeren schickt der Senat von da an jährlich durch die Meere, in Verbänden von drei bis fünf Schiffen. Für diese offiziellen Handelsfлотten entwickeln Baumeister im Auftrag des Staates sogar einen neuen Schiffstyp: die Kaufmannsgaleere, ein schlankes, wendiges Schiff, das schnell segelt und bei 200 Mann Besatzung Raum für rund 150 Tonnen Ladung bietet.

Drei Ruderer pro Bank, insgesamt meist 150 Mann, sorgen dafür, dass die

Galeeren auch bei ungünstigen Winden sicher in die Häfen hinein- und wieder herausgelangen. Feinden ausweichen und auch bei Flaute zumindest langsam vorkommen können.

Viele dieser Galeeren sind mit Wurfmachinen, später mit Kanonen ausgerüstet und mit Armburtschützen besetzt. Im Konvoi bringen die Schiffe Streitmächte von bis zu 1000 Männern zusammen. Alle Matrosen müssen Schwerter und Spieße bei sich tragen. In unruhigen Zeiten lässt der Senat die Konvois zusätzlich von kleineren Kriegsgaleeren begleiten.

Die Handelsgaleeren sind Eigentum der Republik. Das Kommando über die Schiffe aber wird jedes Mal neu unter den nobili, den venezianischen Patriziern, versteigert. Der Meistbietende erhält die Erlaubnis, als Kapitän auf eigene Rechnung den Transport zu übernehmen und die Besatzung anzuheuern – oft für eine Gruppe von Geldgebern. Die Fracht-

raten, zu denen Kaufleute schließlich Waren auf die Reise schicken können, legt allerdings zuvor der Senat fest.

Auch sonst müssen die Kapitäne die Vorschriften einhalten. So legt die Regierung die Löhne der Matrosen fest und setzt einen Galeerenmeister ein, der als Oberkommandeur der Flotte während einer Reise darüber wacht, dass die Liegezeiten in den Häfen eingehalten werden und die Beladung stimmt.

Denn sogar die ist streng geregelt. Der Senat ordnet etwa an, welche Güter bevorzugt geladen werden müssen – die teuren Gewürze erhalten immer Vorrang –, und schreibt, um das Schiff vor Überladung zu schützen, vor, wie viele Ballen Baumwolle pro Schiffsladung mit einer speziellen Pressvorrichtung gefüllt werden dürfen und wie viele die Arbeiter von Hand packen müssen.

Und damit niemand auf die Idee kommt, per Hand nur besonders kleine Ballen zu packen, wird deren Mindestgewicht auf 150 Kilogramm festgelegt.

Die meisten Gesetze dienen dazu, Betrug und Monopole zu verhindern.

Zwar dürfen nur etwa zehn Prozent der Bevölkerung Handel unter der Flagge von San Marco treiben: die mächtigen Nobili sowie die *cittadini* – Bürger, die das Handelsprivileg trotz eingeschränkter politischer Rechte besitzen. Doch innerhalb dieser Gruppe sollen sich alle an den lukrativen Fernreisen beteiligen können.

Um 1420 verkehren Konvois mehr oder weniger regelmäßig auf fünf Hauptlinien: Die Galeeren der *muda di Romania* etwa steuern Griechenland, Konstantinopel und die Häfen im Süden des Schwarzen Meeres an. Ein Seitenzweig der Linie führt an dessen nördliches Ufer und zum Asowschen Meer.

Im Westen, wo es keine venezianischen Handelsstützpunkte gibt, reicht eine Route bis in die Nordsee: Der Konvoi bedient die Märkte Brügges und Londons, von wo aus die Waren in das Verkehrsnetz der Hanse gelangen. 1436 eröffnet der Senat als weitere Linie die





Matrosen reffen das Segel einer venezianischen Kaufmannsgaleere (oben links). Mehr als 20 dieser Gefährt schickt der Senat jährlich in Konvois zu drei bis fünf Schiffen auf große Fahrt. Bogenschützen und bewaffnete

Besatzung sichern die Ladung. Carpaccio malt die »Rückkehr der Gesandten nach England« aus dem Ursula-Zyklus um 1495

muda di Barbaria. Sie führt längs der nordafrikanischen und der spanischen Küste nach Valencia.

Die wichtigsten Geleitzüge aber sind die in die Levante: die Mude nach Alexandria und Beirut und die später eingerichtete *muda al Trafego*, die die Häfen von Tunis, Tripolis oder Zypern bedient. Damit die Händler ihre Waren so rasch wie möglich umschlagen können, stechen die Geleitzüge ein- bis zweimal pro Jahr nach einem ausgeklügelten Fahr-

plan in See, den der Senat laufend an die politischen Gegebenheiten anpasst. Und an Angebot und Nachfrage. Womit die Kaufleute handeln, in welchen Mengen und zu welchen Preisen sie kaufen und verkaufen, das bleibt ihnen überlassen.

Neben den vom Senat überwachten Transporten gibt es weiterhin auch freie Schifffahrt: Auf meist nur leicht bewaff-



nete Koggen laden die Kaufleute vor allem weniger wertvolle Massengüter wie Wein und Salz, Weizen, Öl, Käse, Feigen aus Kreta, Italien und Griechenland, aber auch tatarische und russische Sklaven aus Tana am Schwarzen Meer.

Der Frachtraum auf den Privatschiffen ist günstiger als auf den Galeeren der großen Konvois, doch muss der Händ-

ler eine Seeversicherung gegen Piratenüberfälle und Schäden durch Schiffbruch einkalkulieren.

Es ist die einzigartige Kombination aus öffentlicher Protektion und kaufmännischer Freiheit, die Venedig zur reichs-tadt des Ablandes macht.

Stolz berichtet der Doge Tommaso Mocenigo 1423 davon, dass die Kaufleute der Serenissima jährlich Waren im Wert von rund zehn Millionen Dukaten umschlagen – eine Summe, für die sich

zu dieser Zeit etwa 500 prächtige Palazzi bauen ließen.

Doch wehe dem, der die Spielregeln des Handels missachtet. Den treibt die venezianische Obrigkeit in den Ruin.

CHRONISTEN SCHREIBEN das Jahr 1417, als Andrea Barbarigos Vater Nicolò über Nacht Bankrott geht. Womit er zuvor seine Dukaten verdient hat, ist nicht überliefert. Sicher ist nur, dass er in jenem Jahr einen Geleitzug kommandiert – und auf der Rückreise von Alexandria die größten Fehlentscheidungen seines Lebens trifft.

Nicolò Barbarigo lässt seine Schiffe auch nachts vor der felsreichen dalmatinischen Küste segeln, obwohl es das Gesetz wegen des hohen Risikos verbietet. Als eine Galeere in einem Sturm auf Grund läuft, setzt er seine Fahrt fort, statt der Besatzung des havarierten Schiffes zu Hilfe zu eilen – Barbarigo will keine Zeit verlieren und den ihm anvertrauten Konvoi so schnell wie möglich nach Venedig bringen.

Dort aber verurteilt ihn ein Handelsgesetz wegen Ungehorsams und unmenschlichen Verhaltens zu 10 000 Dukaten Strafe. Ein schwerer Schlag. Die Familie ist finanziell am Ende, das Erbe der Söhne – dahin.

Doch für junge Männer wie den damals 18-jährigen Andrea und dessen Bruder gibt es eine Möglichkeit, auch ohne großes Startkapital eine Karriere im Handel zu beginnen: Der Senat verpflichtet jeden Galeerenkapitän, einige Plätze für verarmte Patriziersöhne frei zu halten. Sie dienen einige Jahre als Bogenschützen, erhalten dafür einen geringen Lohn, einen Platz in der Kaptänsmesse sowie die Erlaubnis, eigene Fracht an Bord zu nehmen.

Andrea heuert im Jahr nach der Pleite seines Vaters auf einer Kaufmannsgaleere an, im Gepäck nichts als die 200 Dukaten, die ihm seine Mutter zugesteckt hat.

Wohin ihn seine erste Reise als Bogenschütze führt, ist unbekannt. Möglicherweise nach Brügge, wo er seine

ersten Stoffballen erwirbt. Oder in die Gewürzmetropolen der Levante.

In jedem Fall besucht Barbarigo im Laufe der nächsten Jahre Verwandte auf Kreta. Kauft seinen Onkeln und Cousins Wein und Käse ab, schlägt dafür Tuche aus Mantua los. Ein bescheidener Anfang ist gemacht, zumal ihm ältere Kaufleute an Bord mit Ratschlägen zur Seite stehen.

Doch das Wissen, das Barbarigo auf diesen Lehrfahrten erwirbt, genügt nicht, um auf Dauer Erfolg zu haben. Ein Fernhandelskaufmann muss sich auf dem Rialto bewähren, Venedigs Handels- und Finanzzentrum.

Seit 200 Jahren dirigiert Venedig die Warenströme Europas

Auf einer nur gut 250 Meter langen und 200 Meter breiten Insel erhebt sich das Geschäftsviertel am Westufer des Canal Grande. Tag für Tag kommen hier Menschen aus fast allen Teilen der bekannten Welt zusammen: Araber, Türken, Italiener, Deutsche, Griechen und Armenier, dazu die venezianischen Kaufleute in ihren langen, schwarzen Gewändern sowie Bankiers, Gemüsehändler und Fischverkäufer.

Wer auf dem Rialto Besorgungen macht, der muss sich seinen Weg durch Menschenmengen zwischen mächtigen Speichern und kleinen Verschlägen, Ladenlokalen und Marktständen, Gasthäusern und Bordellen bahnen. Der passiert düstere Gassen und von Arkaden gesäumte Plätze.

Seit gut 200 Jahren gibt dieses Quartier inmitten des venezianischen Archipels Europas Wirtschaft den Takt vor.

Die Geschichte des Rialto reicht noch weiter zurück. Um 810 hat der Doge seinen Amtssitz vorübergehend auf diese leicht zu verteidigende Insel verlegt. Den Namen hat die Gegend von ihrem „hohen Ufer“: *rius altus* – so wie anfangs

auch die gesamte venezianische Inselgruppe genannt wird (siehe Seite 22).

Durch ihre zentrale Lage entwickelt sich die Rialtoinsel schon bald zum wichtigsten Handelsplatz der Lagunenstadt. Als zwei Patrizier der Republik dort um 1100 ein großes Areal vermachen, beginnt die Regierung, planmäßig Läden und Lager zu errichten.

Mit dem Bau einer Brücke zur östlichen Stadthälfte – der ersten über den Canal Grande – treibt die Serenissima den Ausbau des Rialto zum Geschäftszentrum weiter voran. Statt eines einfachen Pontons führt schon bald eine hölzerne Zugbrücke über den Kanal. Zwischen zwei schräg aufeinander zulaufende Rampen, die schließlich von Verkaufsbuden gesäumt werden, platzieren die Baumeister ein acht Meter breites, an Ketten aufgehängtes Mittelstück. Ist dies hochgezogen, können auch große Handelsschiffe den Kanal in beiden Richtungen befahren.

Zahlreiche Magazine wachsen auf dem Rialto empor; Kaufleute mieten sie an, um Waren nicht mehr in ihren Palästen lagern zu müssen. Bald verlegen die wichtigsten Handelshäuser Venedigs ihre Zentren auf die Insel, eröffnen internationale Banken wie die der Medici aus Florenz Filialen.

In der Nähe der Brücke schafft die Regierung Amtsstuben für die Beamten der Steuer- und Zollaufsicht – sie überwachen den Warenumschlag auf dem Rialto.

Am Ufer, dort wo der öffentliche Mehlspeicher emporragt, entladen kräftige Männer Weinfässer, Getreidesäcke, Kohle, Eisen. Auch Barken voller Fische, Früchte und Gemüse sind an den Kais vertäut: Per Erlass hat die Kommune, stets um Ordnung im Durcheinander der Stadt bemüht, einige Märkte auf den Rialto verlegt.

Gold, Silber, Juwelen und luxuriöse Stoffe liegen in den Läden an der Riva degli Oresi aus, der Hauptstraße des Viertels. Sie verbindet die Rialtobrücke mit dem Campo San Giacomo, dem zentralen Platz des Viertels.

Unter schattigen Bogengängen haben hier Geldwechsler und Bankiers ihre Tresen aufgestellt. Drei bis vier staatlich konzessionierte Banken regeln im 15. Jahrhundert die Zahlungen der venezia-

nischen Kaufleute: Jeder Bankier hat ein dickes Journal vor sich liegen, in dem er Geldtransfers notiert.

Münzwechsel müssen „über den Tisch“ ablaufen, *al banco*: In offenen Schalen blinken florentinische Gulden, römische Scudi, französische Livre, Tiroler Kreuzer und andere Währungen. Größere Bargeldbestände verwahren die Banken und Tauschstuben in ihren Büros in eisenbeschlagenen Kassetten.

Der Rialto lockt auch Diebe an. Obwohl Tag und Nacht zwei Wachtrupps mit je 13 Mann durch das Viertel patrouillieren, greifen oft arbeitslose Handwerker und Vagabunden in die Münzkörbe oder stehlen den Bankiers auf dem Heimweg ihre Geldkassetten.

Dann kennen die Richter kein Erbarmen: Sie lassen den Übeltätern am Ort des Geschehens die rechte Hand abschlagen und sie anschließend aufknüpfen. Manchmal wird der Galgen inmitten eines Kanals oder direkt neben

Ein venezianisch gekleideter Jüngling eilt herbei, um eine wichtige Nachricht zu überbringen (Ausschnitt aus der »Rückkehr der Gesandten«). Auch auf dem Rialto sind Informationen viel wert, jeder Umsturz, jede Seuche wirkt sich auf das Geschäft aus. Als der Levantehandel 1431 wegen eines Krieges stockt, lässt der Kaufmann Andrea Barbarigo seinen Agenten in Syrien Baumwolle horten, um das rar gewordene Gut später zu Höchstpreisen verkaufen zu können

der Rialtobrücke errichtet, und der Leichnam bleibt zur Abschreckung zwei Tage hängen.

Um das Diebstahlrisiko zu mindern, ist es den Bankiers erlaubt, am Abend eine Geldkassette zur Aufbewahrung in den nur einen Steinwurf weit entfernten Palast der *camerlenghi* zu bringen, der

venezianischen Kassenhüter. Dort ruht, verteilt auf zahlreiche schwere Truhen, der Schatz von San Marco.

Jeden Abend liefern die Stadtbeamten hier ihre Tagessinnahmen ab. Ein Vermögen: Allein die Zölle auf Einfuhr und Ausfuhr bringen jährlich Hunderttausende Dukaten in die Staatskasse. Dazu kommen allerlei Gebühren, Umsatzsteuern und hohe Mieteinnahmen.

Denn die Regierung hat um die Rialtobrücke möglichst kleine Verkaufsräume bauen lassen. „Schon für das kleinste Stückchen Boden muss ein hoher Mietzins entrichtet werden“, berichtet ein Chronist. „Ein Kontor von kaum zwei Schritt Länge und Breite mag da leicht um die 100 Dukaten Pacht kosten“ – eine Summe, für die ein Ruderer der Kriegsflotte drei bis vier Jahre dienen muss.

Der wichtigste Ort des Rialto liegt am Fuße der Brücke. Hier steht die öffentliche Waage, auf der alle Waren registriert werden. Hier lässt der Senat seine Galee-

renkonvois versteigern. Und hier treffen sich in einer Loggia direkt am Kanal Venedigs Fernhandelskaufleute, um unter der Aufsicht staatlicher Makler still und diskret ihre Geschäfte abzuwickeln.

Ein Forum, wie geschaffen zur Schule angehender Kaufleute. Die Medici schicken künftige Angestellte und Partner ebenso wie später die Augsburger Fugger ihre Söhne zur Ausbildung an die Lagune. Wer daheim etwas gelten will, muss in Venedig gewesen sein.

AUCH ANDREA BARBARIGO lockt der Rialto. Er lässt sich zwischen seinen Reisen an einem venezianischen Handelsgericht juristisch ausbilden, studiert komplizierte Gesetze und Vorschriften.

„Meister des Abakus“ üben mit ihm das Rechnen und eröffnen ihm die Geheimnisse der doppelten Buchführung – eine jener neuen Techniken, die den Beruf des Kaufmanns wenige Jahrzehnte zuvor revolutioniert haben.

Die Methode, jeden Geschäftsvor-gang in getrennten Büchern sowohl chronologisch als auch in zwei Sach-

konten zu verbuchen, ist wahrscheinlich in Florenz und Genua entstanden.

Doch die Venezianer haben das Verfahren verfeinert: Sie stellen Soll und Haben in parallelen Spalten gegenüber. Bezahlte ein Händler zum Beispiel eine Lieferung Seide, notiert er deren Preis sowohl unter „de‘ dar“ („soll geben“) auf der linken Seite des entsprechenden Warenkontos als auch unter „de‘ aver“ („soll haben“) in der rechten Spalte eines Kas-senkontos.

Nur mithilfe der doppelten Buchfüh- rung bewahren die Kaufleute den Überblick über komplexe Warenströme, die sie vom heimischen Kontor aus inzwischen zu lenken vermögen.

Das funktioniert auch deshalb, weil Venedig seit dem 14. Jahrhundert einen regelmäßigen Postdienst unterhält. Die *Compagnia dei corrieri* verbindet die Stadt mit den wichtigsten Handelszen- tren Europas. Ein Schreiben, etwa zur venezianischen Handelsniederlassung in





Brügge, braucht 20 bis 30 Tage – je nach Jahreszeit und ob der Bote per Pferd oder Schiff reist. Nach London: 23 bis 51 Tage. Nach Valencia: 29 bis 67 Tage.

Und wie einfach es geworden ist, zu bezahlen. Das Giroverfahren, die bankinterne Verrechnung von Konten, ist längst üblich: Geld können die Kaufleute in Form einer Gutschrift in den Büchern

ihrer Bankiers entgegennehmen – sofern der Geschäftspartner ein Konto bei der gleichen Bank unterhält.

Auch über große Entfernungen lässt sich nun bargeldlos zahlen: Statt Kisten voller Gold- und Silbermünzen reisen schmale Papierstreifen durch die Welt – die Tratte, der gezogene Wechsel. Als eine Art international gültiger Schulschein ermächtigt er die Partner des Kaufmanns, von Schuldner Geld in einer bestimmten Währung einzutreiben.

Andrea Barbarigo ist vermutlich etwa 30 Jahre alt, als er seine Tätigkeit bei Gericht aufgibt und sich ganz dem Handel widmet. Sein Kontor richtet er in einem Haus in der Nähe des Campo San Barnaba ein, im Südwesten der Stadt. Von dort eilt er wie alle Kaufleute in Venedig jeden Morgen zunächst an den Rialto.

Denn das Viertel ist auch ein Marktplatz der Informationen. Hier lässt der Senat Nachrichten und Dekrete verkünden. Ob eine Kriegserklärung oder ein Friedenschluss, ein Grenzschärmützel oder ein Piratenüberfall, das Aussetzen eines Konvois oder die Versteigerung zusätzlicher Galeeren: Jedes Ereignis beeinflusst Warenströme, Preise und Wechselkurse.

Die Regierung weiß um die Bedeutung aktueller Informationen. Reisende Kaufleute und Diplomaten sind gehalten, regelmäßig zu berichten, selbst aus entfernten Ländern wie Indien, Ceylon und Burma. Experten entschlüsseln die Codes in abgefangenen Schriftstücken konkurrierender Handelsmächte.

Der Sultan von Ägypten reißt den Gewürzhandel an sich? Dann muss mancher Kaufmann sein Kapital aus dem Osten abziehen. Immer mehr Städte des Heiligen Römischen Reiches halten sich nicht

Griechenland wird dort ebenso getuschelt wie über eine Schlägerei zwischen venezianischen Matrosen und Einheimischen in Southampton oder die Pläne des Senats, Getreideimporte aus Apulien zu verbieten.

Andere Informationen erhält ein Händler wie Andrea Barbarigo von seinen Agenten: Wie die meisten Kaufleute wickelt er seine Geschäfte über Venezianer ab, die sich für einige Jahre in fremden Häfen niederlassen und Waren im Auftrag anderer kaufen und verkaufen.

Mithilfe dieser Kommissionsagenten ist es den Kaufleuten möglich, auf vielen Märkten gleichzeitig zu investieren, ohne selbst ein Schiff zu betreten. Noch bis ins 14. Jahrhundert war das oft anders: Ein Kompagnon stellte das Kapital, der andere bereiste fremde Märkte und wurde am Gewinn beteiligt.

Die inzwischen üblichen Mittelsmänner vor Ort kassieren für ihre Dienste ein bis drei Prozent des umgeschlagenen Warenwertes – unabhängig davon, ob der Kaufmann Gewinn oder Verlust macht. Doch ein guter Agent ist sein Geld wert: Er schlägt eine Lieferung schnell los, hält seinen Auftraggeber stets auf dem laufenden, kauft nur zu guten Preisen und immer beste Qualität und ergattert auf den Schiffen den nötigen Frachtraum.

Barbarigo bestellt Pfeffer in der Levante und sendet ihn nach Brügge. Auf dem Rückweg bringen ihm die Galeeren englische Stoffe. Ein anderes Mal ersteht er auf dem Rialto Schafshäute, Stoffe und Silbermünzen für den syrischen Markt. Und weist seinen dortigen Agenten an, als Gegenlieferung Baumwolle zu schicken.

Doch jede Order ist ein neues Wagnis. Kann er sicher sein, dass sein Agent für ihn das Beste herausholt? Dass er nicht andere Klienten zuerst bedient? Und was, wenn ein Brief seinen Adressaten nicht erreicht? In dringenden Angelegenheiten schickt Barbarigo zur Sicherheit gleich mehrere Kopien ab.

Die Arbeit im Kontor ist zeitraubend, und Andrea Barbarigo hat keine Gehilfen angestellt. Jedes Schreiben setzt er eigenhändig auf, jede Zahl trägt er selbst in seine Bücher ein. So wie er beständig Währungen, Längen- und Hohlmaße umrechnen muss, schwankende Wech-

selkurse berücksichtigen, Mengen kalkulieren, Preise vergleichen.

Barbarigos Konkurrenz ist mächtig. Viele Kaufleute sind in *fraterne* organisiert – von Brüdern geführten, oft weit verzweigten Familienunternehmen, deren Mitglieder sich gegenseitig als Agenten dienen. Für kostenträchtige Geschäfte wie die Charter einer Galeere schließen diese Firmen vorübergehende Kooperationen mit anderen Kaufleuten. Einigen dieser Kartelle gelingt es, ganze Flotten mit eigenen Waren zu bestücken und so zeitweilig einzelne Handelszweige zu beherrschen.

*Seine Bücher führt
der einstige Bogenschütze
Andrea Barbarigo selbst*

Manchmal beteiligt sich auch Barbarigo an solchen Gemeinschaftsunternehmen. Er verkehrt inzwischen in gehobenen Kreisen und zählt wichtige Kaufleute zu seinen Gönnern. Seine Geschäfte in London und Brügge etwa wickeln die drei Brüder Cappello ab – Bekannte aus Jugendzeiten. Dafür kümmert sich Barbarigo in Venedig um deren Mutter und um lästige Steuerangelegenheiten.

Wichtiger noch ist seine Freundschaft zu dem Bankier Francesco Balbi, einem der führenden Männer in Venedigs Finanzwelt. Barbarigos Eigenkapital ist gering, und der Bankier gewährt ihm großzügige Kredite. So kann Andrea mehrere Fernhandelsreisen gleichzeitig finanzieren.

Stets geht er aufs Ganze. Jeder Gewinn wird sofort neu investiert. An manchen Tagen reichen die Münzen in seinen Taschen nicht einmal aus, um den täglichen Lebensunterhalt zu bestreiten. Dann muss er zu Balbi eilen und, was eigentlich verboten ist, sein Konto überziehen oder für eine Handvoll Dukaten ein Schmuckstück verpfänden.

Barbarigo spart, wo er kann. Statt sich ein Haus zu kaufen, mietet er eines. Er

Hoch überragt der Palast eines Kirchenfürsten die Arkaden des Rialto. Seit dem 13. Jahrhundert verbindet eine Holzbrücke die Ufer des Canal Grande. An ihrem linken Ende öffnet sich die Halle der Händler, zu der Stufen vom Kanal emporführen. Unter den Augen staatlicher Makler werden hier Kontrakte geschlossen – still und stets diskret. Das »Wunder der Reliquie vom Heiligen Kreuz in Rialto« hat Carpaccio um 1500 für die Scuola di San Giovanni Evangelista gemalt

an ein Verbot des Kaisers, mit der Lagunenstadt Handel zu treiben? Das wird die Nachfrage nach Gewürzen in die Höhe treiben. Die Frachtraten für Baumwolle werden erhöht? Dann schwenken viele Händler auf andere Waren um.

Wertvoll auch Gerüchte, die sich in der Kaufmannsloggia aufschnappen lassen. Über die Qualität der Weinerne in

hält sich Untermieter und nur einen Sklaven. Und all seine Mühen werden belohnt: 1431 beträgt sein Vermögen rund 1600 Dukaten.

Doch dann wird der ehrgeizige Kaufmann auf eine harte Probe gestellt.

SEIT DEM FRÜHJAHRS 1431 führt Venedig wieder einmal Krieg mit Mailand, dessen Herrscher zugleich über Genua gebietet (siehe Seite 64). Der Senat hat deshalb die Geleitzüge nach Flandern ausgesetzt und verfügt, dass private Koggen nur im Verbund und unter schwerer Bewaffnung über die Adria hinaus ins Mittelmeer segeln dürfen.

Dicht an dicht drängen sich auf dem Rialto Speicher, Läden, Stände

Barbarigo bekümmert die Störung der Handelsrouten zunächst nicht. Im Gegenteil: Er spekuliert darauf, dass der Senat auch die Konvois in die Levante hinauszögert – und Alberto Dolceto, sein Agent im syrischen Akkon, zu besten Preisen und in großen Mengen Baumwolle aufkaufen kann. „Da außer dir nur Alberto Franco vor Ort sein wird, dürfstest du gute Geschäfte machen“, schreibt er am 24. August 1431.

Doch er ordert so viel Baumwolle, dass Dolceto auf den offiziellen Galeeren, die schließlich Anfang 1432 auslaufen, nicht ausreichend Laderaum findet.

Der Agent lädt die 26 Säcke deshalb auf mehrere Koggen. In Zeiten, da im Mittelmeer feindliche Flotten kreuzen, ist dies gefährlich. Und tatsächlich: Ge- nusen fangen die Schiffe ab.

Barbarigo vernimmt die Schreckensnachricht im Spätsommer. Die „Miana“ gekapert, zwölf Säcke seiner Lieferung verloren. Und das Schicksal der anderen Koggen, auf die Dolceto seine Baumwolle geladen hatte, ist ungewiss: Einige Kapitäne sind vor den Angreifern nach Kreta geflohen.



Lediglich drei Schiffe laufen im Herbst 1432 in Venedig ein – mit nur zwei Säcken für Barbarigo. Wann die übrigen eintreffen, kann ihm niemand sagen. Und während er ungeduldig auf die Rückkehr der Schiffe wartet, droht neues Unheil, diesmal im Westen.

Kurz zuvor hat Andrea Barbarigo die Brüder Cappello, seine Agenten in Brügge, angewiesen, 200 englische Wolltuche zu kaufen – selbst wenn er den Kredit dafür nur zu hohen Zinsen bekommt.

Er will sich mit Exportwaren für die Levante eindecken, solange noch Krieg herrscht. Denn kehrt der Senat erst wieder zum normalen Fahrplan zurück, wer-

den die Kaufleute massenweise Waren in den Osten liefern und die Preise auf den dortigen Märkten drücken. Und nur jener Händler streicht die höchsten Gewinne ein, der seine Waren dann als Erster verschiffen kann.

Flandrische und englische Tuche müssen wegen des Krieges über Land transportiert werden. Deutsche Firmen organisieren die mühseligen, teuren Trecks den Rhein hinauf, durchs Allgäu und über die Alpen bis nach Venedig.

Nun aber, so scheint es, ist auch dieser Weg versperrt. Denn Anfang Herbst

1432 hat ein Burgvogt zwischen Kempten und Memmingen eine venezianische Wagenkolonne gestoppt und Teile der Ladung beschlagnahmt.

Der Deutsche beruft sich auf ein jahrzehntes kaiserliches Embargo gegen Venedig, das kurz zuvor erneuert worden ist: Kaiser Sigismund ist mit der Serenissima verfeindet, die bei Thronstreitigkeiten in Ungarn seinen Gegner unterstützt hat.

Venezianische Waren sind jetzt auf deutschen Straßen nicht mehr sicher. Kaum einer mag noch in Flandern Ware kaufen. In Brügge fallen die Preise – auf dem Rialto aber steigt die Nachfrage.

Barbarigo wird nervös. Von den Capello in Brügge kommt keine Nachricht. Auf dem Rialto spricht man bereits über einen baldigen Friedensschluss. Und er steht noch immer ohne Waren da. Auch

die Ladung Goldfäden, die er in Konstantinopel geordert hat und zur Finanzierung des Tuchgeschäfts benötigt, müsste längst eingetroffen sein...

MANCHMAL ABER braucht auch einer, der es gewohnt ist, sein Schicksal mit spitzer Feder und Ratio zu lenken, einfach ein wenig Glück. Im Januar 1433 trifft, mit fast einem Jahr Verspätung, endlich der Rest der Baumwollieferung aus Syrien ein. Kurz darauf geben die Winterstürme jene Schiffe frei, die Barbarigos Fäden vom Bosporus geladen haben.

Die Baumwollbestände auf dem Rialto sind derart geschrumpft, dass Barbarigo die Geschäfte trotz der Verluste durch den Überfall auf die „Miana“ mit einem satten Gewinn abschließt. Doch von den bestellten Tuchen gibt es noch immer keine Kunde.

Einen kleinen Teil der Charge Baumwolle hat der Venezianer an einen deutschen Kaufmann abgegeben, der wie alle

seine Landsleute im Fondaco dei Tedeschi auf der anderen Seite des Canal Grande absteigt. Die Regierung hat die deutsche Faktorei, ein großes, massiges Gebäude direkt an der Rialtobrücke, um 1320 nach dem Vorbild der venezianischen Handelsniederlassung in Alexandria erbauen lassen. Im Obergeschoss dienen 56 Kammern den Kaufleuten als Wohn- und Arbeitsstätte; darunter lagern in etlichen Gewölbien die Waren.

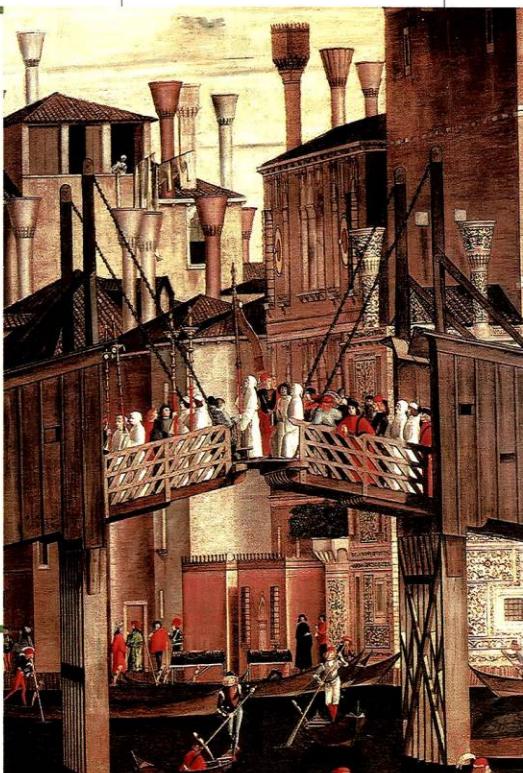
Die Räumlichkeiten werden an Händler aus den süddeutschen Städten vermietet, auch an Breslauer, Lübecker und Kölner. Da die Regierung den Handel kontrollieren will, zwingt sie alle Deutschen, im Fondaco abzusteigen: Wer als Venezianer einen Kaufmann aus deutschen Landen oder dessen Waren bei sich zu Hause aufnimmt, wird zu schweren Strafen verurteilt. So ist das Kaufhaus meist überfüllt.

Zwischen Truhen, Ballen und Säcken, die sich selbst in den Gängen meterhoch stapeln, eilen Kaufleute, Lastenträger, Ballenbinder, Diener und Beamte umher. An den Eingängen wird jede Warenladung registriert und jeder Besucher kontrolliert. Der Handel mit den Deutschen gehört den Venezianern exklusiv, allen anderen verwehren Wächter den Zutritt.

Neuankömmlinge aus deutschen Landen müssen als Erstes ihre Waffen abliefern und sodann bei den *visdomini*, den Aufsehern des Fondaco, Zölle auf mitgebrachte Waren entrichten. Anschließend wird ihnen ein staatlicher Makler zugelost.

Der *sensal* begleitet den Kaufmann von nun an auf Schritt und Tritt, dient ihm als Dolmetscher und fädelt die Geschäfte mit den Ein-

Weiß blitzten die Turbane zweier Muslime am Eingang zur Halle der Händler (links). Hier steht die öffentliche Waage, um das Gewicht aller Güter zu prüfen, die auf dem Rialto den Besitzer wechseln. In der Nähe liegen zudem die Amtsstuben der Steuer- und Finanzaufsicht, denn an jedem Geschäft verdient auch die Serenissima. Und damit das so bleibt, dürfen Ausländer und Venezianer nur in beaufsichtigten Faktoreien miteinander handeln – Bauten wie dem Fondaco dei Tedeschi (rechts), dem Wohn- und Lagerhaus der Deutschen, vor dem Gondolieri mit ihren Booten auf Kunden warten. Ausschnitte aus »Wunder der Reliquie«





Eine Kogge ist gekentert, ihre Ladung liegt im Wasser. Im Gegensatz zu den vom Senat betriebenen Galeeren, die überwiegend Luxuswaren an Bord nehmen, transportieren die schweren Lastensegler vor allem Massengüter wie Getreide, Salz oder Wein. Da sie jedoch zumeist ohne Begleitschutz fahren, ist das Risiko für den Kaufmann ungleich höher. Auch in diesem Bild kombiniert Vittore Carpaccio ein Motiv der Ursula-Legende – »Die Begegnung der Verlobten und Abreise zur Pilgerfahrt« – mit Details aus dem Leben seiner Zeit

heimischen ein. Bei jedem Abschluss notiert er sorgfältig Namen, Preise und Mengen. Erst wenn dieses Papier den Visdomini vorliegt, erhält der Kaufmann einen Zollschein für die Ausfuhr. Auch das Verpacken der Waren überwachen die Sensali – lassen sich doch nur allzu leicht in einem Ballen einige Säckchen kostbaren Safran oder Pfeffers verstauen und so gen Norden schmuggeln.

Der Aufwand lohnt sich: Bei einem geschätzten Jahresumsatz mit den Deut-

schern von einer Million Dukaten landen viele Tausende Dukaten als Zölle, Abgaben und Gebühren im Palast der Kassenhüter – eine der größten Einnahmequellen Venedigs.

Es ist gut möglich, dass Andrea Barbarigo hier, in den Räumen des Fondaco dei Tedeschi, den Transport jener englischen Tuche einfädelt, die er im Sommer



1432 in Brügge hat kaufen lassen. Und die wegen der Querelen in Süddeutschland nur mithilfe einer List nach Venedig gelangen können.

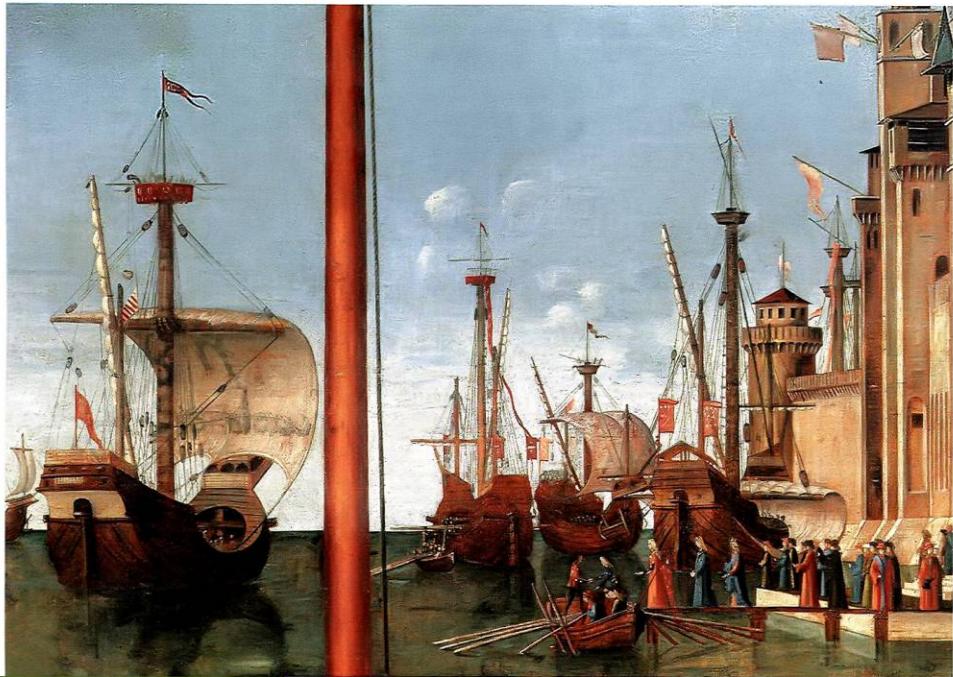
Belegt ist, dass er im Februar 1433 Kontakt mit Lorenz Schrench aus München aufnimmt – einem „dicken Mann um die 40 mit dichtem Bart“, wie er seinen Agenten in Brügge ankündigt.

Schrench soll, so Barbarigos Idee, die Tuche in Brügge abholen und sie während des Transports durch die deutschen Lande als sein Eigentum ausgeben. Der Mann erscheint ihm durchaus vertrauenswürdig. Dennoch trifft Barbarigo Vorkehrungen, damit sich Lorenz Schrench mit den Waren nicht einfach davonmachen kann.

Er gibt dem Münchner ein Dokument mit auf den Weg, in dem dieser sich verpflichtet, Andrea Barbarigo im dar-

auffolgenden Herbst 2000 Dukaten zu zahlen. Erst wenn Schrench dieses Schreiben bei den Cappello abgeliefert hat, soll er die Ware mit einer Kaufurkunde erhalten, die ihn als den offiziellen Eigentümer auszeichnet.

Der Plan geht auf. Im Juni 1433 treffen die Tuche in der Lagunenstadt ein – zwei Monate nach dem Friedens-



In den Hafen läuft eine Kogge ein, eine weitere macht gerade fest, eine dritte hat ihr Tuch zum Austauen gesetzt (links), Boote pendeln zwischen den Schiffen und der Kaimauer. *Malo*, »Unheil«, hat Carpaccio auf das Segel der auslaufenden Kogge gemalt. Vielleicht eine Mahnung an den Betrachter, dass das Geschäft zur See immer ein Handel mit ungewissem Ausgang ist. Ausschnitt aus der »Begegnung der Verlobten«

schluss mit Mailand und Genua und nur wenige Tage, bevor die Galeerenkonvois ihre regulären Fahrten wieder aufnehmen. Allein in die Levante gehen nun Exporte im Wert von einer Million Dukaten ab.

Barbarigo verkauft einen Teil der Lieferung zu guten Preisen auf dem Rialto.

Den Rest schickt er gen Osten – wo er noch höhere Gewinne macht.

IN DEN FOLGENDEN JAHREN muss Andrea Barbarigo sich immer neue Tricks einfallen lassen, um seine Konkurrenten auszustechen. Er lässt Kisten mit gefälschtem Siegel verschiffen, damit Wettbewerber seine Waren nicht auf Deck laden, wo sie Sonne und Salzwasser ausgesetzt sind, verfasst Briefe in Geheimsprache, beschäftigt zwei Agenten am gleichen Ort, ohne dass diese voneinander wissen.

Die Abhängigkeit von seinen Mittelsmännern macht ihn zusehends reizbar und misstrauisch.

„Um Gottes willen, trae diesen Hunden nicht. Schlechte Baumwolle zu haben ist die Hölle“, ermahnt er Dolceto, als der ihm aus Syrien minderwertige Ware schickt. Ein anderes Mal mutmaßt er, der Agent habe seine Wolltuche an einem feuchten Ort aufbewahrt, „sodass sie geschrumpft sind“.

Der Venezianer ist inzwischen davon überzeugt, dass Dolceto ihn hintergeht, dass er andere Klienten bevorzugt und Preise erschwindelt, um sich zu bereichern. 1435 trennt er sich von ihm.

Barbarigo achtet weiterhin darauf, seine Investitionen breit zu streuen: Er führt Konten für Leder, Zinn, Ingwer, Käse, Brasilholz, Sklaven und Rubin-schweif, für Zobel-, Hermelin-, Fuchs- und Eichkätzchenfelle, für Pfeffer, geröstete Mandeln und Seide.

Am besten kennt er sich auf dem Stoffmarkt aus. 1439 investiert er den Großteil seines Kapitals in Westeuropa- und heiratet in die Familie seiner langjährigen Geschäftspartner ein: Barbarigo nimmt die Schwester der Brüder Cappello zur Gattin.

Ob er Cristina aus reinem Kalkül ehe-licht, muss eine Vermutung bleiben: Aufzeichnungen, die über ihre Bezie-

hung näheren Aufschluss geben könnten, haben die Zeiten nicht überdauert. Barbarigo steckt jedenfalls seinen Anteil an der imposanten Mitgift von 4000 Dukaten sofort in eine gemeinsame Unternehmung mit den neuen Verwandten.

Schon im Jahr nach der Hochzeit kommt das Ehepaar einen Sohn, 1443 den zweiten. Mittlerweile lässt Barbarigo Waren im Wert von 10 000 Dukaten zwischen England und Ägypten zirkulieren, und zum ersten Mal investiert er in ein wenig Luxus: Er baut an den Ausläufern der Alpen ein Haus.

Hierher flieht die Familie in den Sommermonaten, wenn über Venedigs Kanälen die Hitze steht und im Bankenviertel regelmäßige Hektik ausbricht, weil sich Hunderte Kaufleute vor dem Ablegen der Herbstflotten Kredite und Münzgeld beschaffen müssen.

Barbarigo ist nun, im Alter von etwa 45 Jahren, des kommerziellen Treibens zunehmend müde. Er gibt langjährige Geschäftsbeziehungen auf, delegiert immer häufiger Aufgaben. Geld und Waren vertraut er Männern an, die noch am Anfang ihrer Kaufmannskarriere stehen. Und hilft den jungen Händlern. So wie er einst selbst gefördert wurde.

Seine Bücher aber führt er korrekt wie eh und je: Als seine Schwiegermutter stirbt, belastet er Christinas Konto mit den Kosten, die durch Krankheit und Beerdigung angefallen sind. Und für die Bestattung seiner Mutter eröffnet er ein weiteres Aufwandskonto.

Am 18. Oktober 1449 notiert Barbarigo auf Seite 128 seines in Leder gebundenen Journals den letzten Eintrag. Woran er stirbt, ob an einer Seuche oder an der ständigen Sorge ums Geschäft, ist nicht überliefert.

Doch der Tod muss ihn, mit 50 Jahren, unerwartet getroffen haben: Als

Verwandte das Kontor kommissarisch übernehmen, sind die meisten Konten noch offen.

Andrea Barbarigo hinterlässt etwa 15 000 Dukaten. Mögen andere im Laufe ihres Lebens auch das Zehnfache verdient haben – für einen Kaufmann, der seinen Weg einst mit nur 200 Dukaten begonnen hatte, ist die Summe ein beachtliches Vermögen.

Seine kaufmännische Leidenschaft aber vererbt er nicht. Die Söhne investieren das Geld vor allem in Grundbesitz und staatliche Anleihen. „Die Handels-tätigkeit“, erklärt einer von ihnen 1496, „ist nicht mehr so erfolgreich, wie sie früher einmal war.“ □

Insa Holst, 30, gehört seit kurzem zum Redaktionsteam von **GEOPOCHE**. Der Maler Vittore Carpaccio (um 1460–1526) ist einer der bedeutendsten Vertreter der venezianischen Renaissance.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Aktivieren Sie Ihre Kraftwerke der Konzentration. Konzentration ist Ihre Eintrittskarte zu geistiger Fitness – und die können Sie stärken und zur Höchstform bringen. Ihr Gehirn hat das Potenzial, ein Leben lang konzentriert und geistig aktiv zu sein. Die Energie dazu liefern Ihnen Ihre 100 Milliarden Gehirnzellen. Aktivieren Sie Ihre Gehirnzellen – mit Tebonin®.



Tebonin®

Mehr Energie für das Gehirn.

Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.

Tebonin® intens 120 mg Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt Anwendungsgebiete: Zur Behandlung von Beschwerden bei hirnorganisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbener mentaler Fähigkeit (dementielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühl, Ohrensausen. Hinweise: Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel, Karlsruhe. Stand: Juli 2007 (707/07/1)



**Stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.**

**Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®**

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel

www.tebonin.de

Kampf ums Festland

Um 1420 gebietet Venedig über ein großes Kolonialreich im Mittelmeer. Doch das reicht dem Dogen Francesco Foscari nicht: Gegen eine Opposition im Inneren treibt er die Expansion auf der *terraferma* voran – und stürzt die Stadt in einen 30-jährigen Krieg

von Andreas Sedlmaier

Die Worte des sterbenden Dogen, so geht die Legende, sind gnadenlos: „Dieser Francesco Foscari ist ein Lügner!“ Viele Männer kann sich Tommaso Mocenigo als seinen Nachfolger vorstellen, nur diesen nicht: „Wenn ihr ihn zum Dogen macht, werdet ihr bald Krieg führen.“

Doch seine Warnungen sind vergebens: Am 15. April 1423 küren die Wahlmänner Francesco Foscari zum 65. Dogen der Serenissima. Und wirklich wird er Venedig drei Jahre später in einen Krieg führen, der die Geschichte der Lagunenstadt entscheidend prägt.

Die Patrizier der Stadt sind gespalten. Für die einen, wie etwa den alten Dogen Mocenigo, ist die Republik eine Seemacht, deren Wohlstand vom Fernhandel abhängt.

Zwar hat Venedig schon im 14. Jahrhundert erste Gebiete in Oberitalien erworben, sind später Städte wie Padua und Verona hinzugekommen. Doch sind die Anhänger der see-

wärts gerichteten Politik mit dem um 1400 Erreichten zufrieden.

Anders die Männer um Francesco Foscari: Sie wollen die *terraferma*, den Festlandsbesitz, ausweiten – wohl auch, weil sie auf Ländereien und lukrative Verwaltungsposten hoffen. Vor allem sind sie davon überzeugt, dass Venedig gegen einen aufstrebenden Konkurrenten im Westen vorgehen muss: das Herzogtum Mailand unter dem machtbewussten Filippo Maria Visconti.

Dessen Söldnertruppen erobern Gebiete in Oberitalien und bedrängen Florenz. Immer wieder versuchen Gesandte der Arnstadt deshalb, Venedig zu einem Bündnis gegen das Herzogtum zu überreden.

Doch erst Ende 1425 geben Foscari und der Senat dem Werben der Florentiner nach und erklären kurz darauf Mailand den Krieg.

Denn es ist ihnen gelungen, den angesehensten Söldnerführer Italiens an die Serenissima zu binden: Francesco Busone, der sich nach seinem Geburtsort Carmagnola nennt – und der zuvor in Diensten Mailands stand. Nun glauben sich die Venezianer gerüstet.

Tatsächlich erringt der condottiere mit seinen Truppen mehrere Siege gegen seinen früheren Auftraggeber. Mit der Eroberung der Städte Brescia und Bergamo verschiebt er die Grenze des venezianischen Herrschaftsgebiets weit nach Westen.

Nach einigen Jahren jedoch wird Carmagnolas Kriegsführung merkwürdig passiv, scheinbar leichtfertig vergibt er Siegeschancen. Die hohen Herren in San Marco vermuten schließlich, dass er heimlich wieder in Diensten Mailands steht.

1432 locken sie ihn unter einem Vorwand in die Lagunenstadt. Am Ende einer Besprechung muss der Feldherr feststellen, dass die Tür, durch die er hineingekommen ist, nun von Wachen versperrt wird.

Stattdessen weist man ihm den Weg zum Gefängnis.

„Ich bin verloren“, entfährt es Carmagnola, und wirklich verurteilt ihn ein Gericht wenige Wochen später wegen Hochverrats zum Tode. Vergebens versucht Foscari, die Strafe für Carmagnola, dem er persönlich verbunden ist, in eine Gefängnishaft umzuwandeln: Am 5. Mai 1432 wird der einstige Volksheld auf der Piazzetta vor dem Dogenpalast geköpft.

Gut drei Jahrzehnte lang kämpfen die Serenissima und Mailand um die Vorherrschaft in Oberitalien, in wechselnden Bündnissen und mit gewaltigem finanziellem Aufwand.

Dann sind alle Beteiligten wirtschaftlich erschöpft.

Im lombardischen Lodi unterzeichnen die Gegner im April 1454 ein Friedensabkommen, einige Monate später schließen sich dem Florenz, Neapel und der Kirchenstaat an, die übrigen italienischen Großmächte.

Das politische Gleichgewicht, das in Lodi fixiert wird, beschert Italien für fast vier Jahrzehnte Frieden – und Venedig einen neuen Status: Die Republik ist aus den „Lombardischen Kriegen“ als stärkste Landmacht Italiens hervorgegangen und hat ihren Status als eine Kraft von europäischem Rang behauptet.

Und noch immer heißt der Doge Francesco Foscari. 32 Jahre regiert er zu dieser Zeit bereits, länger als jedes andere Oberhaupt in der Geschichte der Stadt; mehr als alle seine Vorgänger hat er sich und seine Herrschaft durch Feste und Bauten in Szene gesetzt. Nicht als obersten Beamten soll ihn

sein Volk sehen, sondern als strahlenden Fürsten.

Dieses Streben macht ihn in den Augen vieler Patrizier verdächtig, die um die republikanische Verfassung fürchten. Nun, da der Krieg mit Mailand beendet ist, formieren sich seine Gegner, allen voran die mächtige Familie Loredan, deren Kandidat für das Dogenamt einst Foscari unterlegen ist.

1456 gelingt Foscari Widersachern ein schwerer Schlag. Der von ihnen beherrschte Rat der Zehn klagt Jacopo Foscari, den Sohn des Dogen, des Verrats an. Denn Jacopo, wahrscheinlich unschuldig wegen Mordes in der Verbannung auf dem fernen Kreta, hat ausgerechnet den Herzog von Mailand gebeten, sich für seine Begnadigung einzusetzen. Das Urteil ist hart: Gefängnishaft auf der griechischen Insel. Voller

Verzweiflung, so berichten die Chronisten, bittet der Sohn den Vater um Hilfe, doch der vermag nicht, das Verdict des hohen Gremiums abzuändern.

„Geh, mein Kind, und gehorche!“, ist alles, was er ihm mit auf den Weg ins Gefängnis gibt. Nur wenige Monate später erfährt Foscari, dass sein Sohn gestorben ist.

Des Lebensmuts beraubt, von Altersschwäche gezeichnet, zieht sich der 84-Jährige aus den politischen Geschäften zurück. Er nimmt nicht mehr an Ratssitzungen teil, fällt kaum noch Entscheidungen – und wird so schließlich zum Opfer seiner Gegner.

Am 21. Oktober 1457 verkündet ihm der Rat der Zehn seine Absetzung. Ein glatter Verfassungsbuch. Denn der Doge kann nur durch einstimmigen Beschluss des Kleinen Rates (in dem die

wichtigsten Berater des Dogen vertreten sind) sowie durch die Mehrheit des Großen Rates – der Versammlung aller Patrizier – abgesetzt werden. Gebeugt und auf einen Stock gestützt, verlässt er den Dogenpalast.

Nur wenige Tage bleiben ihm noch, dann stirbt der Greis. Die Ära Foscari ist beendet. Doch Venedigs Geschichte wird sie noch auf Jahrhunderte prägen.

Anfangs zahlt es sich aus, dass die Republik sich unter Foscari auf die Terraferma ausgerichtet hat: Um 1500 steuern die Festlandsbesitzungen deutlich mehr zum Staatshaushalt bei als das Kolonialreich im östlichen Mittelmeer.

Mehr und mehr Patrizier, die zuvor im Fernhandel aktiv waren, leben nun von den Einkünften aus ihrem Landbesitz.

Ihr Kolonialreich dagegen wird von einem übermächtigen Gegner bedroht, dem die Republik nicht gewachsen ist: Im Seekrieg gegen die Osmanen muss die Stadt 1503 strategisch wichtige Außenposten in Albanien und Griechenland aufgeben.

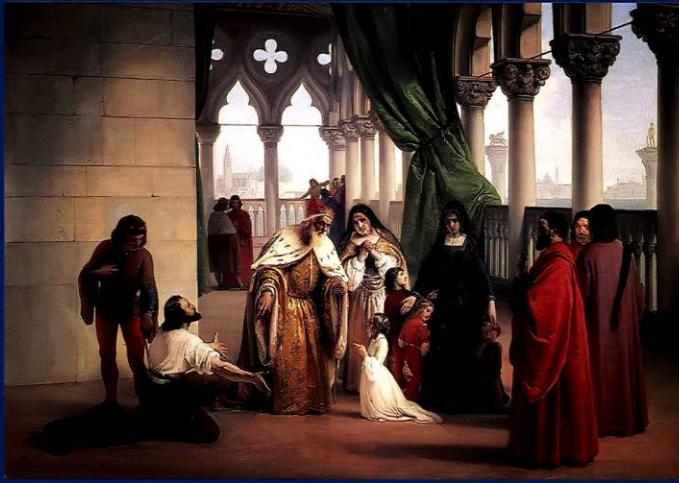
Leidenschaftlich widmet sich Venedigs Führung hingegen den inneritalienischen Machtkämpfen, die Ende des 15. Jahrhunderts wieder aufgeflammt sind.

Doch nun kämpfen auch die Armeen der europäischen Großmächte auf der Apenninen-Halbinsel – und die Serenissima ist in den Augen ihrer Konkurrenten in Italien und Europa längst zu stark.

Deshalb gründet sich 1508 im französischen Cambrai eine antivenezianische Liga, der neben dem Papst auch der römisch-deutsche Kaiser sowie die Könige von England und Frankreich angehören. Und zieht gegen Venedig.

Am 14. Mai 1509 unterliegt die Lagunenstadt den feindlichen Truppen bei Agnadello, große Teile ihres Heeres werden aufgerieben. Zwar gelingt es Venedig in den folgenden Jahren – auch dank der Einigkeit ihrer Gegner –, den Großteil der Festlandsbesitzungen zu halten. Doch den Status einer europäischen Großmacht hat Venedig auf alle Zeiten verloren.

Und so mancher Venezianer verflucht nun laut den Dogen Francesco Foscari, verdammt das gierige Ausgreifen der Seerepublik auf die Terraferma. So wie einst der sterbende Dogen Tommaso Mocenigo.



Die Expansionspolitik Francesco Foscari spaltet die Serenissima. Um dem Dogen zu schaden, lassen Widersacher dessen Sohn in den Kerker werfen. Wie auf diesem Gemälde von 1852 dargestellt, bittet er den Vater vergebens um Hilfe

Andreas Sedlmair, 42, ist Redakteur im Verifikationsteam von GEOEPOCHE.

DER FÜRST DER



Um 1515 malt Tizian in strahlenden Tönen das Porträt einer jungen Braut, der die nackte, von Rot umspielte Venus als Glücksbringerin für die Ehe zur Seite steht. Spätere Bilder wie das Selbstporträt aus der Zeit um 1560 werden von dunkleren Farben dominiert



FARBEN



Niemand hat zuvor solche Farben gefunden, niemand solch bewegte Figuren gemalt: Tiziano Vecellio, geboren in einem Bergdorf des Veneto, revolutioniert die Malerei der Hochrenaissance. Im Auftrag von Geistlichen, wohlhabenden Patriziern und mächtigen Fürsten schafft er Gemälde, die seinen Ruhm in Europa verbreiten – und den seiner kunstsinnigen Heimat. So macht er die reiche Kaufmannsstadt Venedig zur kulturellen Metropole

Wie Giganten wirken die Figuren der »Himmelfahrt Mariens«. 1518 vollendet Tizian das fast sieben

Meter hohe Altarbild für die Franziskanerkirche Santa Maria Gloriosa dei Frari im venezianischen Stadtviertel San Polo; es begründet seinen Ruhm als Meister der Farben und der Bewegung. Die Auftraggeber hingegen sind zunächst verstört: Die Mönche wollten eine ruhige

Madonnendarstellung – stattdessen bekommen sie eine leuchtend kolorierte, dramatische Szene



Die Mönche trauen ihm nicht. Immer wieder schleichen die Franziskaner im Winter 1517/18 in ihren Klosterraum nahe des Campo dei Frari, den sie dem jungen Maler Tiziano Vecellio vorübergehend als Atelier überlassen haben.

Hier malt der Künstler ein neues Bild für den Hauptaltar der gotischen Frari-Kirche im Viertel San Polo. Dutzende Holztäfel haben Tizians Gesellen zusammengefügt, seine „Himmelfahrt Mariens“ soll mit dreieinhalb Meter Breite und fast sieben Meter Höhe das größte Altargemälde der Stadt werden.

Es riecht nach Leinöl, viel Rot ist zu sehen und teures Blau. Es sind die Farben Mariens, der Beschützerin Venedigs. Ihr Verdienst ist es, so geht die Legende, dass die Stadt nie erobert worden ist. Deshalb hängen Madonnenbilder in jeder Kirche und in fast jedem Palazzo. Ruhige, ehrfürchtige Gemälde zur stillen Andacht – bislang.

Doch in Tizians improvisierter Werkstatt im Klosterraum erkennen die Mönche die Muttergottes nicht wieder. Diese Maria hält nicht inne. Sie wirbelt in die Lüfte, mit erhobenen Armen fliegt sie in den Himmel wie ein großer roter Vogel. Ihr blauer Mantel weht im Wind. Und die Engel neben ihr verharren nicht andächtig, sie trommeln, rufen und winken.

Alles auf dem Bild ist laut, groß und in Bewegung. Auch die Apostel, die die Himmelfahrende von der Erde verabschieden, sind bunte, wild gestikulierende Riesen, ihre Füße so lang wie die Oberschenkel eines erwachsenen Mannes.

Andern Sie das, Meister Tizian, verlangt Fra Germano da Casale, der Prior des Klosters. Schließlich ist der Maler ein Meisterschüler des kürzlich gestorbenen Giovanni Bellini, des bekanntesten Künstlers der Stadt, berühmt für seine in sich ruhenden Marien. Da muss der junge Mann doch wissen, was sich gehört. Weshalb also dieser Furor?

Tizian unterbricht seine Arbeit. Und erklärt, dass die Apostel und die rot-



Tizian lernt bei Giovanni Bellini und entwickelt schon bald einen revolutionär neuen Stil. Bellinis Gemälde von 1485 zeigt eine in sich ruhende Madonna mit Kind (oben links). In Tizians Bild hingegen, 30 Jahre später entstanden, befindet sich das Jesuskind mitten in einer stürmischen Bewegung. Diese neue Dynamik zeichnet die Hochrenaissance aus

blaue Maria nur hier im Klosterraum wie Giganten wirkten. Der Kirchenraum der Frari-Kirche aber sei eine enorme Halle; allein eine übergröße, dynamische Madonna könne ihn deshalb beherrschen. Ihre Farben müssten kräftig sein, damit sie heller leuchteten als die Sonne, die morgens durch die hohen Fenster strahlt.

Der Prior traut Tizian immer noch nicht. Erst als ein Gesandter des römisch-deutschen Kaisers auf das Bild aufmerksam wird und es kaufen will, verteidigen die Mönche ihren Auftrag an Tizian. Bei aller Skepsis: Verlieren wollen sie das spektakuläre Gemälde nicht.

Am 19. Mai 1518 wird die „Himmelfahrt Mariens“ in der Apsis der Frari-Kirche enthüllt. Hunderte Bürger strömen herbei und bewundern die Muttergottes: eine Frau zwischen Himmel und Erde, die mit offenen Armen Huldigungen entgegennimmt.

Und gehuldigt wird auch Tizian von den Venezianern. Bürger wollen sich von ihm porträtieren lassen, weitere Kirchen bestellen Altarbilder. Der junge Künstler

ist mit einem Schlag der berühmteste Maler der Lagunenstadt.

ES IST DAS RICHTIGE BILD zur richtigen Zeit. Acht Jahre lang hat die Serenissima Krieg geführt. Zeitweise hatten sich der Papst, der römisch-deutsche Kaiser, Frankreich und Spanien gegen die Republik verbündet.

Es waren Jahre der Isolation, aber auch eine Zeit des selbstbewussten Trotzes: Mochte sich die Welt gegen den Lagunenstaat wenden, am himmlischen Beistand zweifelte niemand. Schließlich war Venedig der Legende nach im Jahre 421 am Tag der Verkündigung an Maria gegründet worden.

Und tatsächlich: Im Januar 1517 gelang es den Venezianern, den Krieg bezulegen. Die Republik hatte sich gegen eine Koalition scheinbar übermächtiger Feinde behauptet. Wer könnte diesen Erfolg besser symbolisieren als die im Glauben triumphierende Maria der Frari-Kirche? Tizians Muttergottes ist nicht demütig, sondern selbstbewusst – wie die stolzen Bürger der Lagunenstadt.

Anderswo steigen Künstler auf, weil sie das Gefallen eines hohen Herrn finden, wie etwa Raffael, der in Rom vom Papst protegiert wird. In Venedig aber, dem Patrizierstaat, zählt vor allem die öffentliche Aufmerksamkeit. Die kann auch ein starrköpfiger junger Maler erreichen, dem seine Unabhängigkeit über alles geht. Der vielleicht ein bisschen exzentrisch und verstiegen wirkt in seiner Leidenschaft für das Opulente.

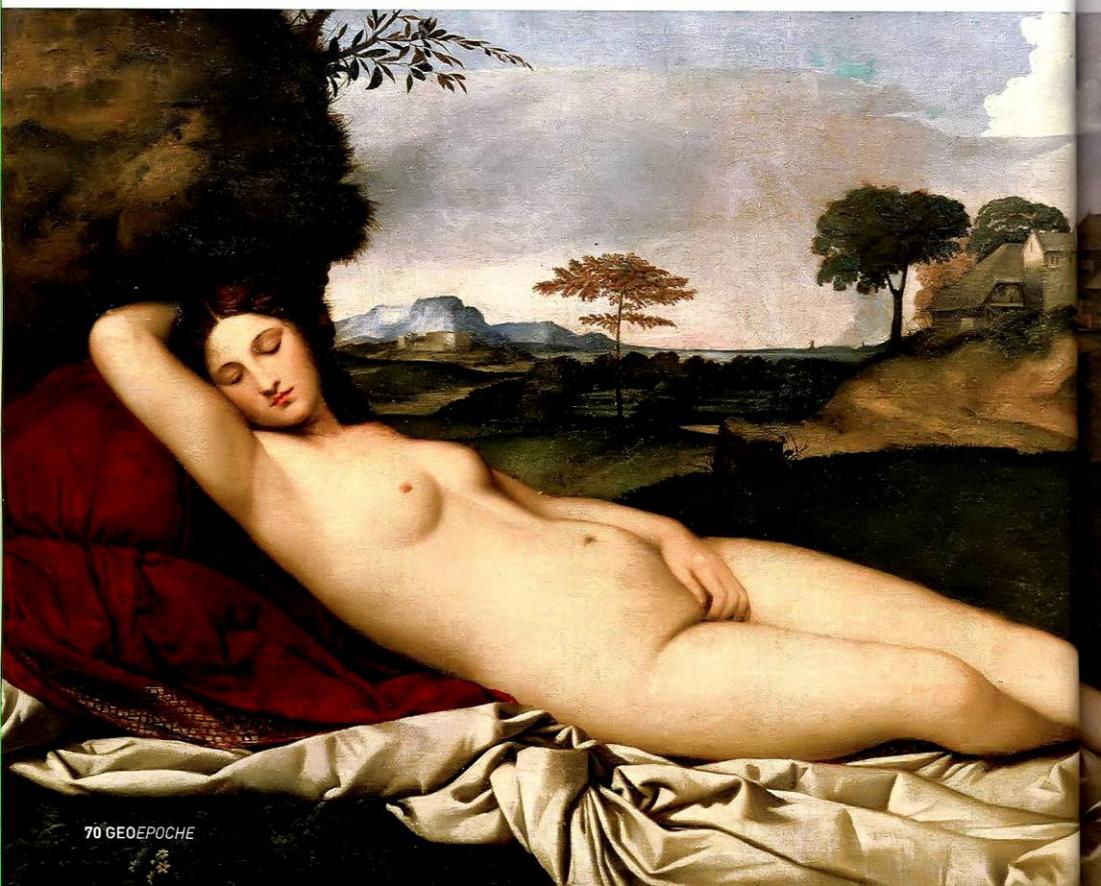
Zwar tritt die venezianische Oberschicht nach außen hin als Gemeinschaft von Gleichen auf, ist die Obrigkeit stets darum bemüht, Extravaganz einzelner Patrizier zu verhindern. Dennoch lieben

es viele Einwohner der Stadt, ihre Eigenheiten zu zelebrieren, ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Besucher wie der Nürnberger Maler Albrecht Dürer staunen, wie kunstvoll die Stadt sich gibt.

Die Palazzi sind mit morgenländisch geschwungenen Fenstern geschmückt, mit buntem Marmor und Skulpturen. Geschminkte Patrizierinnen in goldbestickten Gewändern stöckeln auf hohen Plateauschuhen über die Brücken, ihre Frisuren aufwendig gelockt und blondiert – viele Damen setzen sich zur Mittagszeit auf die Dachterrassen ihrer Palazzi, damit die Sonne ihr langes Haar schneller bleicht. Manche kaufen bei

den fliegenden Händlern auf der Piazza San Marco Perücken, die sie unter ihren Kopftüchern hervorlugen lassen.

Die Männer finanzieren die Eleganz ihrer Frauen, weil sie so Geschmack und Wohlstand demonstrieren können. Dagegen fürchtet die Regierung bei derartiger Dekadenz den finanziellen Ruin ihrer Bürger. Sie erlässt immer neue Luxusgesetze, die den Frauen etwa verbieten, sich beim Marktgang mit teurem Schmuck zu behängen – und den Männern, ihre Gondeln mit Teppichen aus Persien und Ägypten, mit Brokat und Seide königlich auszustatten. Doch immer wieder werden diese Regeln über-



treten – es ist aussichtslos, den Venezianern ihren Wunsch nach persönlicher Prachtentfaltung auszutreiben.

Den Künstlern soll es recht sein. Kein Patrizier, der etwas auf sich hält, will seine Gäste in ein Haus mit nackten Wänden führen. Im Vestibül, im Speisesaal, selbst im Schlafzimmer hängen Gemälde und Wandteppiche oft bis unter die Decke. Die Venezianer wollen Bilder. Viele Bilder.

DARAN DENKT WOHL, auch Tizians Vater im 110 Kilometer von Venedig entfernten Bergdorf Pieve di Cadore, als er um das Jahr 1500 entscheidet, seinen etwa

zehnjährigen Sohn in die Lagunenstadt zu schicken. Er selbst ist Verwaltungsbeamter und Militär – kein Patrizier, aber ein angesehener Bürger.

Normalerweise würde so jemand seinen Sohn nicht zu einem Maler in die Lehre geben – schließlich gelten Künstler in Venedig wie in Rom oder Florenz traditionell bloß als Handwerker.

Vecellio senior aber scheint zu ahnen, welch epochale Bedeutung die Malerei bald haben wird, welche großen Möglichkeiten sich den herausragenden Künstlern ihrer Zeit bieten. Also entsendet er seinen Sohn als Lehrjungen in einen venezianischen Malerbetrieb.

Das Kind stellt sich geschickt an beim Mischen der Farben und bei ersten Versuchen an der Staffelei. Bald schon darf Tizian in die beste Werkstatt der Stadt wechseln, zu den Brüdern Bellini. Erst arbeitet er mit Gentile, dann mit Giovanni Bellini: Der ist nicht nur der erfolgreichste Künstler der Stadt, sondern auch ein geduldiger Lehrer.

Über die Bellini gelangt der junge Tizian wahrscheinlich an einen Schatz: alte Skizzen. Denn schon Jacopo, der Vater der Brüder, hat Bilder gemalt, die ihn in Venedig berühmt gemacht haben. Vor allem und immer wieder: Maria mit dem Jesuskind. Die Skizzenbücher hat Jaco-



Häufig lässt sich Tizian – der mit seinen Madonnenbildern berühmt wird und Aufträge aus ganz Europa erhält – von Szenen aus der antiken Mythologie inspirieren. So empfindet er um 1522 für den Herzog von Ferrara die erste Begegnung der kretischen Prinzessin Ariadne mit ihrem künftigen Gemahlt nach, dem Weingott Bacchus. Bereits 1510 hat er ein Bild seines Malerkollegen Giorgione vollendet, das die Liebesgöttin Venus nackt vor einer italienischen Landschaft zeigt

po den beiden Söhnen hinterlassen. Darin hat er festgehalten, was ihm in seinem langen Leben interessant erschien. Die Falte eines Gewandes. Die Pose einer antiken Göttin aus Stein. Die lachsfarbigen Blütenblätter einer Schwerllilie. Die Steine von Stadtmauern.

Es sind Hunderte Studien, die noch seine Söhne inspirieren. Auch deshalb erschaffen die Bellini so viele Bilder, die in Venedig bekannt werden. Und es ist ziemlich sicher, wenn auch nicht bewiesen, dass Tizian in seinen Lehrjahren Jacopos Zeichnungen immer wieder studieren und nachahmen muss.

Gentile Bellini, der ältere der beiden Brüder, dokumentiert in seinen Werken das Städteleben; bei ihm lernt der junge Novize, wie sich auf Großformaten eine Geschichte in vielen Details erzählen lässt. Gentiles Bruder Giovanni dagegen konzentriert sich auf wenige Figuren, auf Heilige, auf Maria und Christus.

Der Vater hat noch, wie Generationen von Meistern vor ihm, die himmlischen Gestalten vor einem kostbaren Goldgrund gemalt. Giovanni jedoch setzt sie in die Landschaften des Veneto. Hier versinken sie in Andacht – es scheint, als beteten sie nicht nur Gottvater an, sondern auch die venetischen Wiesen, Flüsse und Wälder, die der Herr geschaffen hat.

Giovanni bringt seine Farben zum Leuchten: Bei ihm strahlt der Himmel in friedlichem Hellblau, tragen die Figuren schimmernd rote Seide, spiegelt sich die Sonne auf der gebräunten Glatze eines Heiligen. Doch Tizian – jung, temperamentvoll, ehrgeizig – hält seinen väterlichen Meister vermutlich für nicht viel mehr als einen guten Techniker. Ihn reizen noch radikalere neue Bildideen: die Visionen des Malers Giorgio da Castelfranco, genannt Giorgione.

Auch der ist ein Schüler Giovanni Bellinis, nur wenige Jahre älter als Tizian. Seine Figuren in den Gemälden schauen den Betrachter herausfordernd an, bewegen sich auf ihn zu, als wollten sie ihn ins Bild hineinzerren.

Giorgione lässt eine Rüstung glänzen, bis man sich in ihr zu spiegeln glaubt. Einen roten Samtmantel mit feinhaarigem Pelzkrallen malt er so detailliert, dass man meint, das schmiegsame Gewand auf der eigenen Haut zu spüren. Zeitgenossen schwärmen, vor Giorgiones Bildern höre man den Puls unter der Haut der Figuren schlagen.

Tizian gewinnt das Vertrauen des Älteren und darf bald an dessen Werken mitarbeiten, 1509 etwa in der deutschen Handelsniederlassung nahe der Rialtobrücke. Es sind komplizierte Kompositionen, die die beiden hier an die Wände werfen, verschlüsselte Geschichten, die schon Zeitgenossen nicht vollends entziffern können. Da vermisst ein Geometer eine Weltkugel. Justitia, Sinnbild der Gerechtigkeit, schwingt ihr Schwert. Eine nackte Frau ist in Gedanken versunken. Und ein Mann trägt die Gesichtszüge eines stadtbekannten Schmugglers, der gerade im Gefängnis sitzt.

Während sein Sohn am Gebäude der deutschen Kaufleute arbeitet, verteidigt Tiziens Vater als Befehlshaber einer venezianischen Einheit das Hinterland gegen die Armee des römisch-deutschen Kaisers Maximilian I. Die meisten angesehenen Männer seiner Generation sind in diesen Jahren mit Krieg und Politik beschäftigt. Ihre Söhne, die jungen Patrizier, haben viel Zeit für sich selbst. Und geraten in den Sog einer literarischen Fantasiwelt. Wie auch die Malerfreunde Giorgione und Tizian.

VENEDIG IST IN DIESEN JAHREN ein Zentrum des erst wenige Jahrzehnte zuvor erfundenen Buchdrucks. Hier erscheinen Texte in vielen Sprachen, vor allem aber antike lateinische und moderne italienische Literatur. Die Hirtdichtung des Römers Vergil ist ebenso zu lesen wie die erste Ausgabe des Romans „Arcadia“ von Tiziens Zeitgenossen Jacopo Sannazaro.

Beide Bücher erzählen von der Traumlandschaft Arkadien, dem Land der Dichter, Schäfer und Musen. Sehn-



Den Dichter Pietro Aretino porträtiert Tizian um 1545 als Ehrfurcht gebietenden und selbstbewussten Geistesfürsten. Im Gegenzug macht dieser für den Maler Werbung an Europas Herrscherhöfen

sucht entfacht auch die Liebeslyrik des Humanisten und Literaten Pietro Bembo, eines engen Freundes von Tizian.

Die jugendlichen Patrizier tun sich in „Strumpfhosengesellschaften“ zusammen, benannt nach der aktuellen Jünglingsmode. Gemeinsam organisieren sie Feste, rezitieren Gedichte und lauschen Giorgiones, vielleicht auch Tiziens Gesang und Lautenspiel.

Für die Maler sind die empfindsamen Freunde Anreger und Auftraggeber zugleich. Denn die wohlhabenden Patriziersöhne wollen Gemälde sehen, die ihre Sehnsucht nach Arkadien widerspiegeln.

Deshalb erfinden die jungen Künstler Motive, wie es sie in der Geschichte der Malerei nie zuvor gegeben hat. Etwa die „Schlafende Venus“, begonnen von Giorgione, vollendet von Tizian: Eine nackte antike Göttin ruht in der Landschaft des Veneto, als sei sie dort daheim.

Oder Tiziens „Ländliches Konzert“: Unbekleidete Musen gesellen sich zu



Venedigs feine Gesellschaft liebt die prunkvolle Selbstinszenierung, vor allem in den Gemälden ihres berühmtesten Malers. Der reiche Kunsthändler Jacopo Strada lässt sich um 1568 von Tizian mit einer kostbaren Statue porträtieren, einem Symbol für seine humanistische Bildung



Andrea Gritti, den 77. Dogen, stellt Tizian als machtbewussten Herrscher im prächtigen Ornat dar. Er vollendet das Bild wahrscheinlich 1545, sieben Jahre nach dem Tod des Staatsoberhaupts

einem Schäfer und einem eleganten jungen Strumpfsträger auf die Wiese. Man musiziert und genießt das irdische Glück.

Das ist freilich nur in der Fantasie ungetrübt. 1510 wütet die Pest in Venedig. Giorgione stirbt mit kaum über 30 Jahren. Nun ist Tizian in der Lagunenstadt der einzige Vertreter der revolutionären neuen Malerei.

UND ER HAT EIN GROSSES ZIEL: Nicht allein unter Venedigs patrizischen Jünglingen will er durch seine Malerei bekannt werden – sondern in ganz Europa. Denn die großen Meister des Abendlandes, deren Werke von Kaisern und Königen, von Päpsten und Kardinälen begehrt werden, arbeiten in Rom und Florenz, in Flandern und Nürnberg. Aus der Lagunenstadt jedoch, so reich sie auch ist, stammt kein Maler von europäischem Rang.

Dies soll sich ändern – und Venedig von der wenig beachteten Provinz zur

umjubelten Metropole der Kunst werden: mit ihm, Tizian, als Malerfürsten an der Spitze.

So treibt der junge Maler seine Karriere mit rücksichtsloser Frechheit voran: 1513 bewirbt er sich beim mächtigen Rat der Zehn um eine *sansaria*: ein Gehalt auf Lebenszeit, das die Republik an verdiente Künstler vergibt.

In der Regel ist diese Auszeichnung nicht mit bestimmten Aufgaben verbunden. Tizian jedoch bietet den Ratssherren in einem Brief an, mit all seinem „Talent und Geist“ eine Wand im Dogenpalast zu gestalten, wenn er nur die gleichen Vergünstigungen wie Giovanni Bellini bekomme, der ja schon seit langem dank einer Sansaria auf der Gehaltsliste der Republik steht.

Tizian erwähnt seinen einstigen Lehrer nicht ohne Hintergedanken: Die Zahl der geförderten Künstler ist genau festgelegt, und erst nach dem Ableben des greisen Malerfürsten kann er auf eine Stelle hoffen.

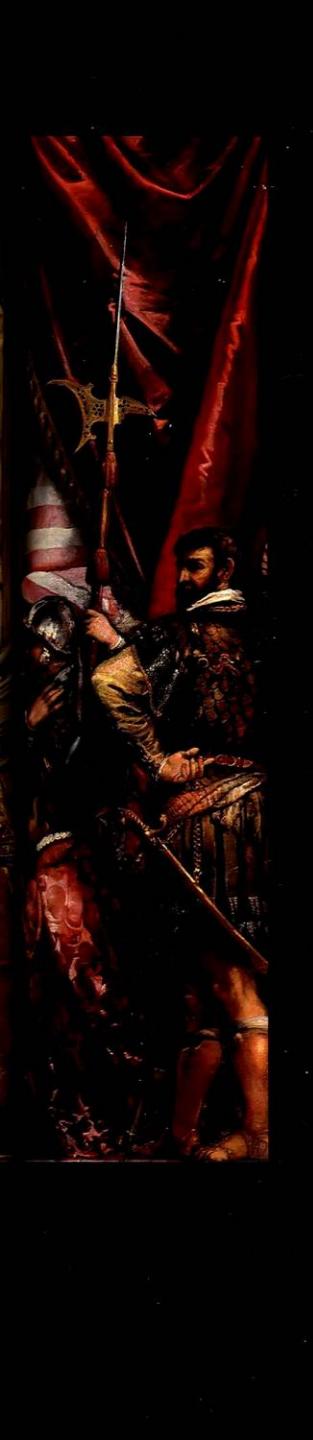
Bei aller Dreistigkeit bleibt Tizian charmant: Nicht des Geldes wegen sei er Maler geworden, sondern um „ein bisschen Ruhm zu erlangen“. Zu den großen Künstlern seiner Zeit wolle er gehören. Als „allertreuester Untergebener“ Venedigs wünsche er sich, seine Fähigkeiten mögen „dieser großartigen Stadt“ zugute kommen – und nicht etwa dem Papst, der seine Dienste ebenfalls begehrt.

Das ist keine Übertreibung: Papst Leo X. Medici interessiert sich tatsächlich für ihn, denn der Literat Pietro Bembo, mittlerweile Sekretär des Heiligen Vaters, hat ihm von dem jungen Mann mit den außergewöhnlichen Bildideen berichtet. In Venedig mit dem päpstlichen Angebot zu prahlen ist allerdings ein starkes Stück – der Krieg gegen den Kirchenstaat liegt nur drei Jahre zurück.

Doch die subtile Drohung wirkt. Der Rat der Zehn verspricht Tizian die nächst frei werdende Sansaria und bestellt bei ihm schon jetzt ein Schlachtengemälde



Als Staatsmaler versteht es Tizian meisterlich, weltliche und religiöse Motive miteinander zu verbinden. Antonio Grimani, den 76. Dogen Venedigs, malt der Künstler kniend vor einer allegorischen Darstellung des Glaubens. Das greise Staatsoberhaupt im Brustpanzer wacht über das idische Wohl der Serenissima, ihr himmlischer Fürsprecher ist der Evangelist Markus (links, zu seinen Füßen sein Symboltier, der geflügelte Löwe). Dessen Gebeine sind im Jahr 828 von Ägypten nach Venedig überführt worden. Seither gilt er als Schutzheiliger der Lagunenstadt, deren Panorama am unteren Bildrand zu erkennen ist



für den Dogenpalast, auf dass der Künstler in der Stadt bleibe.

Damit hat Tizian einen weiteren Schritt zum Ruhm getan.

Als inoffizieller Staatsmaler verkörpert er fortan die Kunst der Serenissima. Wer als Sammler das Gemälde eines Venezianers an seine Wand hängen will, wendet sich an ihn – anfangs vor allem Kaufleute aus der Stadt. Doch nach und nach melden sich bei ihm auch Abgesandte fremder Fürsten. Denn Tizians humanistische Freunde haben an den Höfen davon erzählt, wie eigenwillig jemand aus der Lagunenmetropole malt.

Und vor allem: wie farbenfroh!

Ursprünglich ist die hohe Farbkunst der Venezianer aus der Not entstanden. Im Gegensatz zu den Meistern im übrigen Italien können die Maler hier, wollen sie dauerhafte Werke schaffen, kaum Wände in Temperafarben bemalen – die feuchte Lagunenluft zersetzt Fresken schnell. Also bleiben ihnen nur Leinwände und Holztafeln. Diese Untergründe vertragen besonders gut Ölfarben, die sich erst im Jahrhundert zuvor in den Niederlanden durchgesetzt haben.

Mit ihnen lassen sich verschiedene Farbtöne übereinandermalen: Tizian trägt in einem Bild manchmal mehr als 40 Schichten auf. So kann er Nuancen viel genauer wiedergeben als zuvor – den rosigen Teint einer jungen Frau, die weißen Barthaare eines Alten, Licht und Schatten. Die venezianischen Künstler, allen voran Tizian, spezialisieren sich auf die Ölmalerei und entdecken dabei immer neue Effekte.

Nur in Venedig sind zudem so viele verschiedene Pigmente, Harze und Färbemittel zu haben. Anderswo müssen die Künstler kleine Mengen bei Apothekern kaufen; in der Handelsstadt aber packen *vendecolori*, Farbenfachhändler, zu Ultramarinblau zermahlenen Lapislazuli und aus Schildläusen gewonnenes Kerresrot auf ihre Waagschalen.

Ihre Kunden sind die zahlreichen Mitglieder der Malerzunft: neben den Figurenmalern auch Spiegelmacher, Mas-

kenbildner, Spielkartenmaler, Vergolder. Selbst ausländische Künstler decken sich hier ein, etwa Albrecht Dürer, der die venezianischen Kollegen bewundert.

DIE PROVOZIERENDE und monumentale „Himmelfahrt Mariens“ begeistert 1518 nicht nur die Venezianer – sondern auch Gesandte und Kaufleute aus fremden Ländern. Tizian erreicht, was sich in den Jahren zuvor bereits angedeutet hat: Als erster Maler aus Venedig wird er im ganzen Abendland berühmt – und zu einem wohlhabenden Mann. Für seine Altarbilder kann er nun bis zu 200 Dukaten verlangen, einen Betrag, den ein Bauarbeiter kaum in vier Jahren verdient.

Systematisch erweitert er in dieser Zeit seine Werkstatt in einem Palazzo unweit des Canal Grande. Hier arbeitet er mit einigen Gehilfen und wahrscheinlich seinem Bruder. 1525 heiratet er Cecilia Soldano, eine Frau aus seiner Heimatregion. Schon vor der Eheschließung hat das Paar zwei Söhne bekommen, die jung in den väterlichen Betrieb einsteigen. Quasi zur Familie gehören auch die langjährigen Gesellen, einer wird vier Jahrzehnte bei Tizian bleiben.

1530 stirbt Cecilia bei der Geburt einer Tochter; der Witwer ist untröstlich. Wenig später zieht er in den Norden der Stadt, in ein herrschaftliches Anwesen an der Lagune.

Immer mehr Aufträge erreichen Tizian, fast alle kann er dank seiner großen Werkstatt annehmen: Ernst blickende Porträtköpfe für die Ahngalerien der Palazzi. Erotische, halb nackte Blumenmädchen. Das Gruppenbild eines Feldherrn im Kreise seiner Männer. Altarbilder, auf denen neben biblischen Figuren auch die Familie des Stifters zu sehen ist. Und immer wieder Madonnen für die private Andacht daheim.

Von Fall zu Fall engagiert er Spezialisten, gern deutsche oder flämische Kollegen, die erfahren sind in der Malerei von Laubwerk und anderen Details. Häufig gibt Tizian bei einem Gemälde die Komposition vor, ein Mitarbeiter malt



Mehrfach porträtiert Tizian Kaiser Karl V., den ranghöchsten Herrscher der Christenheit. Für dieses Bild von 1548 sitzt der Monarch dem venezianischen Künstler in Augsburg Modell



Markgräfin Isabella d'Este, die Enkelin des Königs von Neapel, ist eine der berühmtesten Mäzeninnen Italiens. Tizian zeigt die 60-Jährige 1534 als junge Frau. Ein altes Bild dient ihm dabei als Vorlage



Auch reiche Bürger wie der Arzt und Philosoph Gian Giacomo Bartolotti aus Parma bestellen Bilder bei Tizian. Der malt ihn um 1518 in der für die Oberschicht typischen schwarzen Robe

dann die Figuren, ein anderer die Landschaft, ein dritter die Gebäude. Signiert sind sie mit „Titianus“ oder „Tiziano Vecellio“ – die Käufer nehmen die Gemälde als Original.

Kaum ein Meister hat seine Werkstatt so perfekt organisiert. Um seine neuen Bilderfindungen schnell bekannt zu machen, kooperiert Tizian mit Grafikern, die seine Entwürfe drucken und so im Abendland verbreiten.

Der Venezianer kontrolliert seine Mitarbeiter genau – gestalterischen Freiraum oder gar Eigenwerbung erlaubt er weder den Druckern noch den Malern.

Auf sein Drängen hin gesteht ihm die Regierung sogar das Monopol für den Vertrieb aller Stiche zu, die andere Künstler nach seinen Kompositionen anfertigen. So verhindert Tizian, dass schlecht gemachte Grafiken in Umlauf kommen und seinen Ruf schädigen.

Auch als Lehrer kennt er weder Geduld noch Rücksicht, anders als sein eigener Meister Giovanni Bellini: Kaum

einer seiner Lehrjungen und Gesellen wird später ein bedeutender Künstler.

Denn obwohl er viele Aufträge von seinen Gesellen bearbeiten lässt, trifft Tizian alle wichtigen Entscheidungen vor der Leinwand allein. Wenn er an seiner Staffelei steht, versinkt er in seiner Arbeit. Tizian, so wird einer seiner Schüler später berichten, schlägt dann in seinem Atelier geradezu mit dem farbfeuchten Pinsel auf das Bild. Wenn er fertig gewütet hat, dreht er das Gemälde zur Wand. Erst Monate später holt er das Werk wieder hervor und betrachtet es mit dem Blick eines Arztes: Wo ist etwas aus dem Gleichgewicht geraten, welche Stellen wirken leblos?

Jetzt benutzt er oft keinen Pinsel mehr, sondern nur noch seine Hände. Sanft trägt er mit den Fingerkuppen neue Paste auf und tupft sie zurecht, setzt hier noch einen dunklen Fleck in die Ecke, dort einen Streifen Rot oben drauf. Das Ergebnis wirkt nicht perfekt, sondern turbulent.

In einem Selbstporträt zeigt sich Tizian breitschultrig mit weißem Hemd und teurem Pelzgewand. Ein gestandener Mann, der nachdenklich in die Ferne schaut, die Linke herrisch aufs Knie gestützt. Die Malerhand aber, die Rechte, tastet sich vorsichtig im Raum voran. Bei allem Stolz auf den erlangten Status sieht sich Tizian offenbar als ein Künstler, der noch auf der Suche ist.

Seine Gäste freilich erleben ihn als einen Mann, der schon alles erreicht hat. Regelmäßig lädt er Freunde und Auftraggeber auf sein Anwesen im Viertel San Canciano und zeigt ihnen seine kostbare Kunstsammlung sowie die umfangreiche Bibliothek. Dann lässt er im üppigen Garten auftischen, der dem Bericht eines Besuchers zufolge Tizians gemalten Sehnsuchtslandschaften in nichts nachsteht. Man speist und schaut auf die Lagune, wo schöne Frauen in ihren Gondeln vorbeiziehen. Es ist die kunstvolle Inszenierung eines gebildeten Mannes der besten Gesellschaft.

Zu Besuch kommt auch Tizians Dichterfreund Pietro Aretino. Der in Arezzo geborene Literat wird in ganz Italien für seine Satiren gefürchtet und für seine Schmeicheleien bewundert. Aretino ist so eitel, dass er sein Konterfei sogar auf Kammdöschen anbringen lässt. So wie Tizian will auch er mit seiner Kunst nach ganz oben aufsteigen.

Der Maler porträtiert den Freund mehrfach als weisen Grandseigneur. Dafür empfiehlt ihn der Literat an alle ihm bekannten Herrscher. Aretino demoralisiert zudem dessen heimische Konkurrenz; etwa jenen venezianischen Künstler, den er in einem Brief höhnisch für dessen Frömmigkeit lobt – die helfe ihm sicher über die Tatsache hinweg, dass Tizian der viel bedeutendere Maler sei.

Anderen schreibt er, wie sehr Tizian ihre Schnelligkeit bewunderte – aufgrund derer sie es aber niemals zu künstlerischer Vollendung bringen würden.

Das Wechselspiel zahlt sich aus. Der Ruhm des einen steigert schon bald das Ansehen des anderen.

AUF DEN STAFFELEIEN in seiner Werkstatt arbeitet Tizian um 1540 an den Porträts des neuen Dogen Pietro Lando und dessen verstorbenen Vorgängers Andrea Gritti, den der Maler als energische Kämpfernatur mit Furcht einflößendem Blick darstellt.

Mehrfach feiert er in diesen Jahren zudem den mächtigen, verschlossenen römisch-deutschen Kaiser Karl V. als einsamen Weltenherrscher – und porträtiert ebenso dessen erbitterten Gegner, den französischen König Franz I.

Ja, der Meister, der die Ehre hat, Papst Paul III. im Kreise seiner Enkel darzustellen, malt auch ein Abbild des osmanenherrschers Sultan Suleiman II., des gefährlichsten Feindes der Christenheit.

Gu! 20 Jahre nach der Enthüllung seiner triumphierenden Muttergottes in der Frari-Kirche ist Tizian endlich der Malerfürst Europas.

Und am Ende gelingt es ihm noch einmal, einen völlig neuen Stil zu entwi-

ckeln. Seine Malerei besteht jetzt oft nur noch aus Tupfern – scheinbar willkürlich gesetzten Pinselstrichen. Flächen und Konturen löst der über 70-Jährige auf, an manchen Stellen lässt er die Leinwand durchschimmern. Viele Zeitgenossen glauben, die Bilder seien unvollendet – doch womöglich sollen sie bloß so wirken. Als könne Tizian auch nach seinem

sein letztes großes Werk – der Künstler hat den Tod vor Augen. Das Gemälde widmet er Gott, damit dieser seine Söhne und ihn von der Pest verschone.

Bald darauf, am 27. August 1576, stirbt der fast 90-Jährige in seiner Villa an der Lagune. Möglicherweise erliegt er der Seuche – wie sein Sohn Orazio, den er nur um kurze Zeit überlebt.



Konturen verwischen, Farben verlieren ihre Kraft: Im Alter schafft Tizian Gemälde von düsterer Melancholie – so die »Grablegung Christi« (um 1560), in der sich der über 70-jährige Maler als Joseph von Arimathea (links hinter dem Leichnam) selbst porträtiert

Tod noch zurückkommen und wieder den Pinsel über das begonnene Gemälde ziehen, die frische Farbpaste streicheln und alles noch besser machen. Er will nicht vollenden, sondern weiterleben.

In der „Beweinung Christi“ malt Tizian sich noch einmal selbst, diesmal in der Gestalt eines alten, melancholischen Mannes, der den kreidebleichen Leichnam Christi betrachtet. Es wird

Ein paar Tage später wird Tizian, der eigensinnige Farbkünstler, in der Frari-Kirche begraben. Gleich neben seiner gen Himmel strebenden Maria.

Sie bleibt in Bewegung, während er für immer ruht. □

Die Kunsthistorikerin Kia Vahlund, 37, ist Journalistin in Hamburg. 2008 erscheint ihr Buch über den venezianischen Maler und Zeitgenossen Tizians Sebastian del Piombo im Verlag Hatje Cantz.



DIE KUNST AM KANAL

23 000 Bogen Blattgold überzogen einst die Fassade der Ca' d'Oro, des um 1430 im gotischen Stil errichteten »Hauses aus Gold« (rechts). Die Architekten des Palazzo Duodo-Giusti daneben kombinieren 1776 Stilelemente des Barock und der Renaissance



An den Ufern des Canal Grande wetteifern die Patrizier der Serenissima seit dem 11. Jahrhundert darum, wer den prächtigsten Palast errichtet. Um 1535 beschließt ein mächtiges Geschlecht der Stadt, den schönsten aller Palazzi zu bauen – und fordert dadurch eine mit ihr rivalisierende Familie heraus, sie noch zu übertreffen

Am Canal Grande herrscht Krieg. Ein Kampf, ausgetragen nicht mit Waffen, sondern mit Holz, gebranntem Ton und istrischem Stein – und mit viel Geld. Nur 500 Meter voneinander entfernt wachsen im Jahr 1557 zwei Palazzi empor, so großartig und schön, wie es sie in Venedig noch nicht gegeben hat.

Ihre Bauherren rivalisieren schon seit Jahrzehnten um Ansehen und Macht. Auf der einen Seite: die Corner, die mächtigste Patrizierfamilie der Stadt. Stolz zählen sie sich zu jenen 24 „alten Häusern“, die der Legende nach die Republik Venedig einst gegründet haben. Mit dem Handel von Zucker, Baumwolle und Gewürzen haben sie ein Vermögen gemacht. Aus ihren Reihen ist ein Doge hervorgegangen und eine Königin von Zypern, aus ihrem Geschlecht stammen gleich mehrere Kardinäle in Rom.

Die Corner haben als Architekten Jacopo Sansovino gewonnen, den Ersten Baumeister Venedigs. Seine Pläne zeigen eine imposante Fassade, bestimmt

alteingesessenen Corner fürchteten, die Grimani könnten zu mächtig werden. Seither herrscht zwischen beiden Familien eine unterschwellige Rivalität.

Die Grimani haben ebenfalls einen berühmten Baumeister gefunden: Michele Sanmicheli. Der Architekt hat etliche Kirchen entworfen sowie zahlreiche Palazzi für Fürsten und wohlhabende Patrizier. Das Holzmodell des 73-Jährigen lässt die Erhabenheit des späteren Palastes erahnen: Dreitürmige, tief gestaffelte Geschosse ragen wie eine antike Bühnenwand empor; zum Kanal hin öffnet sich ein Portal, das an einen römischen Triumphbogen denken lässt.

200 000 Dukaten soll der Bau, der erst vor etwa einem Jahr begonnen wurde, kosten – viermal so viel, wie die Corner veranschlagen. Unvorstellbare Summen für einen einfachen Venezianer: Wer jährlich 1000 Dukaten verdient, gilt in der Lagunenstadt schon als wohlhabend.

Und so streiten beide Patriziergeschlechter nun am Canal Grande, Venedigs Arena der Selbstdarstellung, mit

stöckige Palazzo, leicht gebaut, ganz anders als die massiven Patriziersitze auf dem italienischen Festland. Denn da die Lagunenstadt durch ihre Lage gleichermaßen vor Angreifern vom Land und vom Meer geschützt ist, müssen die Bauten nicht als Verteidigungsbastionen dienen, keine steinernen Festungen sein. Die Baumeister können auf starke Mauern, Schießscharten und von Zinnen bekrönte Brustwehren verzichten.

Wohl aber müssen die Architekten jene doppelte Funktion bedenken, die jeder Palazzo zu erfüllen hat: Er soll sowohl als Wohnhaus wie als Warenlager und Handelskontor dienen, da Venedigs Nobili zumeist ja Kaufleute sind.

Gewöhnlich hat jeder Palast einen Zugang zum Wasser, damit Kahné mit Handelsgütern vor dem Portal festmachen und entladen werden können. Im Erdgeschoss verstauben Gehilfen die Seidenballen, Säcke mit Gewürzen, Metalle, Farbstoffe, Duftwässer oder Arzneien.

Je besser die Geschäfte gehen, umso mehr Platz benötigen die Kaufleute. So bietet bald in vielen Neubauten ein zusätzliches Halbgeschoss über dem Lager weiteren Speicherraum oder Platz für das Kontor, für Wohnräume und Unterkünfte für das Gesinde.

In der Regel führt eine seitliche Treppe vom Erdgeschoss hinauf in die erste Etage, zu den Wohnräumen. Sie mündet in einen großen Saal, der sich von der Frontfassade bis zur Rückwand durch das ganze Gebäude erstreckt, meist auf einer Länge von 20 bis 25 Metern.

Diese Halle ist etwa fünf Meter breit und sechs Meter hoch. Hier gibt der Hausherr zu besonderen Anlässen glanzvolle Bankette; gewöhnlich aber nutzen die Bewohner den Saal nur als Korridor.

Nirgendwo in Europa gibt es so viel Reichtum

von zwei mächtigen Obergeschossen mit je sieben Fenstern, eingefasst von Doppelsäulen. Vor rund zwölf Jahren haben die Arbeiten daran begonnen.

Verglichen mit den Corner sind die Grimani Emporkömmlinge. Sie wurden erst später, wahrscheinlich im frühen 13. Jahrhundert, in den Kreis der nobili, der herrschenden Patrizier, aufgenommen. Inzwischen aber gehören sie zu den einflussreichsten Familien der Republik und sind durch Handel und kirchliche Pfründe reich geworden – fast so reich wie die Corner. Zweimal schon, 1513 und 1522, wäre ein Grimani beinahe zum Papst gewählt worden – doch jedes Mal konnte der Kardinal Marco Corner dies durch Intrigen verhindern. Die

Wandpfeilern, Kapitellen und Fensterbögen um Geltung und Prestige. Um den schöneren, prächtigeren Stammssitz.

Denn nichts kündet in Venedig wirkungsvoller vom Rang einer Familie als die würdevolle Eleganz ihres Palazzo.

ES HAT AN DER LAGUNE lange Tradition, repräsentative Privathäuser zu errichten, um die Stadt zu verschönern – und den Ruhm des eigenen Geschlechts zu mehren. Durch Handel zu Wohlstand gekommen, bauen im 11. Jahrhundert immer mehr Patrizier komfortable Domizile aus Stein als Ersatz für ihre meist strohgedeckten Holzhäuser. So entwickelt sich binnen dreier Generationen ein neuer, einzigartiger Gebäudetypus: der zwei-

Nach rund 20 Jahren

Bauzeit beziehen die Corner, Venedigs wohlhabendste Familie, um 1565 ihren Stammssitz, den sie stolz Palazzo Corner della Ca' Grande nennen. »Ca'« ist die venezianische Kurzform für casa, »Haus«



Manche Geschlechter besitzen
gleich ***mehrere*** Paläste





Die Ca' Foscari (links), 1452 in Auftrag gegeben, ist der wohl schönste gotische Bau in Venedig. Ihr gegenüber, in bester Lage an der ersten Biegung des Canal Grande, steht der rund 140 Jahre jüngere Palazzo Balbi, mit dem das Barock in Venedig beginnt

An beiden Seiten dieser zentralen Halle liegen die Wohngemächer, Schlaf- und Esszimmer, oft auch die Küche und Toiletten. Unter dem Dach wohnen Bedienstete, sind Speisekammer und andere Vorratsräume untergebracht.

Über dem Dachboden liegt zumeist eine hölzerne Terrasse, wo Wäsche zum Trocknen aufgehängt wird; denn nur wenige Palazzi sind von Gärten umgeben. Das übrige Dach ist nach allen vier Seiten geneigt, um möglichst viel Regenwasser auffangen zu können. Steinerne Rinnen und Rohre in den Hauswänden leiten es zu unterirdischen Zisternen.

Jeder Liter Süßwasser ist kostbar. Denn in Venedig herrscht stets Mangel an Trinkwasser. Ein Leitungssystem zum Festland gibt es nicht.

Unten Warenlager, oben Wohnhaus: Dieses Prinzip des Palazzo bleibt über die Jahrhunderte gleich – doch es verändert sich das Antlitz, die Fassade.

Denn nach der Eroberung Konstantinopels durch ein von Venedig unterstütztes Kreuzfahrerheer 1204 steigt die Serenissima zur führenden Handelsmacht Europas auf. Viele Nobili lassen nun als Zeichen ihres Reichtums die Fassaden ihrer Palazzi mit Schmuckplatten und Friesen verziern, in die Tier- oder Pflanzenmotive gemeißelt sind – Ornamente, die sie aus Konstantinopel kennen.

So muten die Paläste fast orientalisch an: Arkaden mit gestreckten halbkreisförmigen Bögen verlaufen in beiden Etagen der Gebäude, dahinter öffnen sich Loggien, die Schatten spenden und Schutz vor Wind und Regen bieten.

Schon bald kombinieren die venezianischen Architekten diesen morgenländischen Stil mit Elementen der Gotik. Und im 14. Jahrhundert bauen sie vor

allem in dieser in West- und Mitteleuropa entwickelten Manier: Arkaden und Fenster werden nun von Spitzbögen mit luftig durchbrochenem Maßwerk gekrönt. Doch kopieren die Bausmeister diesen Stil nicht einfach, sondern entwickeln eine eigene Spielart der Gotik.

Da die Stadt immer mehr Menschen zählt – zwischen 1400 und 1500 nimmt die Einwohnerzahl um etwa 40 000 auf 140 000 zu – und die Grundstückspreise stetig steigen, lassen viele Patrizier ihre Palazzi bald drei Etagen hoch bauen. So können sie mit der Familie eines Bruders oder Vetters unter einem Dach leben und die Lagerräume gemeinsam nutzen.

Venedig ist nun die reichste Stadt Europas. Und die Fassaden werden immer majestätischer: mit vorspringenden Häuserecken, mächtigen Gesimsen, Fenster- und Türeinfassungen aus feiner gemetztem Stein – meist noch dazugehörig verziert. Allein für die Front der zwischen 1421 und 1436 erbauten Ca' d'Oro, dem „Haus aus Gold“ (Ca' venezianisch für casa – „Haus“), verbrauchen Arbeiter 23 000 Bogen Blattgold.

VON SCHLICHTER ELEGANZ ist dagegen der dreigeschossige Palast, den die Correr um 1478 in bester Lage, am südlichen Ende des Canal Grande für 20 000 Dukaten erwerben und für über 10 000 Dukaten aufwendig renovieren lassen.

Nur zwei schmale Arkaden zieren die streng symmetrisch gegliederte Fassade. Im Inneren indes sind die Wände verschwenderisch mit kostbaren Wandteppichen und Gemälden geschmückt und die Decken ruhen auf Balken mit kunstvollen Schnitzereien. Ein Chronist schreibt, dies sei das schönste Haus in ganz Italien – „großartig und geräumig“.

Doch dann kommt es zur Katastrophe: Am frühen Morgen des 16. August 1532 entzünden sich auf dem Dachboden Kisten mit Zucker, die dort, vom Seetransport feucht, über glühenden Kohlen getrocknet werden. Binnen Minuten frisst sich das Feuer durch die hölzernen Böden und Decken – rasch steht

das gesamte Gebäude in Flammen. Die Familie kann sich gerade noch retten. Das Feuer lässt nur eine Ruine übrig.

Zwar sind die Corner nun keineswegs obdachlos. Denn ihr weit verzweigtes, aus mehr als zehn Linien bestehendes Geschlecht besitzt, wie viele der großen Patrizierdynastien Venedigs, weitere Paläste in der Stadt. Gleichwohl ist sich die Familie einig, dass aus den verkohnten Mauern am Canal Grande ein neues, noch schöneres Gebäude erstehen soll.

Der Canal Grande wird zur Arena der Architekten

Obwohl die Corner sehr reich sind, fürchten sie, den Neubau nicht aus ihren Einnahmen finanzieren zu können. Also verfassen Giacomo Corner, ein hoher Beamter der Republik und enger politischer Bundesgenosse des regierenden Dogen Andrea Gritti, und sein Bruder Francesco, ein Kardinal, Briefe an das Staatsoberhaupt und bitten um Geld: Ein neuer Palazzo werde 50000 Dukaten kosten, dafür aber auch in seiner prominenten Lage nahe dem Ausgang des Canal Grande in das Becken von San Marco die ganze Stadt schmücken.

Und so gesteht der Rat der Zehn den Corner schließlich einen Zuschuss von 30000 Dukaten zu. Noch im Oktober 1532 erneuert der Arbeiter das Fundament; doch nach Streitigkeiten um das Erbe des Familienoberhaupts können die Arbeiten erst 1545 beginnen.

Einige Jahre darauf schicken sich die Grimani an, den Palazzo der Corner an Schönheit und Majestät zu übertreffen.

SOMMER 1557. Auf den zwei Großbaustellen direkt am Canal Grande sind Dutzende Männer am Werk. Handwerksmeister rufen ihre Kommandos über die Gelände. Von ihren Booten aus können die Venezianer beobachten, wie die Arbeiten vorangehen.

Auf dem Grundstück der Grimani legen die Handwerker zunächst das Uferfundament. Sie spitzen bis zu neun Meter lange, gut 20 Zentimeter dicke Stämme an einem Ende mit Äxten an und weichen sie in Brackwasser ein.

Normalerweise wird dafür Lärchen- oder Eichenholz aus der Region verwendet, doch die Grimani lassen angeblich eigens Zedern aus dem Libanon kommen. Je zwei auf einem Gerüst stehende Männer schlagen einen Stamm mit einer

schweren Ramme, die sie an Griffen führen, in den Grund. Pfahl an Pfahl setzen die Arbeiter dort, wo einmal die tragenden Wände des Hauses stehen werden. Dazu singen sie laut, um den Rhythmus zu halten.

Im Grunde ist die Oberfläche der rund 100 Inseln, auf denen Venedig steht, völlig ungeeignet, solch wuchtige Bauwerke zu tragen: Sie ist weich und schlickig. Nur dichte Pfahlreihen, die in zwei bis sieben Meter Tiefe in einer dünnen, harten Tonschicht Halt finden, ermöglichen den Bau eines Hauses. Vollständig versenkt, sind die Stämme dann fast unbegrenzt haltbar.

Damit sie die Pfähle möglichst tief einschlagen können, ziehen Arbeiter an den Kanalseiten des Grundstücks einen kleinen Damm und tragen die obere Erdschicht und alte Fundamentreste ab, ehe sie die Stämme einschlagen.

Die repräsentative, schwere Verkleidung der Fassade, die Michele Sanmicheli für die Grimani entworfen hat, erfordert ein entsprechend solides Fundament. Wo später die Außenmauern des Grimani-Palastes stehen sollen, setzen die Handwerker daher wahrscheinlich Pfähle in Zweierreihen nebeneinander und füllen die Zwischenräume mit Lehm. Über die Pfahlreihen nageln Zim-

merleute dicke Holzbohlen, dann führen Maurer einen Sockel aus Ziegeln bis auf Bodenhöhe. Sie verwenden dabei einen speziellen schwarzen Mörtel, der sehr schnell und auch unter Wasser bindet.

Auf Bodenniveau werden Blöcke des besonders dichten istrischen Kalksteins vermauert; sie dienen als Isolierschicht und sollen verhindern, dass von unten Feuchtigkeit in das obere Ziegelwerk aufsteigt. Einen Keller wird es, wie überall in Venedig, nicht geben.

AUF DER BAUSTELLE DER CORNER, nur ein paar hundert Meter weiter südlich, wachsen wohl um diese Zeit die Mauern des Palazzo in die Höhe. Zimmerleute haben Gerüste errichtet, auf denen Maurer stehen und Ziegel für Ziegel aufeinanderfügen. Mit Seilwinden ziehen die Männer schwere Lasten in die Höhe.

Wegen des sumpfigen, schlecht tragenden Untergrunds errichten sie den eigentlichen Bau nicht aus schwerem Naturstein, sondern aus leichten Ziegeln und Holz. Und weil die Fundamente mit der Zeit oft ungleichmäßig absinken, verwenden die Maurer für die Wände einen Mörtel, der dank seines hohen Kalkanteils besonders weich ist. So kann das Mauerwerk nachgeben.

Die Schmuckfassaden aus Naturstein setzen die Arbeiter später vor die Außenwände. Sie werden von Metallankern gehalten. In der Regel lassen die Architekten das Untergeschoss mit Kalkstein verkleiden, die Mauern darüber aber größtenteils verputzen.

Doch beim Palazzo der Corner will der Architekt Jacopo Sansovino die gesamte Fassade mit Stein verblenden – damit sie besonders erhaben wirkt. Das hohe Erdgeschoss lässt er mit grob be-

20000 Golddukaten soll der Bau des 1575 vollendeten Renaissance-Palastes der Grimani gekostet haben. Der Palazzo wird zum Vorbild für viele Architekten, die unter anderem das Portal in Form eines dreitorigen Triumphbogens nachahmen



Tausende von Holzpfählen tragen
die *wuchtigen* Bauten





Mehr als 200 Palazzi werden zwischen 1200 und 1800 am Ufer des knapp vier Kilometer langen Canal Grande errichtet. Sie bilden eine Front, unterbrochen nur von acht Kirchhöfen und 45 Zuflüssen. Begehrte Bauplätze nahe dem Markusplatz

hauen Platten verkleiden. Die beiden Obergeschosse sollen auf einem majestatischen Sockel ruhen.

Die CORNER HABEN SANSOVINO bereits etwa 20 Jahre zuvor, wahrscheinlich 1537, als Architekten für ihren Palazzo engagiert. Eine selbstbewusste und programmatische Wahl.

Denn der 1486 geborene Sohn eines Matratzenmachers schickt sich als Oberaufseher der venezianischen Bauten gerade an, der Stadt ein neues Gesicht zu geben. Er ist ein bedeutender Bildhauer und versierter Architekt, der zuvor vor allem in seiner Heimatstadt Florenz und in Rom Skulpturen und Bauwerke im „römischen“, an der Kunst der Antike orientierten Stil geschaffen hat. Seine Gebäude sind symmetrisch gegliedert und nur sparsam verziert; die Säulen und Arkaden wirken leicht und elegant.

Diesen „römischen“ Stil bringt Jacopo Sansovino nach Venedig. Dort fordert der Doge Andrea Gritti energisch eine Erneuerung der Stadt. Venedig soll Anschluss finden an den Geist der Zeit, an die antikisierende Ästhetik der Renaissance.

Die konservativen Architekten der Stadt haben bis dahin zumeist nur einzelne Schmuckelemente der Fassaden in dieser Manier gestaltet. Innerhalb weniger Jahre errichtet Sansovino an der Piazza San Marco eine große Bibliothek, die staatliche Münze und eine Versammlungshalle am Fuß des Campanile. Der Baustil der Renaissance beeinflusst nun auch die Gestaltung der Patrizierpaläste.

Das Material für die „römische“ Fassade des Corner-Palazzo lässt Sansovino von der rund 100 Kilometer entfernten Halbinsel Istrien an der östlichen Adria-

küste kommen. Dort wird jener besonders harte, widerstandsfähige weiße Kalkstein gebrochen, der dennoch leicht zu verarbeiten ist. Lastkähne transportieren das Gestein in die Lagune.

Auch alle anderen Materialien müssen die Handwerker mit Kähnen an die Baustelle schaffen – denn nichts kommt aus Venedig selbst. Mauer- und Dachziegel etwa stammen aus den Brennereien im nahen Festungsstädtchen Mestre auf dem Festland, zwei Kilometer landeinwärts gelegen und mit der Lagune über einen Kanal verbunden: So können Boote in der Nähe der Brennöfen beladen werden; mit einer einzigen Fuhre bringen sie 4000 bis 5000 Ziegel nach Venedig.

Der Marmor für Schmuckplatten kommt aus Verona, Brescia, der Toskana. Holz schlagen Waldarbeiter im bergigen Hinterland Istriens, in den Hochwäldern des nördlichen Veneto und im Friaul. Zu Flößen gebunden, werden die Stämme zu den Sägewerken im Norden der Stadt geschafft, wo Männer sie ans Ufer ziehen, voneinander trennen und zu Pfählen, Balken und Brettern verarbeiten.

Den Kalk für den Mörtel gewinnen Arbeiter in den Hügeln von Padua und Treviso und verschiffen ihn zu den Öfen Mestres, wo er gebrannt wird. Bausandschürfen Männer aus nahen Flüssen – ihn den schmalen, schützenden Küstenstreifen der Lagune, den *lidi*, zu entnehmen, wäre zu gefährlich.

Manchmal muss sogar das Süßwasser, das die Maurer für den Mörtel brauchen, aus dem nahen Unterlauf der Brenza geschöpft werden. Schiffer bringen es mit Kähnen in die Stadt. Im Arsenal, dem Werft-Bezirk, können die Handwerker Seile, Laufrollen, Vorschlaghämmer und Nägel kaufen.

IM SOMMER 1559 haben die Arbeiter der Grimani schon fast die erste Etage des Palazzo fertiggestellt. Vor die bühnenartige Fassade setzen die Steinmetzen Säulen und Pilaster. Im Inneren spannt sich bereits ein Tonnengewölbe über eine Halle im Erdgeschoss. Auch das

zweite Stockwerk wird schon errichtet. Noch ein weiteres soll folgen, um den Bau so hoch aufzustreb zu lassen, dass er die meisten Häuser Venedigs überragt.

Seit dem 13. Jahrhundert wacht eine staatliche Behörde über sämtliche Bauten in der Stadt, sorgt etwa dafür, dass die Fluchten der Gebäudereihen präzise eingehalten werden. Und die lange Zeit nahezu ausschließlich zweigeschossige Bauweise der Paläste sei, so geht die Legende, Ausdruck der Gleichheit und Einheit ihrer Bewohner, der Nobili.

Denn aristokratischen Prunk sollen nicht einmal die wohlhabenden Patrizier zur Schau stellen – aus moralischen Gründen, aber auch, weil der Senat fürchtet, eine allzu aufwendige Lebensführung könnte die Wirtschaftskraft des Staates schwächen. Deshalb bestimmt er drei Nobili, die per Verordnung übertriebenen Luxus unterbinden sollen – auch bei der Einrichtung der Paläste.

Sie beschränken im 16. Jahrhundert etwa die Kosten für die Ausstattung eines Zimmers auf 150 Dukaten. Dekretieren,

baute“. Dass Patrizier sich hier zu verewigen suchen, ist vom Senat durchaus erwünscht. Steigt die Konkurrenz doch den Glanz der Serenissima.

ENDE AUGUST 1559 stirbt nach nur zwei Jahren Bauzeit Michele Sanmicheli, der Architekt der Grimani. Doch auch der unvollendete Palast offenbart das Genie des Baumeisters. Auf marmornem Sockel thront ein erhabenes Erdgeschoss mit massiven Doppelpilastern. Die Fassade der ersten Etage wirkt mit ihren Gesimsen spannungreich und ausgewogen zugleich.

Nach dem Tod Sanmichelis beauftragt die Familie Grimani einen anderen Architekten, den Palazzo zu vollenden. Doch es dauert noch gut anderthalb Jahrzehnte, bis der Bau bewohnbar ist.

Sanmichelis Nachfolger, der bei der Gestaltung des zweiten Obergeschosses vom Originalentwurf abweicht, muss sich 1567 für die dadurch entstehenden Zusatzkosten rechtfertigen – doch die Ausgaben steigen weiter. Denn der In-

reflektieren, das durch große Fensteröffnungen einfällt.

Die Fenster machen zugleich die Wände leichter. Glasscheiben, die in vielen anderen europäischen Metropolen noch ein Luxusartikel sind, kommen in Venedig vergleichsweise günstig aus den Schmelzöfen auf der Insel Murano nordöstlich der Stadt.

Erst 1575 können die Grimani ihren Palast endlich beziehen. Fast zwei Jahrzehnte haben sie darauf gewartet.

Zu dieser Zeit wohnen die Rivalen bereits in ihrer neuen Familienresidenz: spätestens 1566, ebenfalls nach rund zwei Jahrzehnten Bauzeit, ist Zorzerio Corner – ein Sohn jenes Giacomo, der beim Doge einst um Geld gebeten hatte – mit Ehefrau, Kind und anderen Verwandten eingezogen. Doch auch Jahre danach arbeiten Handwerker noch an der Vollendung des Palazzo.

Mit Zwischengeschossen erstreckt sich der Palast über sechs Etagen. Vom Kanal aus gelangen die Bewohner durch ein monumentales Eingangstor ins Vestibül. Hinter einem zweiten Portal liegt eine große Halle, an deren Seiten mehrere Türen zu Lagerräumen und den Treppenhäusern der Zwischengeschosse führen. Am anderen Ende des Raums befindet sich der Eingang zum quadratischen Innenhof.

Kurz davor führt rechts eine Treppe hinauf ins erste Geschoss. Dort liegt der prachtvollste Raum des Palastes, das „goldene Zimmer“. Dessen Wände sind fast vollständig mit golddurchwirktem Stoff bespannt; die Verzierungen des Kamins und selbst das Gesims des Raums sind mit Blattgold überzogen.

Doch Besucher werden diesen Saal nur selten betreten. Denn in Venedig ist

Gesetze beschränken den Prunk der Palazzi

statt Brokat oder Seide einfache Stoffe als Wandbehänge. Geißeln allzu prächtige Hochzeitsfeste, verbieten es, Pfauen oder Rebhühner aufzutischen.

Doch die Venezianer, schon gar so mächtige Familien wie die Corner oder die Grimani, lassen sich dadurch nicht mäßigen – zumal Verstöße nur milde bestraft werden.

Frei sind die Patrizier bei der Gestaltung ihrer Fassaden: kein Gesetz beschränkt die Kosten, verbietet edle Materialien. Denn der Ehrgeiz der Familien, die anderen Geschlechter zu übertrumpfen, hat für die Stadt Vorteile. Schon 1494 hat ein Besucher über den Canal Grande geschrieben, er sei die „schönste Straße der Welt und die am besten be-

nenausbau ist noch immer nicht abgeschlossen. Handwerker bringen nun steinerne Portale und aufwendig verzierte Kamine an.

Für das Erdgeschoss haben die Grimani einen Boden aus Stein gewählt, in den beiden Obergeschossen und auf dem Dach sind jeweils Decken aus Holzbohlen eingezogen worden, um Gewicht zu sparen. Auf diese Böden setzen die Arbeiter Keramikfliesen.

Oder sie bestreichen sie mit *terrazzo*, einem typisch venezianischen Baustoff aus Kalkmörtel, Marmorsplittern und Bruchstücken istrischen Steins. Handwerker schleien die Oberflächen und polieren sie lange mit Leinöl, bis sie wie Glas glänzen und das Sonnenlicht

Die ersten Palazzi, im 11. Jahrhundert, haben nur zwei Ebenen: Geschäftsräume im Erdgeschoss, Privatgemächer darüber. Das Geschlecht der Dario leistet sich 1492 schon vier, die Familie Barbaro – ebenfalls im 15. Jahrhundert – sogar fünf Etagen



Große Fensterflächen sollen die
Gebäude *leichter* machen





Paläste wie der 1545 fertig gestellte Palazzo Dolfin haben einen direkten Zugang zum Wasser. Dort werden Lastkähne entladen. Denn die Prunkbauten sind nicht nur repräsentative Wohnhäuser, sondern auch Kontore und Warenlager

es nicht üblich, außer zu Hochzeiten und ähnlich bedeutenden Festen, Freunde oder Verwandte einzuladen – und falls dennoch einmal Gäste zu bewirten sind, werden sie in einem der Zwischengeschosse empfangen.

Wie Sanmicheli ist auch Jacopo Sansovino über den Arbeiten gestorben, am 27. November 1570, mit 84 Jahren.

Kaum zu sagen, wer den Wettstreit der Paläste schließlich gewonnen hat. Zeitgenossen halten zunächst das neue Domizil der Corner für den schönsten Palazzo der Stadt.

Doch ein paar Jahre später scheint sich der Wettstreit zugunsten der Grimani zu entscheiden, wenn auch auf einem anderen Gebiet: 1595 wählten die Nobili erneut ein Familienmitglied zum Dogen – Marino Grimani, den Sohn des Bauherren Girolamo.

Dessen Gemahlin legt den Eid der Dogaressa im Palazzo Grimani ab. Nach dem feierlichen Schwur schreitet sie durch einen eigens errichteten Triumphbogen hinaus an den Canal Grande. Gefolgt von 200 Jungfrauen in weißen, mit Gold und Silber bestickten Seidenkleidern und ebenso vielen Matrosen in prunkvollen Gewändern. Sie besteigt ein Staatschiff, das sie zum Dogenpalast bringt.

Es ist eine prächtige Prozession von zahllosen Gondeln. Stolz gleitet die Frau des Staatsoberhauptes vorbei an all den repräsentativen Palästen – am Palazzo Corner-Contarini etwa, einem kleinen Bau mit orientalisch verspielter Fassade, auch an dem nur wenige Jahre alten, mit seiner besonders zurückhaltend gestalteten Renaissance-Fassade aber fast schon nicht mehr zeitgemäßen Palast der Giusnian-Querini.

Sie passiert den mit farbenfrohen Aufbemalen verzierten Palazzo Tiepolo-Passi und schließlich den kürzlich vollendeten Palast der Familie Balbi, dessen Fassade von einem neuen Stil kündet, dem Barock.

Ebenmaß, Ruhe und Zurückhaltung der Renaissance-Architektur werden nun bald der Vergangenheit angehören, junge Baumeister in überbordenden Formen und extravaganter Pracht schwelgen.

Doch die Architekten der Lagunenstadt brechen nicht vollkommen mit ihren Traditionen, sondern entwickeln ein eigenes, unverwechselbar venezianisches Barock. Die Kombination von Formelementen unterschiedlicher Epochen an der Fassade des Palazzo Balbi lässt bereits die barocke Freude am Experiment erahnen.

Die Frau des Dogen und ihr Gefolge fahren sodann an der Ca' Foscari vorbei, dem venezianischen Höhepunkt der gotischen Architektur. Der frühere Doge Francesco Foscari (siehe Seite 64) hat das viergeschossige Gebäude 1452 in Auftrag gegeben. Der Palast ist einer der größten und luxuriösesten Venedigs.

Kurz bevor die Dogaressa mit ihrem Schiff in das Becken von San Marco einläuft, lässt sie links den Palast der Corner liegen. Schließlich erreicht die Staatsgondel den *palazzo ducale*, der sich gewaltig, prunkvoll und wahrlich Respekt gebietend unweit der Mole erhebt.

Und so schreibt Sansovinos Sohn Francesco über die offizielle Residenz des Dogen: Verglichen mit dem 75 Meter breiten und 100 Meter langen gotischen Staatsbau seien die mehr als 200 Patrizierdomizile der Stadt nur *case*, Häuser. Denn einen solch gewaltigen Bau können selbst reiche Patrizierfamilien nicht allein finanzieren.

Nicht einmal die Corner oder die Grimani. □

Dr. Ralf Berhorst, 38, arbeitet als Journalist in Berlin. Heiner Müller-Elsner, 49, Fotograf in Hamburg, hat die venezianischen Palazzi exklusiv für *GEOPOCHE* porträtiert – in einem ganz neuen Licht: Die Farbnegative wurden chemisch nachbehandelt.

Der Stolz der Sere



nissima



Im Osten Venedigs pulsiert das Herz seines Seereichs. Auf 24 Hektar Fläche erstreckt sich hier das Arsenal: Staatswerft, Rüstungsschmiede und ein gigantisches Depot für Waffen, Ausrüstung und Schiffe – das weltgrößte Industrieunternehmen der vorindustriellen Zeit. Binnen Stunden können die Arbeiter eine Kriegsgaleere seetüchtig machen, binnens weniger Monate eine ganze Flotte. So wie im Frühjahr 1570, als ein Gesandter des osmanischen Sultan die Venezianer herausfordert

Um 1100 richtet die Regierung eine kleine Reparaturwerft ein – knapp 500 Jahre später arbeiten Tausende Handwerker in dem Komplex aus vier gewaltigen Seebächen und Dutzenden von Trockendocks. Auf dieser Ansicht vom Ende des 18. Jahrhunderts sind die Dächer der Werkhallen weggelassen

Der Gesandte des Sultan überbringt dem Senat von Venedig am 27. März 1570 eine Botschaft seines Herrn, des „Königs der Könige und Schatten Gottes“, des Gebieters des riesigen Osmanischen Reiches: „Wir verlangen von euch Zypern. Gebt uns gern oder notgedrungen, aber reizt nicht unser grausames Schwert, sonst werden wir überall Krieg gegen euch führen.“

Ein Ultimatum. Doch die Senatoren antworten weder in erregter Rede, noch erbitten sie Bedenkzeit. Kühl wird dem Diplomaten beschieden, dass sich die Serenissima zu verteidigen wisse.

Denn noch während der Gesandte des Sultan im Dogenpalast anmaßend auftritt, arbeiten im geheimen und nur 1000 Meter weiter östlich bereits 3000 Spezialisten an einer Flotte, die sich den türkischen Galeeren entgegenstellen soll.

Venedig ist zwar kein Grobreich wie das Imperium der Osmanen, die Republik gebietet nicht über riesige Länder und Millionen unterworfen Untertanen. Doch eine Waffe bleibt ihr gegen den mächtigen Rivalen im östlichen Mittelmeer: das Arsenal.

Es ist die beste, die größte, die stauenswerteste Schiffswerft der Welt. Eine 24 Hektar große Stadt innerhalb der Stadt, die sich im Osten Venedigs hinter hohen, mit Türmen bewehrten Mauern verbirgt.

Schon seit Monaten warnen Agenten und aus dem Osten heimkehrende Kapitäne vor der schnell wachsenden Flotte der Osmanen, vor einer drohenden Invasion der unter Venedigs Herrschaft stehenden Insel Zypern. Nur wenige Dutzend venezianische Galeeren kreuzen zu dieser Zeit das Mittelmeer – zu wenige, um dem Feind entgegenzutreten.

So ist bereits am 28. Januar 1570 an die drei *patroni*, die Leiter des Arsenals, ein Befehl ergangen, wie ihn kein anderer Herrscher im Abendland mit Aussicht auf Erfolg geben könnte. Bis Mitte Februar sollen 30 neue Kriegsgaleeren einsatzbereit sein, 30 weitere Ende Fe-



bruar und 40 weitere bis Mitte März: 100 Kriegsgaleeren in 50 Tagen!

Und die Arbeiter des Arsenals werden diesen Auftrag erfüllen.

ES WIRD DIE GEWALTIGSTE Hochrüstung durch eine Institution, deren Geschichte im Jahr 1104 zwischen zwei sumpfigen Inseln beginnt. Damals, so die Überlieferung, befiehlt die Regierung, dort ein schmales Becken auszuheben und ein paar Lagerhäuser und Werkhallen an

seinen Seiten zu errichten. Schiffe bauen die Venezianer zu jener Zeit noch in privaten Werften, das Arsenal ist vor allem städtisches Waffenlager, in dem aber auch Arbeiter beschädigte Galeeren reparieren.

Manche Chronisten leiten den Namen *arsenale* aus dem Lateinischen ab – *arx senatus*, „Burg des Senats“. Wahrscheinlich aber ist er arabischen Ursprungs: *dar as-sina'a* bedeutet „Haus der Arbeit“.

In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts erweitert die Regierung den Rüstungs- und Reparaturbetrieb zur größten Werft Europas. Denn die Sere-

nissima ändert ihre Fernhandelspolitik. Für die riskanten Reisen der Kaufleute in die Levante, ans Schwarze Meer oder nach Flandern lässt der Senat fortan große Frachtschiffe bauen, die alljährlich in Auktionen an die höchstbietenden Händler vermietet werden (siehe Seite 48).

Ein einträgliches Geschäft für die Republik – und die wahre Geburtsstunde des Arsenals. Denn der Bau jener Kaufahrtschiffe vertraut der Senat nicht privaten Werften an, sondern verlagert ihn



Trotz seiner Randlage prägt das Arsenal

[rechts] Venedigs Stadtbild – zumindest aus der Luft betrachtet. Dieser im Original fast vier Quadratmeter große, auf mehreren Druckstöcken gefertigte Holzschnitt zeigt die Werft und die Lagunenmetropole um 1500. Die feine Strichführung, die Präzision der Details und die kunstvollen Verzierungen machen den »Barbari-Plan« zur spektakulärsten Stadtansicht der frühen Neuzeit. Vor allem aber seine Perspektive: Durch die Kombination unzähliger Skizzen, die sie zu ebener Erde und von Türmen aus angefertigt haben, gelingt es den Zeichnern, Venedig aus der Vogelperspektive zu zeigen – einer Sicht, die in jener Zeit nur auf diese Weise möglich war

in den Komplex am Rand der Stadt und lässt dessen Fläche auf das Vierfache vergrößern. Arbeiter erweitern das erste Becken, das *Arsenale Vecchio*, und legen im rechten Winkel dazu ein zweites an, das *Arsenale Nuovo*.

1470 erscheinen die Segel der Osmanen erstmals vor der Küste der griechischen Insel Negroponte (heute Euböa), die unter Venedigs Herrschaft steht.

Erschüttert berichtet ein Kapitän von feindlichen Schiffen, die wie ein schwimmender Wald am Horizont erschienen seien. „Es war ein entsetzlicher Anblick.“ Die ägäische Kriegsflotte der

Republik besteht zu dieser Zeit aus gerade einmal 40 Galeeren.

Auf Anordnung des Senats entsteht in der Werft ein drittes Becken, das *Arsenale Nuovissimo*. Gräben und 15 Meter hohe Ziegelmauern umschließen nun das Areal. Wachposten stehen auf den Türmen. Die alten Docks, die bisher Regen und der stehenden Sonne ausgesetzt waren, lässt die Regierung überdachen, damit die *arsenalotti*, die Arbeiter der Werft, bei jedem Wetter schuften können.

nen. Es sind jetzt nicht mehr ein paar Dutzend Spezialisten wie noch 100 Jahre zuvor – sondern weit über 1000.

Das Arsenal entwickelt sich zum Zentrum der Massenproduktion in einem Zeitalter des Handwerks. Zu einem Unternehmen, in dem mehr Menschen arbeiten als in einer kleinen Stadt – und das in einer Epoche, da ein Handwerksmeister selten auch nur ein Dutzend Gehilfen beschäftigt.

ligen Tauen, Riemen, Ruder, Ruderbänke, Masten und Geschütze – beansprucht die meiste Arbeitskraft des Arsenals und begründet dessen Ruhm: Nirgendwo kann eine Kriegsflotte schneller zum Einsatz kommen als in Venedig.

Darüber hinaus bauen die Arsenalotti bis zu 60 weitere Kriegs- und Handelsschiffe im Jahr. Sie reparieren zudem die Flotten, wenn sie von ihren langen Reisen in die Lagune zurückkehren. Im

Schwefel, Salpeter – lagern in der Nähe der Werkstätten auf dem Gelände, ebenso die fertigen Produkte.

Das Arsenal dient jetzt als Depot für die Reserveflotte, als Werft, Reparaturbetrieb sowie gigantisches Waren- und Waffenlager – das größte Industrieunternehmen der Welt in vorindustrieller Zeit.

STILL LIEGT DER Campo dell'Arsenale am Morgen des 29. Januar 1570 im Licht der aufsteigenden Sonne – am Tag nach dem Mobilisierungsbefehl des Senats. Taubenschwärme und ein paar schlafende Bettler bevölkern den kleinen Platz vor dem reich verzierten Tor zum Arsenal. Dann schlagen die Glocken des Campanile am Markusplatz, wenig später setzt das Läuten im Turm der Werft ein: das Signal zum Arbeitsbeginn.

Aus den Gassen strömen Männer in Richtung des weißen Säulenportals mit dem geflügelten Löwen im Dachrelief. Viele Arsenalotti kehren zuvor noch für ein kurzes Gebet in die nahe gelegene Kapelle ein. Andere kaufen für die Mittagspause bei den Straßhändlern Käse, Brot und gesalzene Sardinen. Oder studieren Bekanntmachungen, die von der Führung der Werft auf dem Platz angebrachten werden.

Fast alle Arsenalotti wohnen in der Nähe in unscheinbaren Vierteln ohne größere Plätze und mit wenigen Läden. In engen Gassen mit schmucklosen Fassaden, nur selten durchbrochen vom marmornen Balkon oder den verzierten Fensterrahmen eines Patrizierhauses.

Das Leben spielt sich vor allem auf den *campielli* ab – kleinen Plätzen, auf die mehrere Gassen münden. Fremde sind hier nicht gern gesehen, schon weil die Leiter der Werft stets auf der Hut vor Spionen oder Saboteuren sind.

Die Arsenalotti bleiben am liebsten unter sich. Von ihren Mitbürgern sind sie leicht zu unterscheiden: Ihr Haar tragen sie zu Zöpfen gebunden im Nacken, und sie reden ein eigenes, seltsames Kauderwelsch, die *linguaggio arsenalesco*. Fast scheint es, als würde ihr Stadtteil dem



Der Campanile von San Marco überragt Markusplatz, Hafen und Stadt. Schon bald nach dem morgendlichen Glockenschlag beginnt für die Handwerker des 1000 Meter entfernten Arsenals der Arbeitstag (Ausschnitt aus dem »Barbari-Plan«)

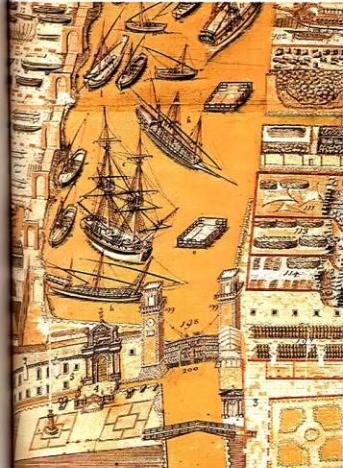
Die größte Kriegswerft der Welt hat fortan mehrere Aufgaben: Um sich gegen eine Attacke der Osmanen zu wappnen, ordnet der Senat den Bau einer Reserveflotte von zunächst 50, später 100 Kriegsgaleeren an.

Davon liegen 25 stets fertig aufgetakelt und ausgerüstet in den Bassins vor Anker; der Rest lagert, vor Salz und Wasser geschützt, in Hallen an Land. Es sind kaum mehr als nackte Rümpfe, die im Fall eines Angriffs so schnell wie möglich kalfatert, zu Wasser gelassen und bewaffnet werden sollen.

Die sorgfältige Instandhaltung dieser Reserve und ihres Zubehörs – der unzähl-

Winter alle drei, im Sommer alle zwei Monate müssen sie die Galeeren von Grund auf reinigen, zweimal im Jahr den Rumpf neu teeren. Doch selbst bei sorgsamer Pflege hält ein Schiff kaum länger als zehn Jahre – wenn es nicht vorher kentert oder vom Feind versenkt wird.

Nach und nach ziehen auch die Zulieferer aus den anderen Quartieren Venedigs auf das Gelände der Werft: Rudermeister und Waffenschmiede, Seiler, Säger, Bronzegießer und Pulvermischer. Alle Rohstoffe – Holz, Eisen, Hanf,



Durch ein Portal links neben dem großen Wassertor betreten Arbeiter die Werft. Aufseher kontrollieren die arsenalotti, Zahlmeister führen Lohnlisten. Strenge Disziplin ist entscheidend in einem Betrieb, von dem Sicherheit und Stärke der Stadt abhängen

Zentrum Venedigs den Rücken zukehren, hin zu seinem eigentlichen Mittelpunkt, dem Arsenal.

Torwächter kontrollieren, wer die Werft betritt, Zahlmeister machen Vermerke in ihren Kladden. Genau eine halbe Stunde währt das Glockenschlagen: Wer danach kommt, wird für den Tag von der Lohnliste gestrichen.

Nachdem die Turmglocken verstummt sind, gehen die Männer ans Werk. Die Zimmerleute versammeln sich um ihre Vormänner, die sie in Gruppen einteilen. Ihr Arbeitsplatz liegt im Norden, im Arsenal Nuovo und Nuovissimo. Dort, entlang der zwei Wasserbecken, reihen sich 53 Trockendocks aneinander – jeweils 40 mal 20 Meter große, offene Hallen, in denen zwei Galeeren gleichzeitig entstehen können.

Möglich, wenn auch nirgendwo überliefert, dass auch an diesem 29. Januar 1570 eine neue Galeere auf Kiel gelegt wird. Die Aufsicht über den Bau eines Schiffes führt der *proto dei marangoni*, der oberste Konstrukteur und Anführer der Zimmerleute.

Ein angesehener Mann: Denn sein Talent, sein Wissen, seine Erfahrung ent-

scheiden darüber, wie schnell, wie wetterfest, wie seetauglich die neue Galeere sein wird. Die Arsenalotti nennen diese Kunst ehrfürchtig *l'occhio del maestro*, „das Auge des Meisters“.

Eine Kriegsgaleere muss vor allem schnell sein, um sich dem Gegner nach Belieben annähern und wieder entziehen zu können. Etwa 40 Meter lang und fünf Meter breit ist sie, und zwischen Kiel und Deck liegen keine zwei Meter.

Die Baumeister versuchen einander ständig zu übertreffen und konstruieren immer schmalere und flachere Rumpfe, um den Galeeren noch mehr Tempo zu entlocken. Manche Kapitäne beschweren sich, weil die Wellen bereits bei mittlerem Wind das Deck überspülten. Doch die Regierung stachelt die Konstrukteure weiter an und lässt etwa 1529 in der Lagune ein Wettrennen zwischen mehreren Schiffen austragen.

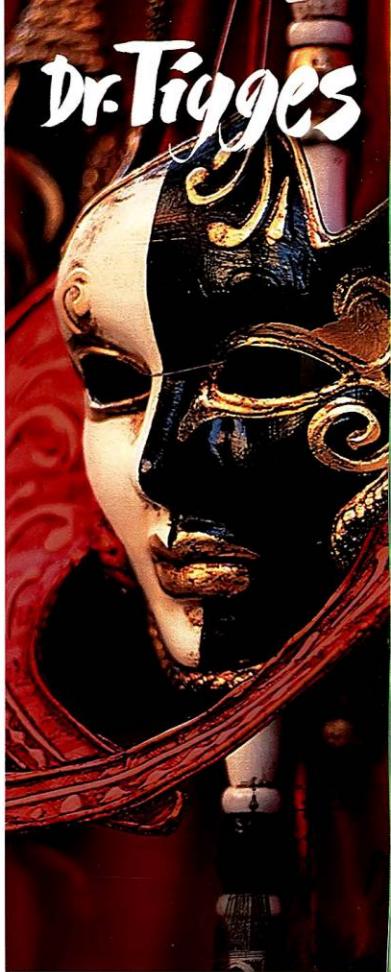
Die *galea grossa*, die „Große Galeere“, hat etwa die gleiche Länge wie ein Kriegsschiff, ist aber deutlich breiter und tiefer. Wegen ihrer Stabilität und der großen Laderäume setzt Venedig sie als Frachtschiff ein. Für den Einsatz in Seeschlachten ist sie zu langsam.

Bis Andrea Badoer, langjähriger Aufseher des Arsenal, Mitte des 16. Jahrhunderts ihre Weiterentwicklung vorantreibt: Groß und gleichzeitig schnell, ebenso wendig wie geräumig soll das Kriegsschiff der Zukunft sein.

Und tatsächlich laufen 1568 die ersten zwei Galeassen, wie sie genannt werden, vom Stapel, gebaut nach einem Plan Badoers und mit 30 Geschützen bestückt.

Sechs dieser schon bald wegen ihrer Feuerkraft gefürchteten Kampfmaschinen werden die Arbeiter des Arsenal bis zur kommenden Auseinandersetzung mit den Osmanen fertigstellen.

Die meisten Schiffe jedoch, die 1570 vom Stapel laufen, sind herkömmliche Kriegsgaleeren. Der Proto dei Marangoni lässt seine Zimmerleute zunächst das Skelett des Rumpfs bauen: Die *colomba*, den geschwungenen Kiel, verlängern sie um Vorder- und Achtersteven, die einmal



Die Magie des Reisens

Erleben Sie an der Seite Ihres Studienreiseleiters und in einer Gruppe von Gleichgesinnten faszinierende Kulturen auf höchstem Niveau.

Reise Tipp

Venedig
Höhepunkte der Serenissima

5-Tage-Studienreise ab € 1.095,-

Bug und Heck bilden werden. Dann legt der Konstrukteur mit dem Hauptspannt in der Mitte Höhe und Breite des Schiffs fest. Etwa 100 weitere dieser Elemente, die sich verjüngend auf beide Enden zu laufen, formen das Gerippe.

Die Größe der Spannt bestimmt der Baumeister mithilfe einfacher Kreisdiagramme, mit Schablonen – und mit Augenmaß. Bauzeichnungen oder Modelle gibt es kaum. Der Vater vererbt die Geheimnisse seiner Kunst an den Sohn. Der lernt auf diese Weise alles, was er über Krümmung und Proportion, aber auch die beste Anordnung der Steuerruder und die Wahl des Holzes wissen muss.

Oft reist der Konstrukteur schon Wochen vor dem Tag des Baubeginns mit den Sägern und Holzfällern in die Wälder auf dem Festland und sucht die passenden Bäume aus. Am wichtigsten sind die Eichen für den Kiel, die Steven, die Spannt des Rumpfs und die Planken. Hinzu kommen Kiefern aus den Rätischen und Karnischen Alpen für die Masten, Lärchen für die Aufbauten, Ka-

binen und Verstrebungen. Ruder werden aus Walnussholz gefertigt, Ankerwinden und Mastspitzen aus Ulmen.

Anfangs haben die venezianischen Schiffbauer das Hinterland ihrer Lagune ausgebaut, später die Poebene und schließlich die Wälder im Friaul und in Istrien. Als der Bedarf an Brennstoff und Baumaterialien im 15. Jahrhundert immer weiter zunimmt, werden die Eichen für den Schiffbau knapp.

Alarmiert befiehlt die Regierung, dass Eichen nur noch mit besonderer Erlaubnis gefällt werden dürfen. Sie beschlagnahmt Wälder, kennzeichnet wertvolle Bäume mit dem Siegel des Arsenalas. Beamtete der Werft legen Gräben an, um Wild und Holzdiebe fernzuhalten, zerstören alle Köhlerhütten im Umkreis von fünf Meilen um einen Eichenhain und bestrafen jeden mit Peitschenhieben, der sich mit einer Säge oder Axt in der Hand blicken lässt. Die Stadt ordnet Neupflanzungen an und lässt junge Bäume mit Stricken künstlich krümmen, damit die Stämme gebogen heranwachsen.

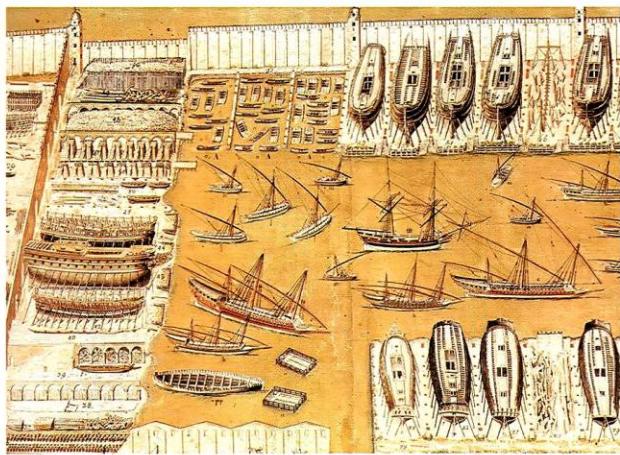
Das geschwungene Holz brauchen die Arsenalotti vor allem für das aus Kiel und Spannen gebildete Skelett des Rumpfes. Danach beginnen sie mit dessen Beplankung. Lastenträger reichen die von den Sägern geschnittenen Bretter nach oben auf die Baugerüste, Zimmerleute setzen sie Kante an Kante. Kalfaterer befestigen sie mit Nägeln und Stiften.

Ist der Rumpf vollendet – die „lebendige Arbeit“, wie die Arsenalotti jenen Teil des Schiffes nennen, der im Wasser liegen wird – beginnen sie mit der „Toten“: dem Deck und den Aufbauten.

Mächtige Pfähle stützen jetzt den Bauch der Galeere, der Unterstand hält wider vom Hämmern der Zimmerleute und dem Schlagen der Äxte. Einige Männer errichten achtern die mit Schnitzereien verzierte Kommandobrücke, auf der später die Steuermannen die beiden Seiten- und das Heckruder bedienen. Andere bauen die Kampfplattform am Bug oberhalb des eisernen Rammstocks, von der aus in der Schlacht Soldaten feindliche Schiffe entern sollen.



An der Spitze des Stadtviertels Dorsoduro, direkt an der Einfahrt zum Canal Grande, liegt das Zollamt mit seinem zinnenbekrönten Turm. Die Kapitäne der Handelsschiffe müssen hier ihre Waren deklarieren, bevor die entladen werden können. Die Arbeiter des Arsenalas fertigen nicht nur Kriegsgaleeren. Sie bauen, warten und reparieren auch die Schiffe der staatlichen Handelsflotte.



In den zahlreichen Docks setzen Zimmerleute die Schiffe aus vorgefertigten Einzelteilen zusammen. Die Rohbauten werden deponiert und erst bei Bedarf zum kompletten Gefährt vollendet. So kann das Arsenal rascher produzieren als jede andere Werft

Dutzende Galeeren haben die Handwerker des Arsenals schon zuvor auf diese Weise hergestellt. Sie liegen in den Hallen der Werft. Wochenlang. Monate lang. Bis zu jenem 29. Januar 1570, da der Befehl des Senats die Arsenalotti zur gewaltigsten Mobilisierung in der Geschichte ihrer Werft antreibt.

DENN DIES IST das Erfolgsgeheimnis des Arsenals: Während anderswo ein Schiff meist vom Kiel bis zum letzten Wimpel erbaut wird und dann erst den Platz räumt, damit das nächste begonnen werden kann, lagern hier die fast vollendeten, vor den Elementen geschützten Rohbauten in den Hallen. Sie werden einer nach dem anderen ausgerüstet, von den gleichen Spezialisten, mit den gleichen Gegenständen und den immer gleichen Handgriffen. Schneller als irgendwo sonst auf der Welt.

Kalfaterer knien unter den Rümpfen der Rohbauten und treiben Werg in die Plankennähte. Andere, im Bauch des Schiffes, versiegeln die Spalten mit heißem Pech, um den Rumpf abzudichten. An Deck nageln Zimmerer mit Hammerschlägen Ruderbänke und Fußstützen fest, 25 links und 25 rechts. Auf jeder Bank werden später drei Männer Platz finden, jeweils mit eigenem Riemen.

Schließlich entfernen die Arbeiter in einer der Lagerhallen die Stützbalken

und ziehen den ersten Rumpf mit Seilen hinab ins Wasser der Arsenale Nuovo oder Nuovissimo. Seit dem Befehl zur Mobilisierung sind nur wenige Stunden vergangen. Und während Arbeiter an Bord den Mast aufrichten, schleppet ein Ruderboot die Galeere über die glatte, trübe Oberfläche der Becken in Richtung Arsenale Vecchio.

Zimmerer und Kalfaterer vollenden Rümpfe und Masten – Handwerker in anderen Teilen des Arsenals fertigen jene Hunderte von Einzelteilen, mit denen jede Galeere noch bestückt werden muss.

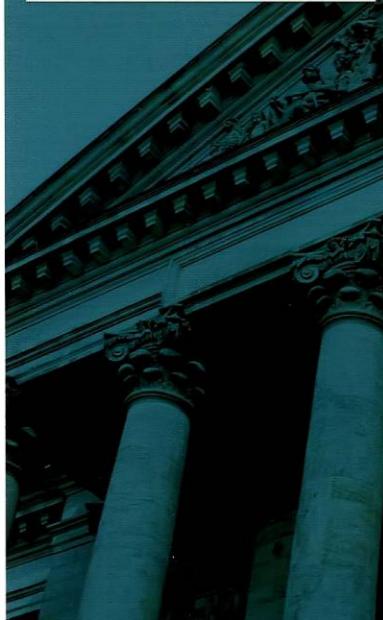
In der *tana*, einem schmalen Gebäude an der südlichen Mauer, das mit mehr als 300 Metern doppelt so lang ist wie eine Seite des Markusplatzes, drehen Seiler besten Bologneser Hanf zu dicken Trossen und feinen Schnüren.

Weil im Sturm jedes einzelne Tau über das Schicksal eines Schiffes entscheiden kann, wird die *Tana* von der Werftleitung so streng kontrolliert wie sonst nur die städtische Münze. Vormänner achten darauf, dass ausschließlich erstklassige Ware die Halle verlässt.

Etwas weiter nördlich schließen sich an die *Tana* die Waffen- und Munitionswerkstätten an. Hier schlagen Schmiede im Funkenregen der Ambosse Eisen zu

Betreten Sie die Schatzkammer der Geschichte!

geschichte.zvab.com



Über 600.000 Geschichtsbücher im weltweit größten Online-Antiquariat für deutschsprachige Titel.

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

Bücher jeder Zeit.



Nur selten fahren große Seeschiffe durch den Canal Grande. Falls nötig, kann die hölzerne Hebebrücke am Rialto die Durchfahrt freigeben. Direkt daneben wird der Frachtraum der staatlichen Handelsgaleeren an private Kaufleute versteigert

Lanzen, Harnischen, Schwertern oder Enterhaken. Montieren Arsenalotti Arkebusen oder gießen bronze Kanonen. Sieden Salpeter, mahlen Schwefel, mischen Schwarzpulver.

Immer wieder haben Explosionen das Arsenal erschüttert, ausgelöst mal durch den Funkenschlag eines Pferdehufs, mal durch Experimente mit Granaten. Seit 1569 wird das fertige Schießpulver deshalb auf zwei Inseln fünf Kilometer außerhalb der Stadt gelagert.

In einem benachbarten Gebäude tischlern Arbeiter Ruder – konzentriert und schnell, denn man bezahlt sie pro Stück. Andere stellen Seilrollen und Flaschenzüge her, wieder andere genormte Pfeile, die auf jede Sorte Bogen passen. Und 40 Frauen, die *vellere*, nähen unter den Augen einer Aufseherin Segeltuch.

IRGENDWANN IM LAUFE des Tages, wenn die Sonne heißer brennt, verlassen die Gehilfen des Kellermasters ihre Gewölbe und machen eine Runde über das Ge-

lände. Aus Schläuchen schenken sie den Arbeitern kostenloser Wein aus Griechenland und Süditalien ein, mit Wasser verdünnt im Verhältnis zwei zu eins. Fünf bis sechs Trinkpausen am Tag gehören zu den Privilegien der Arsenalotti. Der Alkohol soll Geist und Körper stärken und zudem das häufig unsaubere Trinkwasser genießbar machen.

Manche aber geben sich mit den Rationen nicht zufrieden und bedienen sich direkt im Weinkeller. Und schlafen später in irgendeinem verlassenen Schuppen des Rausch aus.

Deshalb streifen Aufseher mit Anwesenheitslisten auch durch die entlegens-

ten Winkel der Werft. Obwohl großzügig entlohnt, ist dieser Beruf nicht besonders gefragt: Immerzu läuft man Gefahr, beschimpft oder verprügelt zu werden; einen Aufseher haben Unbekannte auf dem Heimweg sogar erschlagen.

Andere Arsenalotti vergreifen sich am Material ihrer Werft – und fürchten dabei nicht einmal die Torwachen, die jeden beim Verlassen des Geländes durchsuchen. Besonders Nägel und Werkzeuge verschwinden. Auch Salpeter, Blei, Täue, Waffen, sogar kleine Boote schmuggeln die Arbeiter durch verborgene Maueröffnungen hinaus.

Die drei Patroni – jene Patrizier, die die Aufsicht über die Werft führen – verhängen drastische Strafen: Einen Nagel debt etwa peitschen die Aufseher mit den Nägeln um den Hals über das Gelände des Arsenals.

Viele Arbeiter verdienen sich ein Zubrot mit Schmuggel und Hehlerei. Andere terrorisieren in Schlägertrupps benachbarte Viertel. Den übrigen Stadtbewohnern gelten die Schiffbauer als grob, streitsüchtig und stolz: Wegen ihrer Anstellung in der Werft halten sich die Arsenalotti für etwas Besseres.

Tatsächlich privilegiert die Regierung die Arbeiter ihrer wichtigsten Militäranlage – behandelt sie milder in Prozessen, befreit manche von Steuern, belohnt andere mit großzügigen Bonuszahlungen.

Vor allem erwerben sich die Arsenalotti ein lebenslanges Recht auf Lohn,



Die Arsenalotti stellen in der Werft unterschiedliche Schiffstypen her: schlanke Kriegsgaleeren, geräumige Segler und seit dem 16. Jahrhundert auch schwer bewaffnete Großkampfschiffe, die Galeassen

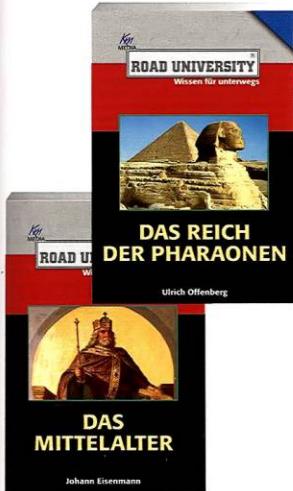
ROAD UNIVERSITY®

Wissen für unterwegs

DAS REICH DER PHARAONEN

Als 1922 der britische Archäologe Howard Carter das Grab des jugendlichen Pharaos Tutanchamun entdeckte, galt das als Welt-sensation. Praktisch über Nacht rückte das Leben und der Glaube der alten Ägypter ins Zentrum des Interesses.

112 Seiten ISBN 978-3-8312-0349-9
Best.-Nr. 10349 € 7,90 / Fr. 14,80



DAS MITTELALTER

Der Gottesstaat auf Erden ist die Vision, die sich durch das gesamte Mittelalter zieht, vom Untergang des Weströmischen Reiches der Antike bis zum Beginn der Neuzeit mit ihren großen Entdeckungen und der Reformation.

128 Seiten ISBN 978-3-8312-0352-9
Best.-Nr. 10352 € 7,90 / Fr. 14,80

Verlag **KOMPLETT-MEDIA**

Robert-Koch-Straße 38 · 82031 Grünwald
Tel.: 089/6492277 · Fax: 089/6492260

www.komplett-media.de

DIE GRIECHEN

Das Griechenland der Antike ist die Wiege der abendländischen Kultur. Ein beispielloses Kapitel der Geschichte, das mit seinem Glanz und Drama bis heute nachhaltig.

128 Seiten ISBN 978-3-8312-0347-5
Best.-Nr. 10347 € 7,90 / Fr. 14,80



DIE GESCHICHTE DES ISLAM

Der Islam gilt heute als die aktivste aber auch aggressivste aller Weltreligionen. Er stützt sich auf die Suren des Koran, direkte Eingebungen von Allah, verkündet von Mohammed, seinem Propheten.

64 Seiten ISBN 978-3-8312-0351-2
Best.-Nr. 10351 € 6,90 / Fr. 13,-

WELTMACHT ROM

Das Forum Romanum war der Mittelpunkt der Stadt, Rom das Herz der antiken Welt um das Mittelmeer. Aufstieg und Fall des gewaltigen „Imperium Romanum“ schreiben eines der größten Dramen der Weltgeschichte.

160 Seiten ISBN 978-3-8312-0350-5
Best.-Nr. 10350 € 8,90 / Fr. 16,70



DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION

Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit – die berühmten Ideen der französischen Revolution. Wörter wie Paukenschläge, die die politische Landschaft Europas von Grund auf veränderten.

96 Seiten ISBN 978-3-8312-0356-7
Best.-Nr. 10356 € 7,90 / Fr. 14,80

solange sie nur zum Dienst erscheinen. Deshalb schleppen sich selbst 80- und 90-Jährige Tag für Tag zu den Toren der Werft. Auch Blinde und Verkrüppelte lassen sich von bezahlten Helfern dorthin führen.

Die Senatoren wissen, dass die Arsenalotti eine verschworene Gemeinschaft sind – und wie nützlich, aber auch wie gefährlich dies sein kann. Sollten die Arbeiter streiken oder provozierte man sie

und rudern bei der alljährlichen „Vermählung mit der See“ den *bucintoro*, die goldene Barke des Dogen.

DIE ERSTE GETEERTE GALEERE ist an diesem 29. Januar 1570 inzwischen in das schmale Becken des Arsenal Vecchio geschleppt worden. Zu ihrer Linken erheben sich mehrere nebeneinanderliegende Gebäude, deren Außenwände bis an den Beckenrand reichen: Es sind La-

und Züge, Takelage und Tauwerk. Hinter der nächsten Mauerluke liegt der Proviant für die Mannschaft bereit. Zwieback, Pökelfleisch, Wasser und Wein.

Schließlich die Waffenkammer, das einzige Lager rechts des Beckens: Fachini hieven Bogen, Pfeile, Harnische, Arkebusen und endlich die rund zwei Tonnen schwere und viereinhalb Meter lange bronzenen Bugkanone an Bord.

Am Beckenrand gegenüber kontrolliert der *ammiraglio* die Arbeiten, der Admiral des Arsenal. Er ist für die Ausrüstung verantwortlich und muss dafür sorgen, dass zu jeder Galeere alle notwendigen Gegenstände in den Speichern vorhanden sind, genormt, nummeriert und abgezählt.

Zuletzt passiert die Galeere die Werkstätten der Rudermacher. 150 Riemen, jeder zehn Meter lang und 60 Kilo schwer, wuchten die Arbeiter hinüber.

Dann wird das Schiff durch einen Kanal in die Lagune geschleppt. Die erste Galeere ist einsatzbereit. 99 weitere werden in den nächsten 60 Tagen folgen.

TAG UM TAG ZIEHEN die Arsenalotti nun Galeeren aus den Docks. Von morgens bis abends rauchen die Pech- und Salpeterkessel, glühen die Eisen in den Schmieden, lärmten Hämmer, Hobel und Sägen der Zimmerleute.

Vielleicht, wer weiß, hätte der Gesandte des Sultan im Dogenpalast dessen Forderungen weniger hochmütig vorgetragen, hätte er von dem Treiben hinter den hohen Mauern im Osten der Stadt gewusst.

Anfang April 1570 verlässt das 100. kriegsbereite Schiff das Arsenal. Nur ein paar Tage nach dem Auftritt des türkischen Diplomaten und zwei Wochen später, als vom Senat befohlen – doch rechtzeitig genug, um nach Lepanto zu fahren (siehe Seite 106).

Zur größten Galeerenschlacht aller Zeiten. □

Zuletzt werden die Schiffe – nach einem fließbandähnlichen Prinzip – von Arbeitern mit Segeln, Rudern, Waffen und Proviant bestückt. Durch den schmalen Rio dell’Arsenale (halblinks) gleiten sie in die Lagune – und warten dort auf ihren Einsatz

gerhäuser. Sammelpunkte und Durchreisestationen zugleich. Träger haben aus den Werkstätten all jene Teile hierhergebracht, die aus einem Rohbau erst eine kampffertige Galeere machen.

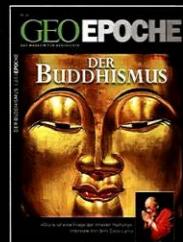
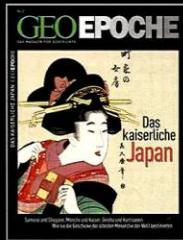
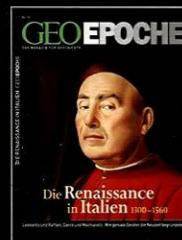
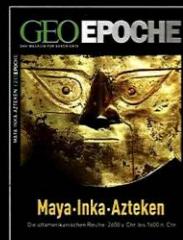
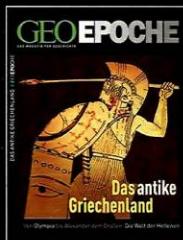
Nun wird das leere Schiff langsam an diesen Bauwerken vorbeigezogen. Fachini, Schauerleute, in den Lagerhäusern packen die Ausrüstungsgegenstände und reichen sie an Männer auf der Galeere weiter: Ankerzeug und Winden, Spieren

gar zu Unruhen und Gewalt, gäbe es in Venedig niemanden, der sie wieder unter Kontrolle zwingen könnte.

Gleichzeitig ist keine Gruppe in der Stadt so gut organisiert. Niemand sonst ist so daran gewöhnt, in großen Verbänden zu arbeiten, Anweisungen zu folgen, Aufgaben rasch zu erledigen.

Daher übertragen die Herrschenden den Arbeitern wichtige und zeremonielle Pflichten, die wenig mit der Werft zu tun haben: Die Arsenalotti dienen als Ehrengarde des Dogen, bergen gesunkene Schiffe, bekämpfen Brände in der Stadt

Johannes Stempel, 36, hat für GEOEPOCHE zuletzt das Berliner Nachtleben zu Zeiten der Weimarer Republik porträtiert.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.
*(14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter • • • • • www.geo-webshop.de

Venedigs letzter Triumph

Als die Osmanen 1570 Venedigs Kolonie Zypern erobern, versetzen sie der Serenissima einen schweren Schlag – und die Republik ist zu schwach, um den Feind allein zu bekämpfen. Nur im Bündnis mit dem Papst und Spanien wagt sie den Gegenangriff: Vor der griechischen Küste beginnt eine der größten Seeschlachten aller Zeiten

VON TILL HEIN

Rauchwolken verdunkeln den Himmel über dem Golf von Patras, westlich der türkischen Festung Lepanto in Griechenland. Auf mehreren Kilometern haben sich Hunderte von Kampfgleeren ineinander verkeilt. Holz splittert. Rammstöße bohren sich in die Rümpfe anderer Schiffe. Kanonenkugeln reißen Löcher in Bordwände.

Pulverlager explodieren. Soldaten, Offiziere, Ruder-skaven brennen wie Fackeln. Leichen, geborstene Ruder, abgebrochene Masten treiben im aufgewühlten, blutroten Meer. Über den Schlachtreihen wehen Flaggen mit weit sichtbaren Symbolen. Auf der einen Seite das christliche Kreuz, auf der anderen der muslimische Halbmond.

Sonntag, 7. Oktober 1571: Die Republik Venedig hat – im Bündnis mit Spanien und dem Papst – die Flotte des Osmanischen Reiches herausgefordert. Zur größten Galeeren-

schlacht aller Zeiten. Denn die Zukunft der Serenissima steht auf dem Spiel – als Seemacht und als Handelshegemon.

Und es geht noch um weit mehr: um das Schicksal der gesamten christlichen Welt.

Auf den Schiffen peitschen Aufseher die Ruderer. Gegen elf Uhr kreisen fünf türkische Galeeren das venezianische Flaggschiff ein; mit Krummsäbeln und Spießen bewaffnete Krieger klettern an Bord. Admiral Agostino Barbarigo, der höchste venezianische Offizier, steht am Hauptmast. Er ruft seinen Soldaten Befehle zu, doch keiner hört ihn.

Barbarigo öffnet das Visier seines Helms, brüllt so laut er kann. Plötzlich durchbohrt ein türkischer Pfeil sein rechtes Auge; tödlich getroffen, stürzt der Admiral auf das Deck.

Damit haben die Venezianer ihren Kommandeur verloren – und mit ihm womöglich auch die Chance,

den Kampf um die Macht im Mittelmeer zu gewinnen.

Seit etwa 100 Jahren ist das Osmanische Reich Venedigs größter Konkurrent. Die expansionshungrigen Türken, die 1453 Konstantinopel erobert haben, machen der Serenissima seither die Vorherrschaft im östlichen Mittelmeer streitig.

1499 verlieren die Venezianer nach einer Schlacht mit der Flotte des Sultan einen Teil ihrer Besitzungen in der Ägäis. Knapp 40 Jahre später stehen sie an der Seite des römisch-deutschen Kaisers Karl V. erneut gegen die Türken – und werden in der Seeschlacht bei Prevesa vernichtend geschlagen.

Seither setzen die Dogen auf Diplomatie. Venedig ist noch immer die bedeutendste Handelsmacht des Mittelmeeres. Das Geschäft mit der Levante läuft gut. Und da auch diese Region inzwischen

von den Osmanen beherrscht wird, scheint es unerlässlich, sich mit dem Rivalen zu verstetigen.

Um die Handelsprivilegien der Serenissima zu sichern, zahlt die Stadt von 1540 an jährlich 236 000 Dukaten Tribut an Konstantinopel.

Drei Jahrzehnte lang herrscht nun Frieden; die beiden Großmächte zollen einander Respekt. In der christlichen Welt wird Venedig bereits „die Hure, die mit dem Türken schläft“ genannt. Dann aber entbrennt erneut heftiger Streit.

Venedigs Seereich besteht in jenen Jahren neben einigen kleineren Stützpunkten entlang der Mittelmeerküste – wie Zara (heute Zadar) und Ragusa (Dubrovnik) – vor allem aus Inseln wie Korfu, Zypern und Kreta. Und gerade diese sind wichtige Stützpunkte für den Warenverkehr. Deshalb wird der Doge unruhig, als der Sultan 1570 plötzlich Ansprüche auf Zypern erhebt.



Mehr als 300 Kriegsschiffe umfasst die Flotte des türkischen Oberbefehlshabers Ali Pascha. Sie ist der christlichen zahlenmäßig überlegen

Der türkische Herrscher hat dafür vor allem strategische Gründe: Zypern ist für ihn das Tor zum westlichen Mittelmeer. Die treibende Kraft hinter der Expansionspolitik des Sultan aber ist dessen ehrgeiziger Großwesir: Mehmet Sokollu will die Macht im Mittelmeerraum nicht länger mit den Christen teilen.

Am 15. März 1570 trifft ein türkisches Kurierboot in Venedig ein. „Zypern oder Krieg!“, lautet die Botschaft des Sultan. Er habe die Pflicht, alle ehemals muslimischen Gebiete der Welt zurückzuerobern.

Der Doge weiß, dass die Serenissima gegen die Türken allein keine Chance hat. Er bittet den Papst um Hilfe.

Pius V., ein Mann von tiefem Glaubenseifer, versucht nun, Spanien – neben Venedig die wichtigste christliche Mittelmeermacht – zu einem Bündnis mit der Lagunenrepublik zu bewegen. Der Pontifex lässt darüber hinaus ein Geschwader auf eigene Kosten ausrüsten. Im Petersdom verkündet er eine Allianz zur Rettung der Christenheit: „Ich erhebe die Waffe gegen die Türken!“

Doch Philipp II., König von Spanien, hasst das mondäne Venedig, diesen Zufluchtsort religiöser Kritiker, die er in seinem Reich von der Inquisition verfolgen lässt. Zudem gilt sein Interesse vor allem den neuen spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent. Weshalb sich also in Zypern einmischen?

Anfang Juli 1570 überrennen türkische Soldaten die Insel. Nach sieben Wochen Belagerung fällt die Hauptstadt Nicosia. Ein knappes Jahr lang können sich die letzten Venezianer noch in Famagusta verteidigen.

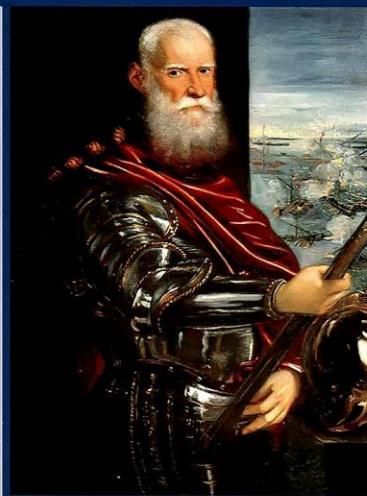
Als nurmehr 1800 Mann gegen rund 50 000 Soldaten des Sultan stehen, kapituliert Gouverneur Marcantonio Bragadin. Er bekommt freies Geleit zugesichert. Doch die türkischen Militärs brechen ihr Wort und töten zahlreiche Christen. Bragadin schneiden sie Nase und Ohren ab; dann häuten sie ihn bei lebendigem Leib.

Inzwischen hat der Papst mit seinen Bemühungen um eine christliche Allianz doch noch Erfolg gehabt: Zur „Heiligen Liga“ gehören neben Venedig und dem Kirchenstaat nun auch die Spanier. Sie haben sich überzeugen lassen, dass ihre Küsten und Handels schiffe ebenfalls bedroht sind, sollte das Osmanische Reich weiter in Richtung Westen ausbreien.

Als sich im Herbst 1571 die christliche Flotte bei Sizilien sammelt, um die Türken zu stellen, geht es allerdings längst nicht mehr nur um Zypern und die Vormacht im Mittelmeerraum: Die Christen wollen Rache nehmen für das Massaker von Famagusta.

Die Verbündeten einigen sich auf Don Juan d’Austria als Oberbefehlshaber der Heiligen Liga, den erst 24 Jahre alten, kampferfahrenen Halbbruder des Philipps II. – nicht auf einen Venezianer. Denn Venedig ist der schwächere Partner im Bündnis. Die Seerepublik stellt zwar die meisten Galeeren, aber weit weniger Soldaten und Ruderer als Spanien.

Zunächst muss die Heilige Liga Ruhe in den eigenen Reihen schaffen. Als Venedigs Admiral Sebastian Venier einen undisziplinierten spanischen Offizier hängen lässt, droht der Streit unter den Verbündeten zu eskalieren.



Der venezianische Admiral Sebastian Venier gerät in Konflikt mit dem spanischen Oberbefehlshaber der christlichen Flotte und muss das Kommando über Venedigs Schiffe abgeben. Doch in der Schlacht kämpft er äußerst erfolgreich – und wird von den Venezianern später als Volksheld verehrt

Don Juan sorgt dafür, dass der cholerische Venier als Kommandeur der venezianischen Galeeren abgesetzt wird und an seine Stelle der zurückhaltendere Agostino Barbarigo tritt. Das Bündnis ist für Erste gerettet.

Die Schiffe fahren gen Süden. Von Kundschaftern hat Don Juan erfahren, dass sich die osmanische Flotte nach einem Überfall auf Korfu in ihr Winterlager bei Lepanto, nördlich des Peloponnes, zurückgezogen hat. Dort will er den Feind überraschen.

Doch türkische Späher entdecken die christlichen Verbände, die sich Lepanto in Sichtweite der griechischen Küste nähern. Vier Tage bleiben den Männern des Sultan, sich auf den Kampf vorzubereiten.

Es ist klar und sonnig am Morgen des 7. Oktober 1571, als die beiden Kriegs flotten aufeinander zusteuern. Am Hauptmast des türki-

schen Flaggschiffs weht ein grünes Banner, auf das in Gold 28 900-mal der Name Allahs gestickt ist, so wie einst auf die Fahne des Propheten Mohammed. Einige Elitesoldaten des Sultan tragen Straßensfeder in den Turban. Gegenüber blitzen die prachtvollen Rüstungen der christlichen Krieger in der Sonne.

Auf den Schiffen stinkt es jedoch abschaulich. Denn die Galeeren, gut 40 Meter lange und fünf Meter breite Schiffe mit niedrigen Bordwänden und zwei Segeln, werden hauptsächlich von bis zu 420 Ruderern angetrieben. Die meisten dieser Männer sind mit den Fußgelenken an ihre Bänke gekettet. Sie schuften nackt in ihren eigenen Exkrementen.

Don Juan d’Austria führt 206 Galeeren in die Schlacht. 40 000 Ruderer und Matrosen sowie 28 000 Soldaten hören auf seinen Befehl. Die meisten seiner Kampfschiffe sind am Bug mit einer schweren Kano-

ne bewaffnet, flankiert von vier kleineren Geschützen.

Die gegnerische Flotte ist noch gewaltiger: 208 Galeeren mit Kanonen und rund 120 kleinere Schiffe; 50 000 Ruderer und Matrosen sowie 27 000 Soldaten.

Der Oberbefehlshaber der Heiligen Liga hat sich für eine mehrere Kilometer breite Schlachtreihe aus vier getrennten Geschwadern entschieden: ein Zentrum und zwei wendige Flügel, dahinter ein viertes Geschwader, eine Nachhut mit 38 Galeeren, als Reserve. Und er will eine Geheimwaffe einsetzen: neuartige Riesenkampfschiffe.

Diese Galeassen aus dem Arsenal, der venezianischen Staatswerft, sind 47 Meter

lang und acht Meter breit (siehe Seite 94). Bis zu neun schwere Kanonen verbirgt der hölzerne Vorbau am Bug. Anders als einfache Galeeren sind sie auch an den Seiten mit Geschützen ausgerüstet. Zudem ragen ihre Bordwände weit höher über das Wasser. So sind sie nur äußerst schwer zu entern.

Ali Pascha, der osmanische Flottenführer, hat seine Schiffe ebenfalls in drei Geschwader und eine Reserveeinheit aufgeteilt – seine Schlachtreihe ist um etwa 1000 Meter breiter als die der Liga. Im Zentrum führt Pascha selbst den Befehl. Er war einer der Kommandeure der Schlacht von

Famagusta. Ein Mann, den die Christen fürchten.

Nach einem Gottesdienst lässt Don Juan d'Austria um etwa 9.30 Uhr von der „Real“, seinem Flaggschiff, eine Signalkanone abfeuern. Ali Pascha antwortet von der „Sultana“ – das Zeichen zur gegenseitigen Identifikation der Flaggschiffe.

10.00 Uhr: Die beiden Nordflügel drängen vorwärts, leichter Westwind kommt auf.

10.20 Uhr: Vor dem zentralen Geschwader haben zwei Galeassen Stellung bezogen.

10.30 Uhr: Zwei weitere venezianische Riesenkampfschiffe an der Spitze des Nordflügels eröffnen das Feuer. Bereits mit dem dritten Schuss versenken sie eine

feindliche Galeere. Die türkischen Trommeln, die den Ruderern den Takt geben, verstummen für Augenblicke.

Die Feuerkraft der Galeassen schlägt Breschen in die Reihen des Feindes: Viele türkische Galeeren kommen vom Kurs ab, weil die Männer an den Ruderpinnen getroffen worden sind.

Um 10.40 Uhr schlagen die Galeeren am Nordflügel aneinander, wo der Venezianer Barbarigo mit seinem Geschwader kämpft.

Die Soldaten der Liga sind mit Arkebusen bewaffnet – schweren Schusswaffen, deren Bleikugeln sogar Rüstungen durchdringen.

Die meisten Türken hingegen kämpfen mit Pfeil und

In der Schlacht von Lepanto treffen mehr als 400 Galeeren aufeinander. Im Zentrum des etwa fünfminütigen Gefechts: die »Capitana«, eines der venezianischen Flaggschiffe. Als der türkische Kommandeur Ali Pascha fällt, ist der Kampf entschieden (Gemälde von Andrea Vicentino, um 1595)



Bogen. Altmodischen Waffen, aber dennoch tödlich.

Als der venezianische Kommandeur Barbarigo am Mast seines Flaggschiffs niedersinkt, sind Ali Paschas Soldaten kurz davor, die Galeere zu erobern. Nur mit Mühe können die Soldaten den Feind auf Abstand halten.

Doch da kommt eine Galeere aus dem Reserve-Geschwader zu Hilfe. Schon bald gelingt es den Soldaten, die osmanischen Galeeren gegen die nahen Klippen zu drängen. Türkische springen von Bord und versuchen, sich an Land zu retten.

Fast gleichzeitig hält im Zentrum der Schlacht die „Sultana“ direkt auf Don Juans „Real“ zu. Bogenschützen und

Arkebusiere legen aufeinander an. Soldaten werfen Brandbomben. Schließlich rammen die beiden Flaggschiffe einander, Bug gegen Bug.

Binnen kurzem drängen sich um „Real“ und „Sultana“ etwa 30 Galeeren auf engstem Raum. Masten und Sparren der „Real“ stecken voller Pfeile.

Ali Paschas Truppen stürmen das Flaggschiff der Heiligen Liga. Don Juan schlägt mit dem Schwert an Bord kletternde Türkische zurück und wird am Bein verletzt. Sebastiano Venier, der mit seiner Galeere ebenfalls ins Zentrum vorgedrungen ist, steht dem Spanier bei. Die christlichen Soldaten können die Angreifer zurückdrängen. Hunderte Soldaten kämpfen mit Schwertern und Säbeln.

Die Entscheidung kommt plötzlich. Eine Kugel trifft Ali Pascha in die Stirn – und innerhalb kürzester Zeit erlahmt die Gegenwehr seiner Soldaten. Selbst als ein türkisches Geschwader vom Südfügel zu Hilfe eilt, kann es die Niederlage nicht mehr abwenden. Die Krieger der Liga erobern die „Sultana“. Sie halten Ali Paschas abgeschlagenen Kopf in die Höhe.

Um 13.20 Uhr sind alle türkischen Galeeren im Zentrum erbeutet oder versenkt. Unzählige Soldaten des Sultan werden getötet. Dann ruhen die Waffen.

Etwa fünfzehn Stunden hat die Schlacht gedauert. Die Anführer der Heiligen Liga versammeln sich auf der „Real“, um Don Juan d’Austria zu beglückwünschen. Selbst vor der Schlacht als Kommandeur abgesetzte Venezianer Venier umarmt ihn wie einen Freund.

Es ist ein triumphaler Sieg: 117 türkische Galeeren sind erbeutet, 30 000 Feinde getötet. Wahrscheinlich haben der Einsatz der Galeassen und die bessere Bewaffnung den Ausschlag gegeben.

8000 Tote zählen die Christen in ihren Reihen – allein 4800 aus Venedig. Mit etwa 8000 Verwundeten segelt die Flotte zurück in die Heimat.

Als in Venedig Späher am Horizont ein Kriegsschiff erblicken, drängen die Menschen ängstlich an den Kai-mauern zusammen. Dann erkennen sie: Es ist eine venezianische Galeere.

Eine lange Leine, geknüpft aus Turbanen getöteter Feinde, flattert an ihrem Heck. Kurz vor der Ankunft im heimischen Hafen feuern die Soldaten Schüsse ab und brüllen wie entfesselt: „Vittoria, Vittoria!“

Bald darauf treffen weitere Schiffe ein. Das Volk sammelt sich in der Markuskirche, um ein „Te Deum“ zu singen. Drei Tage dauert die Siegesfeier. Türkische Gefangene werden in Ketten durch die Stadt geführt. Die Menschen schmücken ihre Häuser, dichten Lieder zu Ehren ihrer Helden, tafeln Festbankette auf.

Die Euphorie in der Lagunenstadt hält monatelang an. Doch bereits in der Nacht nach der siegreichen Schlacht im Golf von Patras sind die alten Spannungen zwischen den christlichen Bündnispartnern wieder aufgeflammt. Der venezianische Senat will den Sieg nutzen und Konstantinopel angreifen, das Herz des Osmanischen Reiches. Doch der spanische König Philip II. will von einer Entscheidungsschlacht gegen die Türken nichts wissen.

Im Mai 1572 stirbt Papst Pius V., der überzeugte Befürworter der Heiligen Liga. Bald darauf zerfällt die Allianz.

Die Türken indes bauen in kurzer Zeit eine neue Flotte von mehr als 150 Kriegsschiffen. Ihr Oberbefehlshaber lässt zudem 20 000 Arkebusen anfertigen. Die Ressourcen des Osmanischen Reiches scheinen unerschöpflich.

In Venedig wächst die Angst vor einem Rachefeldzug. Und so unterzeichnet die eingeschüchterte Serenissima im März 1573 einen Friedensvertrag mit den Osmanen.

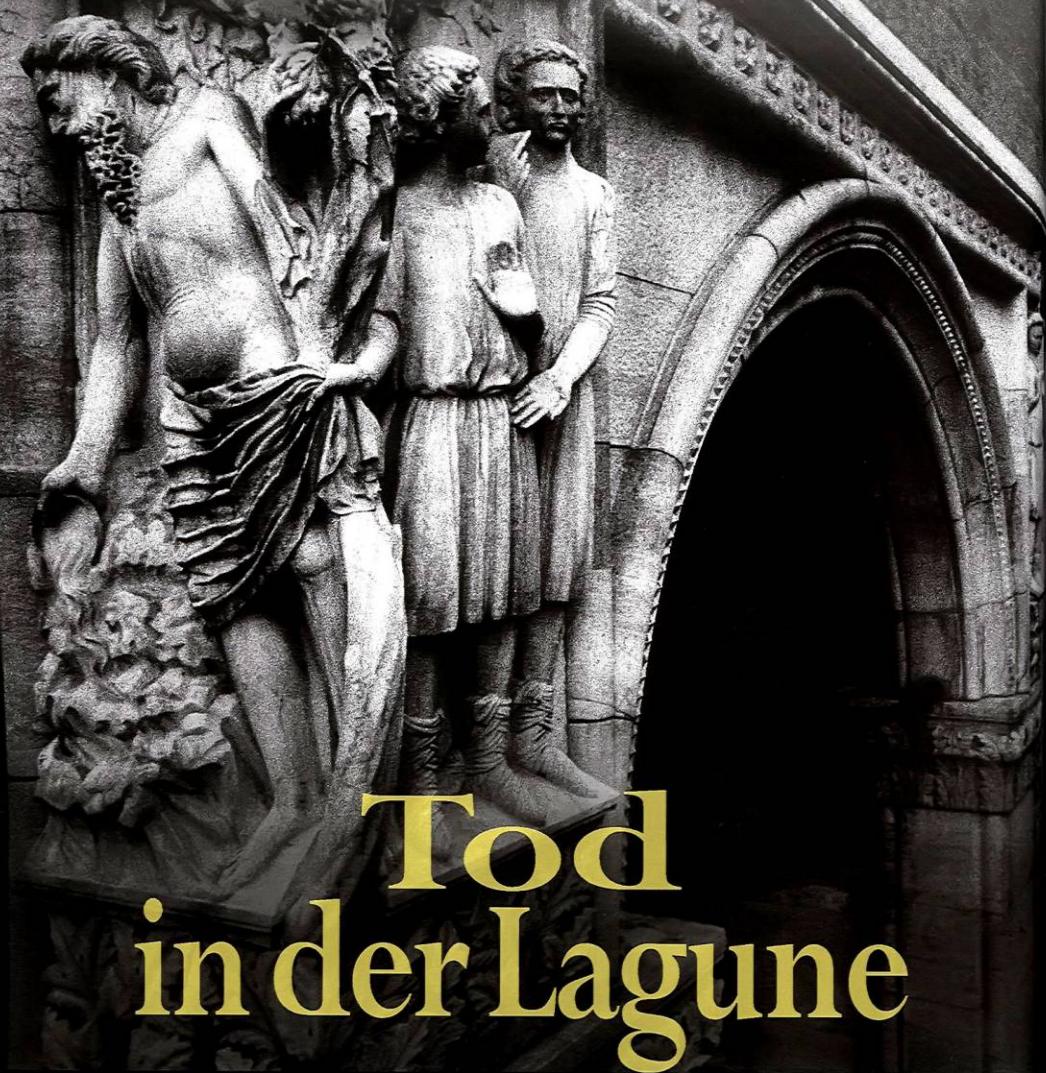
Um die alten Privilegien im Levantehandel zu retten, machen die Venezianer große Zugeständnisse: Die siegreiche Republik lässt alle türkischen Gefangenen ohne Lösegeld frei und zahlt zudem eine stattliche Kriegentschädigung. Vor allem der Passus über Zypern wird zur Demütigung: Die Insel, der Auslöser für den „Heiligen Krieg“, bleibt türkisch.

„Der Sultan hat euch einen Arm abgehackt, indem er Zypern eroberte“, triumphiert der Großwesir: „Ihr hingegen habt ihm nur den Bart versengt. Der Bart wächst nach, nicht aber der Arm.“

So verliert Venedig seine größte Seeschlacht letztlich doch noch. Und weit mehr: Binnen weniger Jahre nach Lepanto muss die Serenissima ihre Vorherrschaft im östlichen Mittelmeer endgültig an die Türkische abtreten, deren militärischer Übermacht die Venezianer auf Dauer nicht gewachsen sind. Auf dem Wasser ist die Lagunenrepublik fortan nur noch eine Kraft zweiten Ranges. □

Till Hein, 38, ist Journalist in Berlin.





Tod in der Lagune

Illoyale Söldner in Venedigs Diensten planen Anfang 1618 heimlich die Plünderung der Serenissima. Die Männer vom »Rat der Zehn«, der geheimnisumwittertsten Institution der Republik, erfahren davon – und handeln gnadenlos. Doch bis heute kann niemand genau sagen, welche Rolle das mächtige Spanien in dem Komplott spielte



Der einflussreiche Rat der Zehn (Gemälde von Bernardo Celen-tano, 1860) ermittelt bei staatsgefährdenden Taten. Verdächtige warten im Kerker auf ihre Verhöre – zu denen man sie über die »Seufzer-brücke« (links) in den Dogenpalast führt



Venedig ist ein Theater aus Stein und Wasser – und zugleich ein riesiges Geheimarchiv. Denn wie auf einer Bühne präsentieren sich hier, auf diesem durch die Lagune aus der normalen Welt herausgelösten, durch und durch künstlichen Ort, die historischen Dramen.

Unzählbar aber sind auch die Verstecke in dieser labyrinthischen Stadt mit ihren prunkvollen Palazzi, die zugleich unübersichtliche Kontorhäuser sind. Mit Kirchen, die tausend Heiligen geweiht sind und doch in heidnischem Stolz die Schätze erschlagener Gegner herzeigen. Mit Haken schlagenden Gassen, die unvermittelt in düsteren Innenhöfen oder an verfallenen Ufermauern enden. Mit stillen, vom Mond erleuchteten Kanälen, über die verhüllte Gondeln gleiten.

Ein Platz für Verschwörung und Verrat.

Um kaum einen Ort ranken sich mehr finstere Mythen in dieser mythenreichen Stadt als um einen nahezu uneinsehbaren Raum im dritten Obergeschoß des Dogenpalastes. Denn über Jahrhunderte tagt dort regelmäßig der *Eccelso Consiglio dei Dieci*, der „Erhabene Rat der Zehn“.

Dessen Mitglieder leiten Venedigs Geheimdienst und sein Geheimtribunal. Sie sind die obersten Ankläger und Richter der Lagunenstadt. In diesem Raum werden die Berichte von Botschaftern und Händlern in fernen Ländern ausgewertet – und die von Spitzeln und Denunzianten, die durch die Gassen streifen. Hier werden Haftbefehle ausgestellt, Verdächtige verhört und gedungene Mörder ausgesandt bis weit über die Grenzen Venedigs hinaus.

Wohl kein Fall offenbart die tödliche Macht dieses Rates so wie die „Spanische Verschwörung“ von 1618 – und wohl keiner illuminiert das Geheimnis besser, welches den Consiglio dei Dieci dabei stets umgibt.

Ruchbar wird die Verschwörung am Morgen des 18. Mai 1618: Am Tag zuvor ist der neue Doge gewählt worden.



Verurteilte Verräter lassen die Herren der Stadt im Dogenpalast (hinten) oder im Gefängnis erwürgen – und ihre Leichen am frühen Morgen auf einem Gerüst zwischen den zwei Prunksäulen der Piazzetta (vorn) aufknüpfen

Die Körper der namenlosen Toten zeigen Spuren von Folter

Nun bereiten die Venezianer Maskenbälle und Feste, Gondelausfahrten und Feuerwerke vor. Doch als die Maragonia, die größte Glocke im Campanile von San Marco, morgens läutet, sehen die Bürger auf der Piazzetta vor dem Dogenpalast, an Gestellen aufgeknüpft zwischen den beiden prachtvollen Säulen, die Leichen zweier Männer – mit dem Kopf nach unten an einem Bein aufgehängt wie Schlagtvieh.

Folterspuren entstehen die Körper der Toten, dunkle Male an den Kehlen verraten, dass die Männer erwürgt worden sind. Mit dem Kopf nach unten lässt der Rat der Zehn Hochverräte hängen.

Wer sind diese Männer? Weshalb mussten sie sterben? Der Rat der Zehn stellt die Opfer zur Schau, dem Volk zum Staunen und Schaudern – doch er verliert kein Wort über die Tat, die man ihnen vorgeworfen hat. Kein Urteilspruch wird verkündet, keine Anklage proklamiert, nichts.

Gerade diese stille Hinrichtung aber erfüllt die Menschen mit Schrecken.

In den Tagen darauf werden noch mehr Männer ihr Leben verlieren. Werden Hunderte weitere aus Venedig fliehen. Wird der Botschafter des mächtigsten Landes Europas die Stadt in Angst und Schande verlassen. Und erst Wochen, Monate, schließlich Jahrzehnte später wird nach und nach etwas von dem an die Öffentlichkeit sickern, was sich im Frühjahr 1618 zugetragen hat.

EUROPA, ZU BEGINN des 17. Jahrhunderts: Politik und Konfessionen zerreißen den Kontinent, und nicht immer ist klar, wo die Grenzen zwischen Freund und Feind zu ziehen sind. In Deutschland, wo religiöser Hass Katholiken und Protestanten trennt, ist der Frieden brüchig. Frankreich hat sich nach den erbittert geführten Bürgerkriegen zwischen seinen Protestant, den Hugenotten, und dem katholischen Königshaus gerade erst erholt.

Das Königreich Spanien hingegen, Frankreichs schärfster Rivale auf dem

Kontinent, ist noch die kraftvollste Macht der Alten Welt: stolz, erzkatholisch, kriegsbereit und land hungrig. Gold und Silber werden aus den amerikanischen Kolonien auf die Iberische Halbinsel gebracht, Gewürze aus Asien und anderen fernen Ländern.

Europa hat gelernt, die spanischen Soldaten zu fürchten. So kontrolliert König Philipp III. von Madrid aus einen großen Teil der Apenninen-Halbinsel – Sizilien und das sich über ganz Südtirol erstreckende Territorium von Neapel sind Vizekönigreiche, das Herzogtum Mailand wird von einem spanischen Gouverneur verwaltet, und der Papst mit dem Kirchenstaat ist ein Verbündeter Seiner Katholischen Majestät.

Vielleicht wäre ganz Italien längst spanisch – gäbe es nicht Venedig.

Die Serenissima verteidigt sich zäh und geschickt. Von Mailand aus bedrohen Philips Truppen den Landbesitz der Republik – Festungen und Söldnertruppen schützen diese Grenze. Neapel entsendet Galeonen und fordert Venedigs angestammte Seeherrschaft in der Adria heraus, noch aber ist die Flotte des Dogen mächtiger. Über den Seeweg rund um Afrika bis nach Asien will Spanien zudem den Gewürzhandel monopolisieren, doch nach wie vor treibt Venedig auf den traditionellen Wegen Handel mit den Städten und Häfen des Osmanischen Reiches.

Aber wie lange wird sich Venedig noch halten können – eine der wenigen bedeutenden Republiken im Kreis der Monarchen regierten europäischen Staaten? Viele *nobili*, die Patrizier, die in der Serenissima die Macht ausüben, sind konservativ und vorsichtig. Sie wollen alles beim Alten lassen und sich in der Außenpolitik Spanien nicht unterwerfen, es aber auch nicht provozieren.

Vecchi werden die Konservativen seit etwa 1580 genannt, die „Alten“, um sie

von einer neuen Gruppe ehrgeiziger Nobili zu unterscheiden – den *giovani*, den „Jungen“. Sie sind offener für fortschrittliche Ideen, sie lesen Schriften aus England und den Niederlanden. Und ihnen imponiert deren Kampf gegen Spanien. Hat nicht England die Armada zurückgeschlagen? Haben die niederländischen Provinzen nicht das spanische Joch abgeschüttelt? Venedig, so fordern die Giovani, solle ebenfalls energischer gegen Spanien auftreten.

Seit dem 16. Jahrhundert stechen von der kroatischen Adriaküste aus Piraten in See, die auch unter den Schiffen Venedigs Beute machen. Die Seeräuber werden protegiert von Erzherzog Ferdinand – und der ist Habsburger. Wie Spaniens König Philipp III. Der Österreicher lässt die Piraten gewähren, der spanische Monarch sieht diesen Kleinkrieg nicht ungern.

1615 entsendet Venedig schließlich auf Drängen der Giovani Schiffe und Truppen über die Adria ins österreichische Herrschaftsgebiet. Bis 1617 tobt der Krieg gegen die Piraten. Dann hat die Serenissima mühevoll wenigstens ein Ziel erreicht: Die Freibeuter werden ins Landesinnere umgesiedelt.

Der Frieden kommt gerade noch rechtzeitig zustande. Denn Pedro Álvarez de Toledo, der Gouverneur von Mailand, hat bereits Truppen vor Venedigs norditalienischen Festungen zusammenziehen lassen, da er hofft, die Kräfte der Serenissima seien jenseits der Adria gebunden.

Noch kaltblütiger will der Vizekönig von Neapel den Piratenkrieg ausnutzen. Der hochfahrende, maßlos ehrgeizige und rachsüchtige Pedro Téllez-Girón, Duque de Osuna, der sich seiner Verwandtschaft zum spanischen Königshaus rühmt, schickt seine Flotte gegen die Serenissima aus, doch wird diese von den Venezianern zurückgeschlagen.



Immerhin jedoch lässt er 1617 zwei reich beladene venezianische Galeeren kapern und im Triumph nach Neapel schleppen.

Er wolle „Venedig nehmen“, verkündet Osuna angeblich, wolle „sie züchtigen, diese adelige Jugend, die sich der Monarchie von Spanien widersetzt. Ehe ein Jahr vergeht, will ich es haben, in ihrem Blute will ich mich baden.“

Und dann ist da noch Alfonso de la Cueva, Marqués de Bedmar. Mitte vierzig, leise, gewandt, geheimnisvoll – und seit Jahren spanischer Botschafter in Venedig. Er kontrolliert in der Lagunenstadt ein Spitzelnetz. Zudem unterhält er geheime Kontakte zu unzufriedenen Nobili, die ihm gegen Gold, Silber und mancherlei Versprechungen Vertrauliches aus den Behörden der Republik zutragen.

Vielelleicht ist Bedmar Venedigs gefährlichster Feind. Denn mag Toledo auch Truppen vorrücken lassen, mag Osuna düstere Drohungen ausstoßen: Beide müssen, wie jeder Kriegsherr in Europa, zunächst einmal Soldaten anwerben, *bravi*.

Diese Söldner aber stammen aus vielen Ländern, für sie zählen weder Religion noch Reich, ihre einzige Loyalität gilt dem Geld. Sie sind teuer – so teuer, dass die Feldherren ihre kostbaren Armeen oftmals nur widerwillig, am liebsten aber gar nicht in die Schlacht führen.

So leben die Mächtigen längst in einem Zeitalter der Hinterlist. Da der offene Krieg im Wortsinn unkalkulierbar geworden ist, wird zumeist heimlich gerungen. Weshalb eine Festung erstürmen, wenn man stattdessen einen Verräter findet, der einen des Nachts hereinlässt? Warum 1000 Söldner ins Feld führen, wenn ein gedungener Mörder ausreicht, einen Feind zu eliminieren?

Wurden nicht bereits Angehörige der Medici in Florenz, der Visconti und

Sforza in Mailand, der Gonzaga in Mantua mit dem Dolch gemeuchelt? Starb nicht Heinrich IV. von Frankreich unter der Klinge eines Mörders? Und ist nicht 1605 in England gerade noch rechtzeitig aufgedeckt worden, dass der Monarch und das Parlament in die Luft gesprengt werden sollten?

Der Botschafter Marqués de Bedmar, der in einem Palazzo in Venedig residiert, gilt als Meister solcher dunklen Machenschaften.

Doch seine Gegner sind die Männer vom Rat der Zehn. Auch dort kämpft man mit Hinterlist und Mord.

300 JAHRE ZUVOR, 1310, hatten sich einige venezianische Patrizier verschworen, die Republik zu zerstören. Den Dogen wollten sie töten und einen der Ihren als *signore*, als Alleinherrcher einsetzen. Ein Verräter meldete dies dem Dogen, der besiegte die Verschwörer in einem nächtlichen Kampf auf den Gas-sen Venedigs.

Damit sich die Republik zukünftig besser gegen derlei Umrücke wehren könnte, schufen die Patrizier ein Amt zum Schutz des Staates. Seither werden jedes Jahr im Großen Rat zehn Nobili in den Consiglio dei Dieci gewählt. Keine zwei Mitglieder der gleichen Familie dürfen dorthinein entsandt werden, damit keine Sippe in diesem Gremium zu mächtig wird. Drei Vorsitzende, *capi*, gibt sich der Rat der Zehn, von denen jeder stets einen Monat im Amt bleibt.

Neben den zehn Gewählten gehören auch der Doge und seine sechs Ratgeber der Institution an, sodass der Rat der Zehn eigentlich 17 Mitglieder hat.

Im 16. Jahrhundert wird innerhalb dieses geheimen Zirkels ein noch geheimer leitender Zirkel gebildet: Drei Staatsinquisitoren sind fortan die ranghöchsten Ermittler. Von den zehn eigentlichen Ratsmitgliedern werden zwei in

dieses Gremium entsandt, der dritte wird aus dem Kreis der sechs Räte des Dogen gewählt.

Der Rat der Zehn soll Hochverräter aufspüren und unschädlich machen. Was aber ist Hochverrat? Das bestimmen allein die Männer des Rates...

So verfolgen sie bald jede Art von Verbrechen. Sie jagen Geldfälscher, fahnden nach Sodomiten, verfolgen illegalen Besitz von Feuerwaffen, ermitteln in Vergehen auf den Schiffen der Flotte und bei Korruption in den Provinzen. Und sie werden auch bei jedem anderen Vorfall aktiv, sofern ein Patrizier darin verwickelt ist. Denn sollte es zu einem Umsturzversuch kommen, dann werde er, so glauben sie, von einem Nobile geführt.

Dutzende Spezialisten arbeiten ihnen zu, darunter Spione und professionelle Mörder, Archivare und Dechiffrierer, die abgefangene Briefe in- und ausländischer Verdächtiger entziffern. Informanten im Ausland, angeworbene venezianische Kaufleute auf Handelsreise etwa, schreiben ihrerseits verschlüsselte Berichte. Ist in ihren Briefen von „Gewürzen“ die Rede, meinen sie damit in Wahrheit das Osmanische Reich, „Karawanen“ sind in Wirklichkeit Armeen, „Spiegel“ stehen für Kanonen.

So wie diese Spezialisten sind auch die vielen Sekretäre einfache Bürger, nicht Nobili. Da sie jahrelang auf ihrem Posten bleiben, sind sie zumeist besser informiert als die jedes Jahr wechselnden Mitglieder des Rates der Zehn.

Schon bald ist die schreckliche Effizienz des neuen Amtes gefürchtet – und nicht nur in Venedig.

Nachdem die Republik 1405 Padua erobert hat, nehmen die Venezianer drei Mitglieder der herrschenden Carrara-Familie gefangen; auf Befehl der Zehn werden sie erwürgt, alle Denkmäler, die an das Herrscherhaus erinnern, zerstört. Und als man in den erbeuteten Papieren der Carrara Briefe findet, die beweisen, dass sich einige venezianische Nobili von ihnen bestechen lie-

Der Botschafter Spaniens gilt als Meister dunkler Machenschaften

ßen, werden die Korrupten sofort in den Kerker geworfen.

Weil der Rat der Zehn einige Jahre darauf einen berühmten, für Venedig kämpfenden Söldnerführer verdächtigt, heimlich die Seiten gewechselt zu haben, lässt er ihn unter einem Vorwand in den Dogenpalast. Dort verhandeln die Räte mit dem Offizier zunächst höflich über militärische Fragen. Doch als er gehen will, lässt man ihn in den Kerker werfen und einen Monat darauf öffentlich enthaupten (siehe Seite 64).

Andere Gegner werden mit weniger Zeremoniell beseitigt: Auftragsmörder

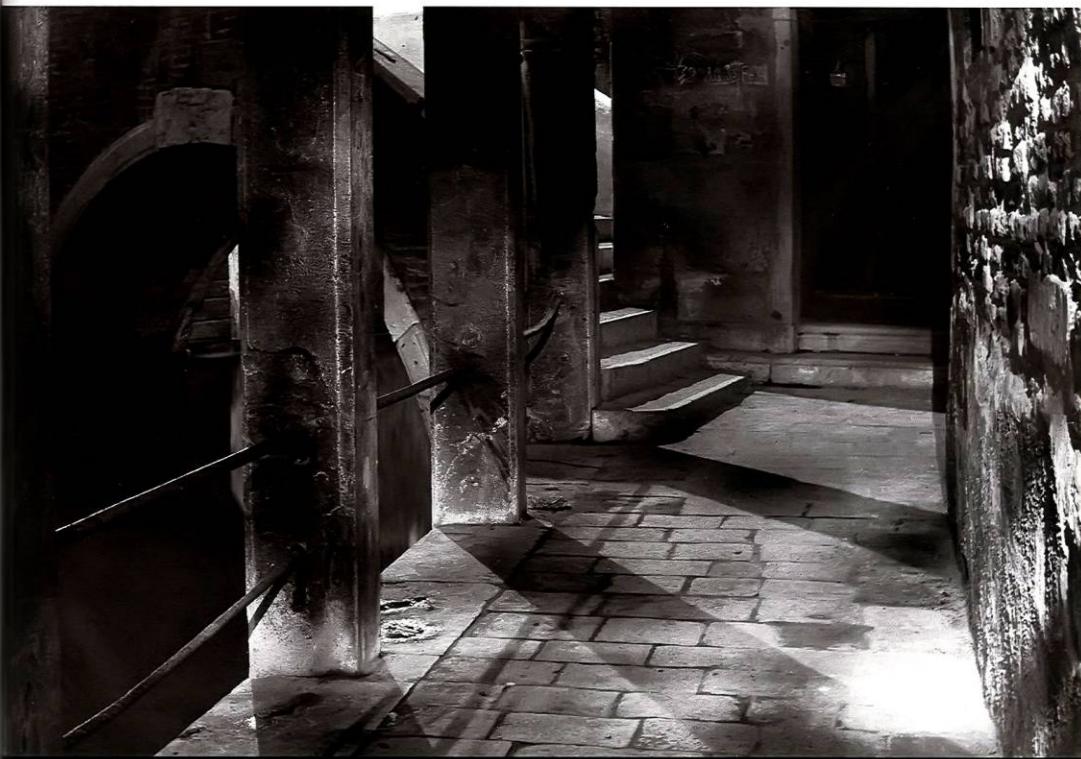
strangulieren sie und werfen die Leichen in den Canale Orfano, der von San Marco aus durch die Lagune in Richtung offenes Meer führt.

Wahrscheinlich sind es gerade jene heimlichen und doch so öffentlichen Morde, die jedermann in Schrecken versetzen, weit mehr als die Enthauptungen oder die Rachefeldzüge gegen feindliche Dynastien. Denn wann immer ein Toter im Canale Orfano treibt – und es werden viele Leichen gesichtet –, munkelt man zwar, dass der Rat der Zehn zugeschlagen habe. Aber wen hat es getroffen? Und weshalb?

Fast nie wird im nachhinein ein Urteil verkündet. Und da man oft nicht weiß, wer das letzte Opfer war, ahnt auch niemand, wer das nächste sein könnte.

Dies, vor allem, schürt die Angst.

SEIT LANGEM BEREITS verdächtigt der Rat der Zehn den Marqués de Bedmar, alles zu versuchen, um Venedig unter die spanische Herrschaft zu zwingen. Doch er ist ein Botschafter, ihn kann man nicht einfach verschwinden lassen. Spitzel überwachen seinen Palazzo. Sie melden, dass der Gesandte mehrere venezianische Patrizier empfangen habe,



Gasse im Viertel San Polo: Die drakonischen Strafen des Rates der Zehn schrecken die Söldner 1618 nicht ab, die Plünderung der Stadt zu planen.
Um den Schlag vorzubereiten, schleichen sie nachts durch Venedig



Allein kann es den wenigen Verschwörern nicht gelingen, Venedig – hier die Rialtobrücke im Zentrum – in ihre Hand zu bekommen. Doch in Italien stehen spanische Truppen, die den verräterischen Söldnern beistehen könnten

Der französische Kapitän beginnt ein gefährliches Doppelspiel

die schon lange im Verdacht stehen, mit den Machtverhältnissen in ihrer Stadt unzufrieden zu sein.

Die Spione melden auch, dass sich der Marqués im geheimen mit dem päpstlichen Nuntius zu Venedig trifft. Dass er oft den französischen Botschafter einlade – und dass dieser angeblich für spanisches Gold empfänglich sei. Sie melden während des Krieges gegen die Piraten, dass Bedmar Madrid vorgeschlagen habe, Weizenlieferungen an Venedig zu stoppen, um die Stadt so zu treffen. Und sie melden, dass sich der Botschafter die Pläne der Festung Peschiera auf dem venezianischen Festland verschafft habe.

Seit einigen Jahren verfüge der Botschafter zudem über einen Informanten im Dogenpalast. Irgendjemand trage dem Spanier geheime Pläne der Serenissima zu. Aber wer?

Ende 1617 muss sich der Rat der Zehn einem weiteren Problem stellen: den von Venedig angeheuerten Söldnern. Die Soldaten, die den Krieg gegen die Piraten geführt haben, werden nicht mehr gebraucht. Niederländer sind darunter, Engländer und vor allem Franzosen, wohl etliche hundert Mann.

Es sind Kämpfer aus einem in Jahrzehnten der Hugenottenkriege verrohten Land, abenteuerdurstig, gelangweilt in Friedenszeiten, aufrührerisch. Prahlerische Gestalten in Wams und Stiefel, manche mit Sporen an den Fersen, was ein seltsamer Anblick ist in Venedig, wo niemand ein Pferd reitet; bewaffnet sind sie alle. „Haben sie die Waffen einmal getragen, so scheint es ihnen unmöglich, ohne dieselben zu leben“, berichtet ein venezianischer Diplomat.

Und manche führen bereits gefährliche Reden. In ihrer Mitte: Jacques Pierre, ein Kapitän aus der Normandie, „ein Mann von Talent, aber ergraut im Bösen“, wie ein Venezianer schreibt. Ein wilder Söldnerführer und Schiffs kommandant, der sich bei Auseinandersetzungen im Mittelmeer zweifelhaften Ruhm erworben hat.

Einige Jahre lang hat Pierre Osuna gedient, dem spanischen Vizekönig von Neapel. Dort hat er sich mit Nicholas Regnault zusammengetan, einem älteren, fließend Italienisch sprechenden Franzosen.

Zu den beiden ist später noch ein weiterer Franzose gestoßen, von dem nur der Nachname überliefert ist: Langrand. Und sein Beruf: Feuerwerker, also Spezialist für Sprengstoffe aller Art.

Osuna hatte die Söldner in Lohn genommen, um mit ihrer Hilfe eine Flotte gegen Venedig aufzubauen. Doch seltsam: Ausgerechnet dann, als diese Flotte schlagbereit war, zog es Pierre und seine Gefährten nach Venedig.

Schon 1615 war Pierre nach Rom gereist, wo er in einem heimlichen nächtlichen Treffen dem dortigen venezianischen Botschafter seine Dienste angeboten hatte: Er wolle Osunas Pläne verraten. Dem Diplomaten kam der Kapitän jedoch zu abenteuerlich vor – er wies ihn ab.

Im Jahr darauf stellte Pierre sich Venedigs Botschafter in Neapel vor. Der immerhin machte ihm vage Versprechungen. So eilte der Franzose mit einigen Gefährten im Mai 1617 tatsächlich nach Venedig. Osuna, sein bisheriger Dienstherr, ahndete die Untreue angeblich dadurch, dass er einige von Pierres Freunden einkerkern und foltern ließ. Doch in der Lagunenstadt wollte der Überläufer zunächst niemand haben.

Venedigs Botschafter in Rom warnte den Senat in einem Schreiben vor einem möglichen Verrat: „Der Kapitän Jacques Pierre hat so hartnäckig auf tausenderlei Wegen den Entschluss gezeigt, in Eure Dienste zu treten, dass ich zuweilen auf den Gedanken gekommen bin, als könnte dieser Korsar, ein ebenso unzuverlässiger Mensch, als er hehrzt und tapfer ist, wohl darum den Sold der Republik suchen, um, wenn er zu einer Anführung

der Flotte gelangt sein wird, dem Herzog von Osuna und den Spaniern einen Dienst zu tun.“

Die Senatoren hielten Pierre und seine Spießgesellen hin. Dem wurde die Warterei schließlich zu viel. Er ließ einen Brief an Venedigs Botschafter in Neapel senden, auf dessen vage Versprechungen hin er ja erst in die Lagunenstadt gereist war.

„Es scheint, dass Eure Herrlichkeit und die Signori ihren Spott mit uns treiben. Wofür wir Eurer Herrlichkeit versprechen, binn wenigen Tagen nach Neapel zu kommen und Eurer Herrlichkeit für die versprochene und genossene Vergünstigung zu danken.“

Man muss kein Entzifferungsspezialist beim Rat der Zehn sein, um in diesem Brief eine Morddrohung zu erkennen. Da die Venezianer den Diplomaten in Neapel nicht in Gefahr bringen wollten, nahmen sie den Kapitän und seine Leute in Dienst.

Und tatsächlich: Jacques Pierre revanchierte sich mit abenteuerlichen Eingaben. Er identifizierte einen Falschmünzer (wofür er von den Behörden eine Belohnung erhielt).

Dann verriet er Osunas Pläne.

Der Vizekönig wolle, so meldete Pierre, Venedig angreifen. Einmal berichtete er, der Spanier werde Handelsgaleeren schicken, unter deren Fracht Bewaffnete verborgen seien. Nachdem die unverdächtigen Schiffe angelegt hätten, würden diese Truppen hervorbrechen und die Stadt einnehmen.

Dann wieder erzählte Pierre von nur drei Fuß tief gehenden Barken, die in Neapel bereitgestellt würden. Mit diesen flachen Booten könnten Osunas Soldaten in die Lagune eindringen und Venedig attackieren.

Was soll der Rat der Zehn davon halten? Osuna rüstet, ohne Frage. Aber kann man Jacques Pierre glauben? Man

hält ihn zunächst hin, bleibt vage, gibt ihm ein wenig Lohn, doch keinen wichtigen militärischen Posten.

WAS SICH NUN, zu Beginn des Jahres 1618 zuträgt, ist mysteriös. Zu widersprüchlich und undeutlich sind die später verfassten Berichte, zu unscharf ist die Trennung zwischen Wahrheit und Lüge. Doch offenbar redet Jacques Pierre irgendwann wieder von Verrat – diesmal an der Serenissima.

Venedig im Winter: Schwerer Nebel steigt aus den Kanälen, klamm und düster sind die Wirtshäuser der Söldner. Seit mehr als einem halben Jahr sind Jacques Pierre und seine Männer in der Stadt. Nichts geschieht. Niemand gibt ihnen einen Auftrag, der Krieg und Beute verspricht.

Da flüstert der Kapitän wohl irgendwann das erste Mal einigen Franzosen zu, dass er sich doch wundere, dass Venedig so lange „Jungfrau“ geblieben sei – dass die Stadt noch nie von fremden Soldaten ausgeplündert worden ist.

Seien die Venezianer nicht allesamt feige und gierig? Und geradezu ahnungslos in Kriegsdingen? Gelte hier ein Bewaffneter nicht weniger als ein Lastenträger?

So redet Pierre unter seinen Landsleuten, zecht und speist mit ihnen, teilt die Zimmer in den Gasthöfen.

Langsam, so scheint es, bekommt die diffus Unzufriedenheit der Söldner einen Kopf – und ein Ziel. Pierre gewinnt irgendwann Anfang 1618 zunächst nur ein paar, dann immer mehr Kämpfer für einen aberwitzigen Plan: Venedig an den Vizekönig von Neapel zu verraten und auszuplündern.

Irgendwann schleichen Schattengestalten durch die Gassen: Söldner, die die Palazzi der mächtigsten Familien Venedigs auskundschaften. Andere rüdern heimlich auf die Lagune hinaus,

um die Tiefen der zum offenen Meer führenden Kanäle auszumessen und herauszufinden, welche Wasserwege mit größeren Schiffen passierbar sind. Die Anführer eilen unerkannt in den Palast des Marqués de Bedmar.

Jacques Pierre und Nicholas Regnault treffen dort auf Robert Bruillard, einen Sekretär und vielleicht sogar Familienangehörigen des spanischen Gesandten. Undenkbar, dass der Marqués davon nichts weiß. Undenkbar, dass er nichts von dem Angebot Osunas erfährt, das Bruillard den Söldnern vermittelt: Spanisches Gold wird den Franzosen dort versprochen und Waffenhilfe aus Neapel. Fortan sollen über die Botschaft geheime Depeschen zwischen Pierre und dem Vizekönig ausgetauscht werden.

Eines Tages nimmt Jacques Pierre einige Kumpane hoch auf den Campanile von San Marco. Die Lagune liegt ihnen zu Füßen, die Stadt, der Markusplatz, die Münze – nur ein paar Dutzend Meter trennen sie von den Schätzen Venedigs.

Dann erzählt der Kapitän: Wie ihm Bedmar mehr Geld versprochen habe, als er gefordert hat. Wie ihm Osuna sein Einverständnis gegeben habe.

Endlich schildert Jacques Pierre einen fantastisch anmutenden Plan: Zwei oder drei Galeonen soll Osuna vom Königreich Neapel aus mit 500 Soldaten an Bord losschicken. 60 Meilen vor dem Lido – außer Sicht von Venedig – werden sie stoppen und ein schnelles Beiboot schicken. Er, Pierre, werde dann an Bord gehen und die Angreifer des Nachts durch die Lagune führen. Denn er habe die geheimen Wege in Erfahrung gebracht, jene wenigen tiefen, unmarkierten Kanäle innerhalb der Lagune, durch die allein große Schiffe bis nach Venedig gelangen können.

In der entscheidenden Nacht sollen einige Bewaffnete auf den Kais im Norden der Stadt Lärm machen und die Ve-

nezianer ablenken. Derweil wird der Hauptteil der Angreifer die Tür zum Saal des Großen Rates im Dogenpalast sprengen, die mächtigsten Männer der Stadt töten und die Waffenkammer besetzen. Andere sollen die Münze okkupieren und den Markusplatz, wieder andere die Rialtobrücke. Langrand schließlich, der Feuerwerker, soll das Arsenal mit den dort liegenden Kriegsschiffen in Brand setzen.

Dann, so Pierre, würden die Venezianer schon aufgegeben und ihre Stadt ausliefern – zumal „15 bis 20 Nobili“ in die Verschwörung eingeweiht seien.

Hirngespinst eines notorischen Aufschneiders? Oder doch ein zwar tollkühner, aber sorgfältiger Kriegsplan?

Viele Söldner jedenfalls glauben Pierre. Und Robert Bruillard, der Sekretär des Botschafters, schreibt nach Neapel. Über eine Tarnadresse gehen die Schreiben an den Vizekönig.

DOCH DER KAPITÄN, der die venezianischen Krämer verachtet, ahnt nicht, dass er längst in deren Visier geraten ist.

Im Januar 1618 meldet der venezianische Botschafter in Neapel, dass ein französischer Vertrauter Pierres in der Stadt eingetroffen sei und dass der Vizekönig ihn empfangen habe. Die Männer im dritten Geschoss des Dogenpalastes werden aufmerksam, doch geschieht zunächst noch nichts.

Anfang April jedoch landet eine Denunziation in ihren Händen, eine anonyme Beziehung des Feuerwerkers Langrand.

Im Dogenpalast zieht sich im ersten Obergeschoss eine Loggia um drei der vier Seiten des Innenhofes. Dort und an anderen Stellen sind *bocche di leone*, „Löwenmäuler“, in die Wände der Räume eingelassen: teils verzierte, teils schmucklose Briefschlitze. „Denontie secrète“, verkünden Inschriften darunter, „anonyme Anzeigen“. Jedermann kann dort Denunziationen einwerfen.

Hinter einem dieser Briefschlitze findet sich eines Tages ein in schlechtem

Täglich gehen im Dogenpalast anonyme Denunziationen ein

Italienisch und mit einer verschmierten Handschrift verfasstes namenloses Schreiben.

Langrand habe geprahlt, wird darin behauptet, er werde für 2000 Scudi den Rialto in Brand stecken. Er habe zudem im Monat zuvor eine Botschaft von Osuna empfangen und dem Vizekönig versprochen, falls es ihm gelänge, zur Flotte abkommandiert zu werden, die Galeere des venezianischen Generalkapitäns anzuzünden, des Befehlshabers der Seestreitkräfte.

Täglich lesen die drei Capi alle Denunziationen, die beim Rat der Zehn eingehen. Sie versammeln sich in der Sala dei Tre Capi, einem kleinen Raum neben dem Versammlungssaal des Rates, und es ist wohl kein Zufall, dass ihnen hier Spukgestalten bei der Lektüre zusehen. An den Wänden hängen vier Bilder des niederländischen Malers Hieronymus Bosch: zwei Heiligen-Tryptiken sowie „Szenen aus dem Paradies“ und „Szenen aus der Hölle“. Alle Arten der Folter in einer apokalyptischen Landschaft sind dort zu sehen, Fratzen, Monster, brennende Städte, sinkende Schiffe, Verführung und Sünde, Laster, Erlösung und Strafe.

Die Anzeige gegen Langrand wird, wie alle derartigen Schriftstücke, von den drei Capi mit den sechs Räten des Dogen beraten. Niemand weiß, was die Männer besprechen, denn sie tagen geheim und niemand führt Protokoll. Doch nur wenn diese neun einstimmig der Ansicht sind, an der Denunziation sei etwas Wahres, wird sie allen Mitgliedern des Rates der Zehn vorgelegt.

Anschließend, so will es das Gesetz, muss eine Mehrheit von fünf Sechsteln überzeugt sein, dass eine weitere Untersuchung angebracht sei.

Am 9. April 1618 informiert der Rat der Zehn jedenfalls den Generalkapitän der Flotte über die Anschuldigung und ermahnt ihn zu besonderer Wachsamkeit. Nicht nur auf Langrand solle er achten – sondern auch auf Jacques Pierre. Offenbar ist im Dogenpalast

längst bekannt, dass die beiden Kumpane sind.

Ob aber noch mehr beschlossen wird, darüber schweigen die Quellen. Möglich wäre es schon, dass man Spitzel auf den Kapitän ansetzt. Und nicht ganz unwahrscheinlich gar, dass dieser – womöglich durch einen Informanten des Marqués de Bedmar – davon erfährt.

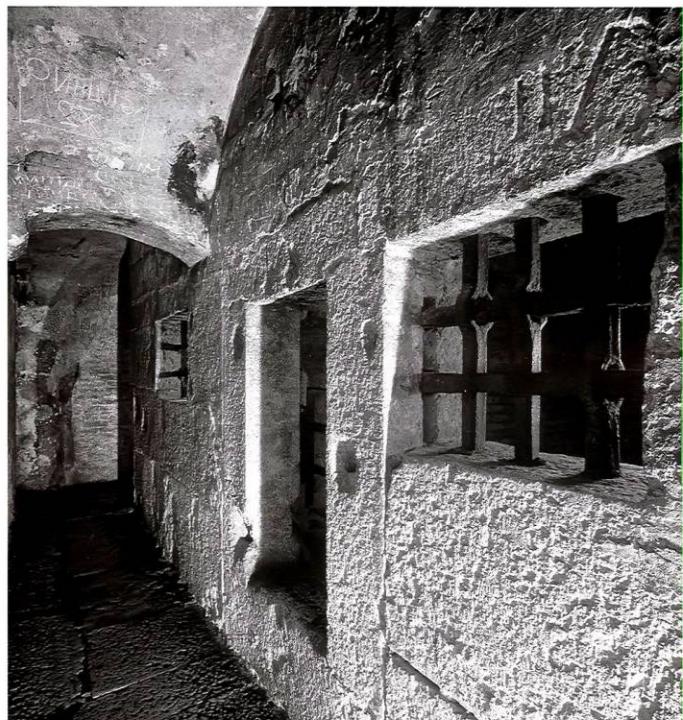
Denn nur zehn Tage nach der Warnung an den Generalkapitän meldet sich Jacques Pierre beim Senat. Er habe neue Nachrichten von Osuna, verkündet er in einer Eingabe. Der Vizekönig plane nicht länger einen Angriff auf Venedig. Vielmehr habe er sich nun dem Osma-

nischen Reich zugewandt. Er wolle dem Sultan Makedonien, die Dardanellen und andere Regionen entreißen.

Hat Pierre vor, mit dieser wirren Geschichte den Verdacht von sich abzulenken? Oder will er die Venezianer gezielt täuschen?

In jedem Fall nützt es ihm wenig. Der Rat der Zehn hat nämlich Agenten in Neapel. Daher weiß er, dass Osuna weiterhin gegen Venedig rüstet – und kaum gegen das Osmanische Reich.

Und während Pierre den Rat der Zehn zu hintergehen sucht, schart er zugleich heimlich weitere Verschwörer um sich. Noch immer sprechen er und seine



Zellen der *Nuove Prigioni*, der um 1610 vollendeten »Neuen Gefängnisse« neben dem Dogenpalast: Nachdem ein Verräter im April 1618 das Komplott offenbart, lässt der Rat der Zehn die Söldner durch Spitzel überwachen – und schließlich einkerkern



Die wichtigsten Prozesse der Serenissima werden hinter den Mauern des Dogenpalastes geführt. Doch die nobili, sogar viele hohe Würdenträger erfahren kein Wort von diesen Geheimverfahren

Vertraut mit Söldnern in den Wirtschaftshäusern. So wirbt er Gabriel Moncassin an, einen Kämpfer aus dem Languedoc, etwa 30 Jahre alt, der erst seit einigen Tagen in der Stadt ist, um sich der Serenissima als Söldnerführer anzudienen.

Mitte April macht Moncassin wiederum Andeutungen gegenüber Balthasar Juven, einem Söldnerführer, der sich auch erst seit kurzem in Venedig aufhält.

Juven ist Hugenotte und deshalb dem erzkatholischen und wohl informierten spanischen Botschafter sofort verdächtig. Doch Pierre hat keine Bedenken,

denn Juven ist offenbar ein erfahrener Kämpfer.

Als ihn die Verschwörer schließlich nach mehreren Vorgesprächen einweihen, lässt Juven sich nichts anmerken. Feierlich verspricht er ihnen, Still schweigen zu bewahren – und denkt doch sofort an Verrat.

Denn Juven hat, untypisch für einen Söldner, unerschütterliche Überzeugungen: Als Protestant fürchtet er das erzkatholische Spanien; als Franzose macht er Madrider Intrigen für den Bürgerkrieg in seinem Land verantwortlich.

Zudem würde sich Juven, der Neuankömmling, durch einen Verrat bei den Venezianern beliebt machen. Wenige Tage nachdem er eingeweih worden ist, bittet er Moncassin, ihn in den Dogenpalast zu begleiten. Er wolle Angelegenheiten für seine Kompanie besprechen.

Doch statt im Palast zu irgendwelchen Beamten zu gehen, eilt er zum Vorzimmer des Dogen Nicolò Donà und meldet sich bei diesem an: Er habe eine Verschwörung anzuzeigen.

Dann verschwindet er in den Gemächern des Dogen – während Moncassin

Der Rat der Zehn wartet ab und schlägt bei passender Gelegenheit zu

ahnungslos zurückbleibt, heimlich überwacht von einem Nobile.

Moncassin wird blass, als Juven nach einiger Zeit zurückkehrt und seinen Verrat gesteht. „Willst du uns alle zugrunde richten?“, fragt er erschrocken.

Zu spät.

Juven verspricht ihm, dass er geschont werde – wenn Moncassin alle Details erzähle. Anschließend verlässt der Hugenotte den Dogenpalast.

Moncassin bleibt allein zurück. Er hat ein paar Minuten. Soll er schweigen? Wird man ihn dann nicht als einen der Hauptverschwörer hinrichten?

Er entschließt sich, seine Kameraden zu verraten – und gibt jedes Detail preis, nennt alle Namen.

Doch der Doge und die Mitglieder des Rates der Zehn begnügen sich nicht mit dem Geständnis. Moncassin soll zu seinen Kameraden zurückkehren und fortan täglich Bericht erstatten über die Fortschritte des Komplotts. So hoffen die Venezianer, mehr über die Hintermänner zu erfahren. Dafür versprechen sie dem Verräter Geld und Ehren.

Was bleibt Moncassin, als dem zuzustimmen?

Und so sendet er von nun an kleine Zettel zum Rat der Zehn. Über jedes Treffen, über jedes neue Detail von Pierres waghalsigem Plan ist man im Dogenpalast fortan unterrichtet. Manchmal fleht Moncassin, seine Berichte nach der Lektüre zu verbrennen, damit sie ihm niemals verraten können.

Doch die Männer im Rat der Zehn denken nicht daran – einige seiner Nachrichten werden die Jahrhunderte überdauern.

So auch Moncassins Angebot, an einem Abend einen Spitzel bis ins Herz der Verschwörung zu führen. Der Rat der Zehn schickt daraufhin einen Agenten mit: „Eine Person von großem Verstand und von Umsicht, unzweifelhaft vertrauenswürdig, kundig der französischen Sprache“, wie es in einem der wenigen erhaltenen Dokumente zur Verschwörung heißt; Seinen Namen nennt

niemand, doch manche Indizien deuten darauf hin, dass es ein Nobile ist.

Der Mann schleicht Anfang Mai 1618 zum Treffpunkt der Verschwörer. Er versteckt sich hinter einer Holzwand zu dem Zimmer, in dem sich die wichtigsten Hintermänner treffen. Dem Informanten gelingt es, ihnen durch einen Spalt zwischen den Brettern zuzusehen.

Die Söldner sind verwirrt. Denn Pierre, der Feuerwerker Langrand sowie ein weiterer Verschwörer sind zur Flotte abkommandiert worden und sollen sich einschiffen.

Das alles jedenfalls soll hinterher der „vertrauenswürdige“ Agent berichtet haben – manche Indizien sprechen jedoch dafür, dass der Kapitän bereits kurz vor dem Treffen aus Venedig zur Flotte abkommandiert worden ist. Sicher scheint nur zu sein, dass der Rat der Zehn einige der wichtigsten Verschwörer aus der Stadt entfernen will.

Pierre, so soll es der Agent belauscht haben, schwankt. Die Söldner erwarten Nachricht aus Neapel, wann die Galeonen des Vizekönigs bereit sind. Ausgerechnet da soll er auf See sein? Doch macht er sich nicht verdächtig, wenn er den Befehl verweigerte?

Einfach losschlagen, ohne auf Osuna zu warten, denken viele.

„Warum zögern wir noch, uns mit ihrem Blut zu besudeln?“, ruft einer der Verschwörer.

Schließlich trifft Pierre eine Entscheidung: nein, keine überhastete Aktion. Boten sollen abgehen nach Neapel, um endlich die ersehnte Bestätigung zu erhalten. Bis dahin will er mit seinen Kameraden wie befohlen zur Flotte gehen.

Als der Namelose dem Rat der Zehn Bericht erstattet, wird allen klar, dass Eile geboten ist.

So entschlossen sind die Männer nun, dass sie nicht einmal die Wahl eines neuen Dogen abwarten. Denn Nicolò Dona

ist am 9. Mai gestorben, ein Nachfolger noch nicht bestimmt. Dennoch handelt der Rat der Zehn.

AM 12. MAI 1618 versammeln sich die Männer unter Vorsitz der drei Capi Alvisse da Ponte, Benedetto Bondumier und Francesco Corner. 14 Männer sind anwesend, denn der Doge ist tot und zwei andere Mitglieder offenbar verhindert.

Die Verschwörung des Jacques Pierre und seiner Kameraden wird offiziell angezeigt, die Beweisstücke – das Geständnis Moncassins und der Bericht des namenlosen Lauschers – werden verlesen. Es ist die formale Eröffnung einer kriminalistischen Untersuchung, die anschließend sofort in Anklage und Urteilsspruch übergeht – ohne dass die Angeklagten auch nur davon wissen.

Der Rat fasst zwei Beschlüsse. Diese *parti* werden von Schreibern auf Papier notiert und zusammen mit Beweisstücken, Protokollen und anderen Dokumenten zu den geheimen Akten gelegt. Kopien der Parti zudem auf Pergament verzeichnet.

Einstimmig beschließt der Rat der Zehn, die führenden Verschwörer in Venedig „lebendig oder tot“ zu ergreifen. Zudem wird ein Befehl an den Generalkapitän der Flotte verabschiedet: Er möge Jacques Pierre und seine anderen zwei Spießgesellen heimlich töten – ohne aber den Anschein zu erwecken, dies geschähe auf höhere Anordnung.

Zwei Tage darauf, am 14. Mai, ergreifen Häscher Nicholas Regnault und zwei weitere Verschwörer. Vielleicht kommen sie in die um 1610 vollendeten „Neuen Gefängnisse“ neben dem Dogenpalast. Die Zellen sind karg, fensterlos, verschlossen von schweren, eichenen Türen, durch die man nur gebückt eintreten kann.

Vielleicht werden die Franzosen aber auch in die „Bleikammern“ gestoßen,



In Briefkästen wie diesen kann jeder Venezianer im Dogenpalast anonyme Anzeigen einwerfen. Sie werden von den Ermittlern täglich gelesen – und lösen häufig Nachforschungen aus

die Verliese unter dem bleigedeckten Dach des Dogenpalastes, wo es tagsüber unerträglich heiß wird. Oder in die feuchten Kerker im Erdgeschoss.

Noch am Tag ihrer Verhaftung beschließt der Rat der Zehn, die Verdächtigen zu foltern. Keine Einzelheit ist überliefert von den Torturen, die Regnault und die anderen in der Folterkammer unter dem Dach des Dogenpalastes erdulden müssen. Nur ihre geschundenen Körper werden später verraten, wie sie gequält worden sind.

Irgendwann führen Wachen die Gefangenen über Treppenfluchten ins dritte Obergeschoss. Jetzt erst stehen sie vor ihren Richtern: in der Sala del Consiglio dei Dieci, einem holzvertäfelten Raum schräg oberhalb jener Brücke, die von den Neuen Gefängnissen zum Dogenpalast führt und die man später „Seufzerbrücke“ nennen wird. In geschnitzten, vergoldeten Rahmen prangen 25 Deckengemälde, im Zentrum strahlt Veroneses Bild des Gottes Jupiter, der seine Blitze gegen das Laster schleudert.

Wie mag es sein, als Gefangener hierher geführt zu werden? Vor Richter, die zugleich Ankläger sind, thronend auf

einem halbrunden, hölzernen Podest. Sind die Männer des Rates der Zehn in ihren wallenden Amtsroben aufbrausend, streng – oder erstarrt in kalter Höflichkeit? Sind die Verschwörer trotz allem hochmütig, auftrumpfend? Oder gebrochen? Bäumt sich da noch jemand auf? Oder fleht um Gnade? Oder sind sie schon gar nicht mehr ganz bei Sinnen? Nichts davon ist überliefert.

Doch wer vor dem Rat der Zehn erscheint, erfährt oft nicht einmal das volle Ausmaß der Anklage gegen sich. Der weiß nicht, wer ihn angezeigt hat. Und der hat keinen Verteidiger.

Wahrscheinlich ist es ein kurzer Prozess, der sich möglicherweise bloß darauf beschränkt, die unter der Folter erpressten Geständnisse der Beschuldigten wiederholen zu lassen. Dann werden sie hinausgeführt – und der Rat der Zehn stimmt über die Urteile ab.

Nun, so schreibt es das Gesetz vor, reicht bereits eine einfache Mehrheit, um einen Angeklagten schuldig zu sprechen. Und bei allen lautet das Urteil: schuldig des Hochverrats, die Strafe ist der Tod.

So werden zwei Verschwörer am 17. Mai stranguliert, vielleicht in einer Zelle des Dogenpalastes. Tags darauf hängen ihre Leichen auf der Piazzetta.

Regnault hat fünf Tage länger zu leben. Wird er erneut verhört und gefoltert? Oder ist diese Gnadenfrist nur Teil einer Inszenierung, die den Schrecken in der Stadt noch steigern soll, indem der Rat der Zehn die Hingerichteten an zwei unterschiedlichen Tagen präsentiert?

Am 23. Mai 1618 jedenfalls hängt auch Regnaults Leiche zwischen den Säulen auf der Piazzetta.

Und an ebenenem Tag meldet der Generalkapitän: Jacques Pierre ist tot. Auf welchem Schiff dies geschehen ist, wann genau, wie – darüber herrscht Schweigen.

Auch die anderen Verschwörer bei der Flotte sterben. Bei Langrand schreibt der Generalkapitän nur von „zu unfehlbarer Ausführung getroffenen Maßre-

geln“, und man fragt sich, auf welche heimtückische Art der Feuerwerker zu Tode kommt.

ERST AM TAG der ersten Exekutionen informiert der Rat der Zehn kurz und ohne allzu viele Hintergründe aufzuhellen den Senat über die niedergeschlagene Verschwörung.

Die Aufregung ist groß. Venedig, so scheint es, ist im letzten Moment dem vielleicht gefährlichsten Angriff in seiner Geschichte entronnen.

Und kaum ist die Nachricht im Senat verlesen worden, weiß es ganz Venedig. Das Volk gerät in Wut. Doch die übrigen Verschwörer, die noch vor einigen Tagen geprahlt haben, mit ein paar Musketen könne man sich zum Herren Venedigs aufschwingen, sind schon nach den ersten Verhaftungen aus der Stadt geflohen. 500 Söldner, so geht das Gerücht, seien in Pierres Plan verwickelt gewesen.

In Crema – einer Grenzstadt zum Herzogtum Mailand, in der Juvens Kompanie inzwischen stationiert ist – reagiert ein Söldner auf die Nachricht von der zerschlagenen Verschwörung so auffällig, dass er einem Beamten der Serenissima verdächtig wird. Der lässt ihn nach Venedig schaffen, wo der Rat der Zehn die Richter anordnet. Und tatsächlich: Der Mann gesteht, er habe vorgehabt, die Stadt an die Truppen des spanischen Gouverneurs von Mailand zu verraten. Auch dieser Mann wird exekutiert.

Die Gefahr ist endgültig gebannt.

Mehr noch: Die Serenissima triumphiert. Denn obwohl niemand in Venedig je offiziell Anklage gegen Osuna, Toledo und Bedmar erhebt, sind die bewusst unpräzisen Nachrichten aus dem Rat der Zehn so geschickt formuliert, dass jedermann glaubt, die drei spanischen Adeligen seien Mitverschwörer gewesen. Flugblätter verbreiten die Nachricht von der „Spanischen Verschwörung“ überall in Europa.

Philip III. von Spanien führt an anderen Fronten Krieg, vor allem gegen



Gesegnet von Buddha. Und Mutter Natur: Vietnam, Laos, Kambodscha.

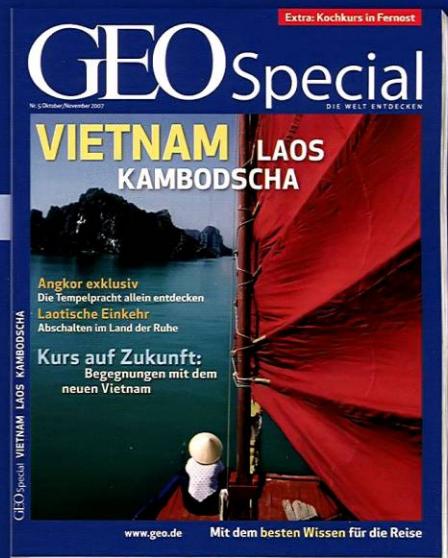
Karin Kohlwey

In dieser Ausgabe

Angkor
Die Heimat der himmlischen Tänzerinnen.

Kochkurs
Kulturprogramm für Ihren Gaumen.

Klöster
Schnupperkurs im Mönchsgewand.



Wer sind die geheimnisvollen Hintermänner der Verschwörer?

die Niederlande. Er hat kein Interesse an einem offenen Konflikt in Italien. Und da Venedigs Diplomaten in Madrid energisch auf die Abberufung der beteiligten spanischen Würdenträger drängen, gibt er nach.

Innerhalb weniger Tage nach der Aufdeckung der Verschwörung verlässt der Marqués de Bedmar Venedig. So sehr hat er um sein Leben gefürchtet, dass er sich zuletzt nur noch nachts in einer verhüllten Gondel aus seinem Palazzo gewagt hat.

Kurz darauf wird Toledo aus Mailand entfernt. Nur Osuna, der Vizekönig von Neapel, bleibt zunächst im Amt. Einige Zeit danach sieht es so aus, als wolle er offen gegen Spanien kämpfen, um sich unabhängig zu machen. Schließlich aber kehrt er nach Madrid zurück, um sich am Hof zu rechtfertigen – vergebens, denn er wird den Rest seines Lebens in Haft schmachten.

So hat Venedig noch einmal gesiegt: Die Verschwörer sind tot oder geflohen, die spanischen Gegner enteckt aus Italien gewichen.

Aber ist es wirklich so gewesen?

ALLES, WAS BIS HEUTE über die „Spanische Verschwörung“ bekannt ist, basiert auf Dokumenten des Rates der Zehn – oder auf streng redigierten Darstellungen, die venezianische Staatshistoriker Jahrzehnte später veröffentlicht haben.

Der Großteil der Prozessakten jedoch ist verschwunden – und es ist trotz intensiven Recherchen von Historikern seither niemandem gelungen, objektive, vom Rat der Zehn unabhängige Beweise dafür aufzuspüren, dass es sich tatsächlich so zugetragen hat.

Die spanischen Adeligen, kompromittiert vor den Augen Europas, haben immer energisch dagegen protestiert, dass man sie mit dem verbrecherischen Plan der Söldner in Verbindung brachte.

Auch der französische Gesandte – empört darüber, dass man seine Landsleute exekutierte, ohne ihn darüber zu informieren – hat nie an die „Spanische Verschwörung“ geglaubt, ja hat sogar das Komplott des Jacques Pierre im Ganzen für Verleumdung gehalten.

Und tatsächlich: Rätselhaft ist diese Verschwörung bis heute geblieben.

Weshalb etwa sollten sich ausgerechnet Spanier und Franzosen verschworen? Bei aller Landsknechtmalität – waren wirklich Hunderte Franzosen bereit, Spaniens Macht auszuweiten, und nur ein einziger, Balthasar Juven, verweigerte sich aus Stolz?

Glaubten ein paar hundert Söldner tatsächlich, sie könnten eine 150.000-Einwohner-Metropole wie Venedig unter ihre Kontrolle zwingen?

Warum sollte Jacques Pierre die Venezianer vor einem bevorstehenden Angriff des Vizekönigs Osuna warnen, wenn er mit ebenjenem Osuna genau so einen Angriff plante?

Und wenn es doch so war: Weshalb zögerte Osuna dann mit dem Angriff? Spätestens seit Anfang 1618 soll Pierre seinen Anschlag geplant haben. Doch selbst im Mai 1618 war von den vergleichsweise wenigen Schiffen und Soldaten, die Pierre angeblich aus Neapel erwartet haben soll und die der Vizekönig problemlos hätte abkommandieren können, in der Adria nichts zu sehen.

Weshalb hat man ausgerechnet den Hauptverdächtigen Jacques Pierre heimlich töten lassen, ohne ihn auch nur einmal unter der Folter zu verhören? Nur weil man sonst einen Aufstand der Söldner fürchtete? Aber warum dann sind drei andere Hingerichtete öffentlich zur Schau gestellt worden?

Wer waren jene „15 bis 20 Nobili“ aus Venedig, die angeblich auf Seiten der Verschwörer standen? Gab es sie nur in den Prahlerien des Jacques Pierre?

Hat der Rat der Zehn je in dieser Richtung ermittelt? Und falls ja: Ist dabei etwas herausgekommen? Kein Nobile Venedigs jedenfalls wurde in dieser Sache angeklagt, zumindest ist darüber nichts überliefert.

So erzählen Diplomaten und Historiker schon seit Jahrhunderten auch andere Verschwörungsgeschichten, mindestens ebenso fantastisch wie jene, die der Rat der Zehn verbreiten lässt. Vielleicht, so heißt es, haben die Venezianer Pierre geopfert, um dem Sultan zu gefallen. Das Osmanische Reich ist Handelspartner der Serenissima, der französische Kapitän hat dort, nach eigener Aussage, erfolgreich geplündert.

Oder: Der Vizekönig Osuna sei in Wahrheit gar kein Feind Venedigs gewesen, sondern dessen Freund. Er habe nämlich schon lange geplant, sich gegen Spanien zu erheben, und dabei die Serenissima als Verbündeten gewonnen. Doch dann habe man sich in Venedig plötzlich anders entschieden und sei auf die Seite Philippus III. gewechselt.

Jacques Pierre und alle anderen angeblichen Verschwörer seien bloß Mitwisser des Osuna-Venedig-Komplotts gewesen und deshalb für immer zum Schweigen gebracht worden. Gleichzeitig habe man so Osuna als Feind der Stadtinstellen können.

Die Wahrheit wird sich wahrscheinlich niemals herausfinden lassen. Niemand wird je wissen, wer die Hintermänner der Söldner gewesen sind. Und was in jenen dramatischen Tagen des Jahres 1618 tatsächlich in der Sala del Consiglio dei Dieci im Dogenpalast von verschwiegenen, mächtigen, skrupellosen Männern beschlossen worden ist.

Was bleibt, ist ein finsterer Mythos um Verschwörung, Verrat und Mord. □

Cay Rademacher, 42, ist der Geschäftsführende Redakteur von **GEOEPOCHE**. Die Schwarz-Weiß-Fotos auf den Seiten 112, 115, 116 und 120 stammen von dem italienischen Lichtbildner **Ferruccio Leiss** (1892–1968), der für seine experimentellen Nachtaufnahmen Venedigs aus den 1940er Jahren berühmt ist. Die Bilder im Hintergrund sind Skulpturen im Dogenpalast, der Löwe auf Seite 121 steht am Canal Grande.

Klaus's
Imbi's



Konjugieren. Deklinieren. Kapitulieren?
Wir bringen alles zur **Sprache**.

Kolle Rebke

In dieser Ausgabe

Kinder

So hat der Nachwuchs gut reden.

Fantasie-Sprachen

Flirten auf Elbisch.

Grammatik

Kleine Hilfen für alle vier Fälle.

GEO WISSEN

DAS GEHEIMNIS DER SPRACHE

STREITGESPRÄCH
Geh die deutsche Sprache nicht aus?
SCHÜLESSERVICE
Grammatik leicht gemacht

EVOLUTION
Wie der Mensch zum Wort kam

GERÄDEN
Die lautlose Verständigung

STIMMEN
Sprach-Detektive auf Täterjagd

KOMMUNIKATION
So überleben Sie ohne Ratgeber!

GROßES EXTRA
Wie Kinder sprechen lernen

Das große STERBEN



Keine europäische Metropole des frühen 17. Jahrhunderts ist auf die Pest besser vorbereitet als Venedig. Denn immer wieder ist die Hafenstadt im Verlauf ihrer Geschichte von der Seuche erschüttert worden. Inzwischen herrschen strikte Hygienevorschriften, kontrolliert eine Gesundheitsbehörde ankommende Schiffe, ist auf einer Laguneninsel die erste Quarantänestation der Welt entstanden. Und doch...

1630 bricht eine verheerende Pestepidemie über Venedig herein. Zum Andenken daran erschafft 1759 Giambattista Tiepolo, Venedigs bedeutendster Barockmaler, das Hochaltarbild »Die heilige Thekla betet für die Pestkranke« (Ausschnitt)

Das Venedig der Patrizier ist im frühen 17. Jahrhundert eine Stadt des Wohlstands und des grandios in Szene gesetzten Reichtums. Gleich neben den prächtigen Palästen der *nobili* aber liegt ein anderes Venedig.

Es ist das Venedig der Arbeiter und der Armen. Der Weber und der Wachszieher, der Färber, Flößer, Seifensieder und Kanalreiniger, der Tagelöhner und der Bettler. Ein Venedig übervölkert Miethäuser. Und es ist das Venedig des Hafens, der Seeleute und der Pilger. Weil die Stadt das Tor zum Orient und nach Afrika ist.

Ein buntes Gewirr von Völkern und Sprachen beherrscht Plätze und Gassen. Man sieht türkische Muslime mit Turban und Juden mit Schlaflocken, arabische Kaufleute, schwarzafrikanische Gondolieri. Hier betreten Händler und Reisende aus aller Welt erstmals europäischen Boden. Auch Söldner aus ganz Europa. Denn in Oberitalien herrscht Krieg um Mantua. Und die Pest.

Wieder einmal.

Am 8. Juni 1630 kommt ein Diplomat des Herzogs von Mantua mit seinem Gefolge nach Venedig. Und mit ihm die Pest. Schon oft ist die Stadt von der Seuche erschüttert worden. Allein zwischen 1348 und 1575 wurde sie mehr als 20-mal heimgesucht. Meist kommt die Epidemie mit den großen Handelsschiffen nach Venedig. Eingeschleppt von Rattenflöhen, die den Erreger in sich tragen. Stirbt die Ratte an der Seuche, springen die Flöhe auf einen anderen Wirt. Auch auf Menschen.

Ratten sind in Venedig allgegenwärtig. Sie krabbeln vor der Kirche Santo Stefano, auf der Piazza San Marco und bei den Läden an der Rialtobrücke. Bei den Armeniern in der Calle degli Armeni, bei den Griechen um San Giorgio dei Greci und bei den Juden im Ghetto. Bei den Albanern am Campo San Maurizio, im Kaufhof der Deutschen und am Fondaco dei Turchi, dem Handels- sitz der Türken.

Venedig ist der Schnittpunkt von Okzident und Orient. Die Handelsmetropole gewährt Fremden mehr Freiheiten als andere Städte. Und sie gestattet ihnen, eigene Kirchen zu errichten.

Eine der größten ausländischen Gemeinden ist die der Griechen. Schon vor der Jahrtausendwende lebten Hellenen in Venedig. Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen im Jahr 1453 zählt ihre Gemeinschaft mehr als 10 000 Mitglieder. 1514 erhalten sie die Genehmigung für den Bau ihrer orthodoxen Kirche: San Giorgio dei Greci.

Auch Armenier wohnen seit langem in Venedig. Ihre Kirche Santa Croce weihen sie im Jahr 1496. Früh, seit 1228, verfügen auch deutsche Händler und Handwerker über einen Handelsstützpunkt in der Stadt, gleich neben der Rialtobrücke.

So herrscht in Venedig ein beständiges Kommen und Gehen. Und wenn es in Europa eine Pforte für die Seuchen der Welt gibt, dann ist es meist die Hafenstadt in der Lagune mit ihren Schwärmen von Schiffen und dem Heer der Händler und Reisenden.

In den Gassen der Armen, wo sich Schmutz und Unrat sammeln, werden die Ratten mitunter zur Plage. Etwa am Rio Marin im Stadtteil Santa Croce, nahe dem westlichen Ende des Canal Grande. In dem dicht bebauten Viertel drängen sich einfache Handwerker, Hilfsarbeiter, Fischer und die Angehörigen der niedrigsten Berufe. Totengräber, Abfallsammler, Huren, Kastrer, Brunnenreiniger, Bettler. Schäbige Mietshäuser und Spelunken prägen das Bild.

Die Wohnungen sind häufig dunkel und feucht. Schimmel überzieht die Wände. Manchmal sind die Treppenhäuser so eng, dass ein in den oberen Stockwerken Verstorbener nicht auf der Bahre ins Freie gebracht werden kann, sondern nur auf dem Rücken eines Trägers.

Der Hausrat der Menschen ist bescheiden. Sie besitzen in der Regel Bett, Sitzbank und *casse* – Truhen aus Holz,

die gelegentlich rot oder grün bemalt sind. Den billigsten der Farben. In den Truhen lagert die Kleidung. Teure Möbel wie Stühle und Schränke sind in den Häusern am westlichen Ende des Canal Grande dagegen selten.

Zu Ostern verschenken die Menschen würziges Fladenbrot aus Hefeteig. Zu Weihnachten süßen Mandelkuchen und in Senfsirup eingelegte Früchte. Zu Sankt Martin essen sie Maronen und Quittenbrot, im Karneval in Fett gebratenes Gebäck. Andere Speisen – Fasane, Pfauen und Rebhühner etwa oder Süßwasserfische – sind der Tafel des Dogen vorbehalten.

Aber solche Delikatessen sind in den Mietskasernen am Rio Marin ohnehin nicht zu finden. Dort nehmen die Venezianer Gnocchi aus Mehl zu sich sowie Brot, Sardellen, Makrelen und Brassen. Dazu trinken sie Wasser aus den öffentlichen Zisternen und einfache Weine.

Viele Handwerker arbeiten daheim. So die Schneider und Seidenspinner mit ihren Scheren, Spinnräder, Schneiderischen, Ballen von Stoff oder Werg. Und in jedem der Häuser sammeln sich Ratten.

Sie tummeln sich am Rialto, wo man die Geldgeschäfte abwickelt und Schiffsladungen löscht und lagert. Wo

ein gewaltiger Kornspeicher steht und die öffentliche Waage und es Mehl, Getreide und Wein in Tavernen gibt, Märkte mit Fisch und Fleisch sowie Tausende von Huren, die in Hauseingängen auf Kunden warten.

Auch auf dem Mittwochsmarkt am Campo San Polo und auf dem großen Samstagsmarkt auf der Piazza San Marco mit seinen Ständen für Obst, Gemüse, Kräuter und Geflügel krabbeln Ratten. Ebenso auf dem weitläufigen Gelände des Arsenal, der größten Schiffswerft Europas. Und auf Murano, der Glasbläser-Insel, wo Spezialisten das hoch begehrte venezianische Glas



Nach Ausbruch der Pest im Sommer 1630 werden Tausende Menschen auf eine drei Kilometer nordöstlich des Markusplatzes gelegene Insel gebracht und dort in Quarantäne

gesperrt. Wer aus dem *Lazzaretto Nuovo*, dem zweitgrößten öffentlichen Gebäude in der Lagune, zu fliehen versucht, dem droht die Todesstrafe (Ölgemälde von Giacomo Guardi, um 1800)

fertigen. Pokale, Kelche, Vasen sowie Spiegel und Fensterglas.

Meist klagen als Erste die Obdachlosen über geschwollene Drüsen in der Leiste und unter den Achseln. Über Fieber und über Schmerzen im Kopf und in den Gliedern. Dann breiten sich dunkle Flecken an ihren Hüften aus.

Der Schwarze Tod.

SEIT DER GROSSEN Pestkatastrophe zwischen 1347 und 1353 hat die Plage Europa mehrfach in Wellen überfallen. Damals raffte die Seuche ein Drittel der Bevölkerung des Kontinents dahin. „Es starben so viele Menschen“, berichtet der Chronist Agnolo di Tura aus Siena, „dass sie, selbst gegen Entgelt, keiner mehr begraben wollte. Man bedeckte den Toten mit etwas Erde, damit die Hunde ihn nicht fraßen.“

Einfallstore der Pest sind vor allem die großen Hafenstädte wie Genua und Venedig, die mit der ganzen Welt Handel treiben und über die schon mehrfach Seuchen eingeschleppt worden sind.

Zehntausende von Venezianern sterben 1348 an der Epidemie.

Zunächst grassiert sie unter Bettlern und Obdachlosen. Als man bemerkt, dass im Hafen immer mehr Fremde mit Pestsymptomen an Land gehen, befiehlt der Senat, „anzuschlagen, dass von den Gebieten außerhalb Venedigs kein Kranker mehr einreisen darf. Und zwar unter Androhung der Galeerenstrafe und Verbrennung des betreffenden Schiffes.“

Im Jahr 1423 lässt der Magistrat von Venedig erstmals ein Pestkrankenhaus errichten. Das *Lazzaretto Vecchio* liegt auf einer Insel südlich der Stadt, unmittelbar vor dem Lido. Doch hier wird niemand geheilt – denn eine wirksame Arznei gegen die Seuche gibt es nicht. Die Gräber der Pestopfer säumen das Krankenhaus.

1468 wird auf einer zweiten Lazarettinsel, drei Kilometer nordöstlich von Venedig, das *Lazzaretto Nuovo* gegründet und in den Jahren darauf zur ersten

Quarantänestation der Welt ausgebaut. Eine revolutionäre Neuerung.

Dort lässt der Senat nicht die bereits an der Seuche erkrankten Patienten unterbringen, sondern all jene, bei denen der Verdacht auf Pest besteht. Sowie die überlebenden Kranken des *Lazzaretto Vecchio*, die zur Sicherheit noch einmal in Quarantäne müssen. Ebenso werden Schiffe, die man für verseucht hält, auf der neuen Lazarettinsel entladen und ihre Waren dort zwischengelagert.

1490 gründet der Senat die *Magistratura della Sanità*, die Gesundheitsbehörde. Ihre Angestellten sind ein Notar und ein Schreiber, ein *capitano* mit sechs Gehilfen, ein Schiffsaufseher, ein Herold zur Verkündung der Dekrete, drei Leichenträger, ein Kaplan und ein Wächter am Lido. Der kontrolliert anhand einer täglich aktualisierten Liste der Seuchengebiete die Reisenden und die Ladung der einlaufenden Schiffe.

Erreicht eine Galeere mit Pestkranken die Stadt, bringt man die Siechen mit all ihrer Habe ins *Lazzaretto Vecchio*. Die scheinbar noch Gesunden werden nackt ausgezogen, mit Essig gewaschen und mit neuen Kleidern versehen. Dann schickt man sie für 40 Tage ins *Lazzaretto Nuovo*. In Quarantäne.

Zunächst versucht der Senat, die Gefahr herunterzuspielen

Umsetzen lassen sich die Anordnungen der Magistratura in der offenen Hafenstadt allerdings nur schwer – es gibt keine Stadttore, die sich einfach versperren ließen. Mit einem Boot ist Venedig von allen Seiten leicht zu erreichen. Ohne Kontrolle. Zudem ist die Zahl der städtischen Büttel gering, und ein Fremder kann leicht untertauchen im Labyrinth und Völkergewirr der Stadt.

Deshalb verpflichtet der Senat die Priester, stets die Gesundheitsbehörde zu melden, in welchem Haus sie die Letzte Ölung erteilt haben. Vor den Behörden



Wohliedende Kräuter in den schnabelförmigen Masken sollen die Ärzte vor den Ausdünsten der Pest schützen (Miniatyr aus dem 18. Jahrhundert)

lässt sich ein Todesfall verbergen – vor einem Geistlichen kaum. Dennoch sucht die Seuche die Stadt immer wieder heim. Wie im Sommer des Jahres 1630.

Dafür aber gibt es kaum einen schlechteren Zeitpunkt. Denn die Venezianer haben soeben eine schwere militärische Niederlage erlitten.

IM APRIL 1630 hat Venedig ein Heer von 14 000 Soldaten bereitgestellt. Der Senat will im Streit um die Erbfolge im Herzogtum Mantua eingreifen. Gegen den römisch-deutschen Kaiser Ferdinand und die mit ihm verbündeten Spanier, die traditionellen Feinde der Republik.

Am 29. Mai stehen Venedigs Soldaten vor Mantua. Dort werden sie vernichtet geschlagen. Die Söldner des Kaisers reißen das Heer des Dogen fast vollständig auf. Durch das Desaster verliert Venedig den Großteil seiner Truppen. Ein schwerer Schlag. Er schwächt die Stadt in der Lagune zusätzlich, denn



Einem früheren Pestausbruch fällt im Jahre 1576 vermutlich auch der Maler Tizian zum Opfer. Ein Ölgemälde von Alexandre Hesse aus dem 19. Jahrhundert zeigt seinen Leichenzug

zum Grab in der Frari-Kirche, angeführt von den Würdenträgern der Stadt. Gewöhnlich werden Pestopfer in einem Massengrab beigesetzt – aus hygienischen Gründen

auch als Handelsplatz ist die Serenissima bereits im Niedergang.

Seit Jahrhunderten schlagen die Kaufleute von Venedig Eisen, Hölzer, Glas, Wolle, Schiffsvorräte und Sklaven gegen Spezereien, Seidenstoffe und Elfenbein um. Hier sind mit den Gewürzen und Luxuswaren des Orients Vermögen gemacht worden, die zu den gewaltigs-

ten in Europa zählen. Die Stadt ist die Zentrale des Seehandels, das mercantile Herz Europas.

Doch dieses übermächtige Venedig verschwindet im Lauf des 16. Jahrhunderts – Jahr für Jahr ein wenig mehr.

Gründe dafür gibt es viele. Politische wie das Erstarken des Osmanischen Reiches. Oder technische wie die rasan-

te Entwicklung des holländischen und britischen Schiffbaus.

Als die gefährlichste Bedrohung für Venedig aber erweisen sich die spanischen und portugiesischen Entdeckungen am Ende des 15. Jahrhunderts: die Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Kolumbus und des Seewegs nach Indien durch Vasco das Gama.



scheuen sich die Verantwortlichen im Senat und im Rat der Zehn, die Krankheit gleich beim Namen zu nennen.

Weil die Pest eine Macht ist, die Venedig praktisch in den Belagerungszustand versetzt. Denn sie versperrt die Transportwege, zwingt ihre Flotte unter Quarantäne und bringt die Versorgung zum Erliegen. So stirbt durch die Seuche auch der Handel, von dem die Stadt lebt.

Deshalb zögert der Senat zunächst. Und ein wenig hofft man wohl auch, dass es sich nur um einen kleinen Ausbruch handeln möge. Denn die Folgen, würde die Pest offiziell bestätigt, wären nicht nur der Zusammenbruch von Handel und Wirtschaft, sondern auch Panik und Massenflucht.

Am 22. Juni 1630 ergeht dann doch ein Senatsdekret, das erste Fälle der Seuche erwähnt. Der Schwarze Tod lässt sich wohl nicht länger leugnen.

Schon sind einige Venezianer der Pest erlegen. Gerüchte schwirren durch die Stadt. Über den Zorn Gottes. Und manch reicher Venezianer macht sich bereits davon, um sich im Hinterland der Lagune zu verstecken. Bis zum Hochsommer fliehen mehr als 24 000 Menschen aus der Stadt.

In dem Dekret vom 22. Juni findet sich allerdings keine sanitäre Vorschrift. Es ist nur von religiösen Mitteln gegen die Pest die Rede.

Der Senat will Gott gewissermaßen einen Handel anbieten: Verminderung der Sünden gegen Befreiung von der Seuche. „Gott“, so glaubte man, „ist es gewohnt, uns die Geißel seines Zorns zu zeigen. Und uns dadurch an das Gute zu gehnähn.“

Die Pest als göttlicher Aufruf zur moralischen Umkehr.

Daher soll eine Art Sittenpolizei geschaffen werden. Um alle Blasphemie, allzu freizügige Lebensart, Glücksspiel, Völlerei, prahlerischen Aufwand bei Geschmeide und Zuchtlösigkeit bei der Kleidung zu unterbinden. Denn viele Frauen tragen raffinierte Gewänder, die ihre Reize hervorheben.

Mit einem Mal ist die Welt größer geworden. In dieser Welt liegt Venedig nicht mehr im Zentrum, sondern ist buchstäblich an den Rand gerückt.

Und nun auch noch die Pest.

ALS IM JUNI 1630 die Seuche in die Stadt kommt, kennt man die Zeichen genau: Beulen, schwarze Haut. Dennoch

So will die Stadt den Zorn Gottes besänftigen. Bevor es zur großen Epidemie kommt. Außerdem sollen besondere Orte von Bettlern „gereinigt“ werden. Der Bezirk um San Marco, wo der Doge residiert. Der um die Kirche des Pestheiligen San Rocco, dessen Gebeine in Venedig ruhen. Und um die Kathedrale San Pietro di Castello, die Kirche des Patriarchen, des höchsten venezianischen Geistlichen.

Es sei „skandalös“, verkündet der Senat, dass es an diesen Orten so viele Notleidende gebe. Eine Beleidigung Gottes. Die Bettler sollen deshalb auf Magistratskosten versorgt werden. Auch durch diese Geste der Miltätigkeit will man Gott besänftigen.

Doch dessen Zorn lässt sich offenbar nicht besänftigen. Täglich klagen mehr Venezianer über Entzündungen der Lymphknoten, über Fieber. Die Reichen rufen Ärzte, um sich von ihnen zur Ader zu lassen. Auf diese Weise soll ein vermeintlicher Überschuss von „Hitze und Feuchtigkeit“ im Körper reduziert und damit das Infektionsrisiko verringert werden.

Im September legen die *provveditori di sanità*, die Beamten der Gesundheitsbehörde, eine Seuchenstatistik an. Für die Monate Juli, August und September 1630 listet das Verzeichnis 1216 Tote auf.

Unter ihnen sind auch 13 *ebrei* – Juden. Etwa 5000 Anhänger des mosaischen Glaubens zählt Venedig: Menschen aus Spanien, aus Deutschland, aus Polen, vom östlichen Mittelmeer. Und seit einem Dekret von 1516 leben sie alle in einem winzigen Bezirk.

„Die Juden“, hat der Senat damals angeordnet, „müssen alle gemeinsam in dem Komplex von Häusern wohnen, die sich im Ghetto bei San Girolamo befinden. Damit sie nicht die ganze Nacht umhergehen, seien an jeder Seite des Ghetto Vecchio, wo es eine kleine Brücke gibt, und gleichermanen an der anderen Seite der Brücke zwei Tore errichtet. Das heißt je eines für die bei-



Der Kontakt mit Infizierten sei ansteckend, glauben die *doctores*. Sie kleiden sich in Schutzmäntel und verbrennen zur Reinigung der Luft Wacholder und Rosmarin

den genannten Orte. Jenes Tor muss morgens beim Klang der Marangona-Glocke geöffnet und abends um 24 Uhr durch vier christliche Wachen zugesperrt werden, die dafür von den Juden angestellt und bezahlt werden zu dem Preis, der unserem Kollegium angesessen erscheint.“

Ringsum ist der Ort von Mauern und Kanälen umgeben. „Ghetto“ heißt er wahrscheinlich, weil es dort ein *getto* gab: eine Gießerei. Jeder Jude, der nach Mitternacht außerhalb des Ghettos angetroffen wird, muss eine Geldstrafe zahlen. Und kommt im Wiederholungsfall für zwei Monate ins Gefängnis.

Ausgenommen von der Regel sind die jüdischen Ärzte, von denen viele großes Ansehen genießen. Das Verbot für Christen, sich von Juden kurieren zu lassen, ignorieren die wohlhabenden Venezianer.

Das Judenviertel ist übervölkert. Rund um den Campo im Ghetto steigen

die Häuser aus Platzmangel bis auf neun Stockwerke an. Einzigartig in Venedig. Die Decken hängen in den jüdischen Häusern niedriger als anderswo in der Stadt. Im Erdgeschoss der Häuser sind oft Textilläden untergebracht, Bäckereien, Buchdruckereien und Pfandleihen, die sich durch die Farbe ihrer Schulscheine unterscheiden.

Mehr als 1000 Menschen drängeln sich im Ghetto auf jedem Hektar Fläche – viermal so viele wie im Rest Venedigs. So ist es beinahe ein Wunder, dass die Pest hier bis Ende September 1630 nur 13 Opfer fordert.

Im Oktober erkranken immer mehr Menschen. Bis zum Ende des Monats sterben 2121 Venezianer.

Rasant steigen auf den Märkten die Preise für Brot, Öl, Fisch und Fleisch, für Kerzen und für Wein. Denn viele Venezianer legen Vorräte an. Um sich in ihren Häusern einzuschließen und dort wie Gefangene auf das Ende der Seuche zu warten.

Die Kirchen Venedigs sind angefüllt mit Betenden. Unaufhörlich werden Messen gelesen, finden Bittgottesdienste statt. In Trauben sammeln sich die Menschen um die Staüen und Bilder des Pestheiligen San Rocco. Oft wird er als Kranke dargestellt, dem ein Hund Nahrung bringt.

Im November 1630 sterben 14 465 Venezianer

Lange Prozessionen ziehen um die Kirche San Rocco. Damit der Heilige bei Gott Fürbitte einlege für die Menschen von Venedig. Dichtes Gedränge herrscht aber auch vor den Buden der Scharlatane. Ihre Zaubertinkturen, Heilwässer, Gegengifte und magischen Glücksträger finden reißenden Absatz.

Doktoren treiben einen regen Handel mit wundersamen Pulvern, die angeblich die Kranken heilen und die Gesunden schützen. Zwölf *soldi* kostet die Do-

sis für Erwachsene – etwa so viel wie die tägliche Versorgung eines Pestkranken im Lazzaretto Nuovo –, acht *soldi* für Zehn- bis 17-Jährige, sechs für Kinder.

Am 22. Oktober 1630 erlässt der Senat ein zweites Pestdekret. In ihm wird die Seuche nicht mehr nur als göttliche Heimsuchung gesehen wie noch im Juni, sondern auch als medizinisches Phänomen. Als übertragbare Krankheit. Die Regierung ordnet weitere Vorschriften zur Bekämpfung der Epidemie an.

Es trifft die Bettler und die Obdachlosen. Weil sie als Brutherde der Pest gelten. Die Arbeitsfähigen unter ihnen werden zum Zwangsdiensst auf die Galerien geschickt, die anderen auf die Lazarettinseln verbannt. Alle Bettler, die nicht aus Venedig stammen, weist der Senat aus.

Außerdem beschließt die Stadt, sauberes Trinkwasser und Öl für die Armen bereitzustellen. Vorräte an Feuerholz anzulegen, Depots für Nahrungsmittel.

Und noch ein zweiter Beschluss des Senats ergeht am 22. Oktober: ein Versprechen an die Muttergottes. Als Dank für die Erlösung von der Pest gelobt der Senat feierlich, der Jungfrau Maria ein Gotteshaus zu errichten. 50 000 Dukaten aus den öffentlichen Kassen werden für die Kirche zur Verfügung gestellt, die „Santa Maria della Salute“ heißen soll.

NACH DER THEORIE der meisten Ärzte verursachen sogenannte Miasmen die Pest. Übler Dunst, der – so die Vorstellung – vor allem bei Wärme aus feuchtem Boden steigt (die wahre Ursache der Krankheit werden Forscher erst Ende des 19. Jahrhunderts entdecken). Und deshalb, glauben die *doctores*, drohe besonders von Armen und Bettlern eine stete Gefahr. Weil in ihren feuchten und schmutzigen Quartieren der „Pesthauch“ wehe.

Die *doctores* gehen überdies davon aus, dass auch Verstorbene und jene, die im Sterben liegen, Miasmen in die Luft abgeben und so ihre unmittelbare Umgebung verpesten. Auch dreckiges Was-

ser, schlechtes Brot, verdorbener Fisch, fauliges Fleisch und Giftkräuter führen vermeintlich zur Pest. Sogar gewisse Konstellationen der Gestirne könnten Ausbruch und Verlauf der Seuche beeinflussen, vermuten einige Mediziner.

Ist die Pest erst einmal in einer Stadt, da sind sich viele Ärzte einig, wird sie auch durch die Gier oder die Dummheit jener ausgesät, die mit Kleidern und Bettzeug von Pesttoten Handel treiben. Oder durch Menschen, die im Bund mit dem Teufel oder als Agenten feindlicher Mächte die Krankheit gezielt verbreiten. Durch „Pestsalben“ zum Beispiel, mit denen sie Türklopfer, Klinken, Wände, Kirchenportale bestreichen.

Im November 1630, fünf Monate nach Ausbruch der Seuche, beginnt in Venedig eine neue Zeit. Die Zeit des Massensterbens und der Massengräber.

Fast 500 Leichen, das ist nun der tägliche Pesttribut. Die Seuche hat die ganze Stadt erfasst. Und sie wütet in den Palazzi von San Marco und San Polo beinahe ebenso wie in den Mietshäusern am Rio Marin. Oder in den Sozialwohnungen von Castello und Cannaregio, die von den mehr als 100 *scuole* für Bedürftige unterhalten werden. Die Scuole (wörtlich „Schulen“) sind karitative Bruderschaften. Entfernt mit den Gilden und Zünften des Mittelalters verwandt, gehört es zu ihren Aufgaben, den Mit-

gliedern in Zeiten der Not beizustehen, etwa wenn sie verarmt sind, krank oder altersschwach.

Die Stadt ist nun weitgehend abgeriegelt vom Festland. Viele Spelunken und Bordelle sowie Werkstätten, Lagerhäuser und Webereien sind geschlossen.

Tausende Venezianer haben keine Arbeit mehr, keinen Verdienst. Das öffentliche Leben, der Handel und die Wirtschaft sind erstarrt. Und sogar die im Volk so beliebten Faustkämpfe, bei denen oft Dutzende von Boxern mit Barket, Gürtel und Schärpe auf den Brücken gegeneinander antreten, sind abgesagt.

Weshalb hat sich Gott in seinem Zorn ausgerechnet auf uns gestürzt, wird sich



Im Oktober 1630 gelobt der Senat, eine Kirche zu stiften, sollte die Stadt von der Pest erlöst werden. 1687 wird der barocke Bau am östlichen Eingang des Canal Grande eingeweiht. Jeden

21. November erinnern die Venezianer mit einem Umzug auf einer Schiffsbrücke an den letzten Ausbruch der Seuche in ihrer Stadt [Francesco Guardi, um 1780]

manch frommer Venezianer fragen. Sind wir schlechtere Christen als andere? Und wo bleibt die Gerechtigkeit Gottes, wenn die Guten an der Pest ebenso sterben wie die Bösen?

Andere Venezianer suchen nach Sündenböcken. Wer hat die Krankheit in Venedig verbreitet? Waren es allein die Bettler? Oder doch Juden? Haben Spanier sie in Venedig ausgestreut? Oder Türken?

Vermutlich überrollt eine Flut von Beschuldigungen und Verleumdungen den Magistrat.

14465 Tote verzeichnet die Statistik der Gesundheitsbehörde allein für den November. So stirbt in diesem Monat jeder zehnte Venezianer an der Pest. Längst schon reicht die Kapazität der Lazarett nicht mehr aus.

Jeden Tag werden die Toten von ihren Söhnen, Vätern oder Müttern vor die

Geistliche tragen bei Prozessionen Symbole der menschlichen Sterblichkeit an ihrer Kleidung – wie Totenschädel oder Darstellungen des Fegefeuers – und demonstrieren so ihre Bußfertigkeit

Haustüren getragen. Dort, in aller Öffentlichkeit, entkleidet man sie, und ein Medikus untersucht die nackten Körper auf Beulen und Flecken.

Erkennt der Doktor die Pest, wird oft das ganze Haus des Verstorbenen unter Quarantäne gestellt. Zuvor nebeln die amtlichen „Ausräucherer“ das Haus mit dem beißenden Rauch von Pech und Schwefel aus ihren Räucherpfannen ein und vertreiben so wahrscheinlich einen

Alle Ordnung scheint aus den Fugen zu geraten

großen Teil der Flöhe). Zum Schluss verbarrikadiert man die Türen mit gekreuzten Balken. Als Zeichen der Pest.

Die Behörden lassen weiterhin viele Gesunde, die von allen Zeichen der Krankheit frei sind, aber in Kontakt mit den Erkrankten oder Toten gekommen sind, ins Lazzaretto Nuovo schaffen.

Die Toten dagegen und die bereits Erkrankten werden von Trägern zu Booten gebracht, die sie ins Lazzaretto Vecchio transportieren. Zusammen mit all ihrer Habe.

DAS LAZZARETTO VECCHIO muss die Hölle auf Erden sein. Ein Ort des Todes. Zu allen Stunden hüllt der Rauch brennender Leichen die Insel ein. Und im Lazarett selbst ist die Luft angefüllt mit dem Gestank schwürender Wunden, mit dem Geschrei der Kranken und dem Stöhnen der Sterbenden. In manchen Betten liegen die Kranken zu dritt. Es gibt nur wenige Pfleger, und so müssen die Siechen häufig selbst durch das Hospital kriechen, um Wasser und Nahrung zu finden.

Tag für Tag ziehen Helfer die Toten aus den Betten und verbrennen sie. Oder werfen sie in Gruben mit Löschkalk. Manchmal finden sich auch noch Lebende auf dem Berg der Leichen.

Wer diese Hölle überlebt, wird in das Lazzaretto Nuovo verlegt.

Im November 1630 sind bis zu 10 000 Menschen auf der Insel mit dem neuen Lazarett, das in seiner Anlage an ein römisches Lager erinnert. Ein befestigtes Viereck mit zahlreichen Bauten und Straßen. 100 Säle und Zimmer umfasst das Krankenhaus.

Um die Luft von den Miasmen zu säubern, verbrennen die Menschen Wacholder und Rosmarin. Und um die Waren mutmaßlich infizierter Schiffe zu reinigen, tauchen sie etwa Wachs in Salzwasser, besprengen Federn mit Essig und lüften Stoffe aus Seide und Wolle mehrmals täglich.

Hunderte von Booten liegen vor der Insel, die wie eine Meeresfestung unter Belagerung wirkt. Eine Fahne markiert die Stelle, bis zu der sich die Insassen des Lazzaretto Nuovo dem Ufer nähern dürfen. Dahinter ragt ein Galgen auf. Zu Abschreckung aller und zur Hindernis derjenigen, die sich den Anweisungen der Wärter widersetzen.

Im Gegensatz zum Lazzaretto Vecchio sind die Menschen in der Quarantänestation des Lazzaretto Nuovo ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt. Mit Fleisch, Fisch, Brot und Wein.

Jene aber, die in Venedig allein zurückbleiben in einem mit gekreuzten Balken gekennzeichneten Haus, trifft oft ein besonders schweres Los. Denn eingesperrt in dem Pesthaus, gibt es niemanden mehr, der ihnen beistehen könnte, falls auch sie an der Seuche erkranken. Geben sie zwei oder drei Tage kein Lebenszeichen von sich, durch Rufen oder Winken, nimmt man an, dass sie tot sind. Dann brechen die Träger der Toten die Türen auf, um sie zu holen.

Es muss ein gespenstischer Anblick sein in den Gassen Venedigs: Schwärme von Doktoren in Hüten und Mänteln und mit grotesken Schnabelmasken, die Kräuter enthalten, welche die Luft reinigen sollen. Scharen schwankender Kranker, angeführt von Männern mit weißen Stäben, auf dem Weg zu den Booten zum Lazzaretto Vecchio. Totenträger mit schwarzen oder roten Kreuzen





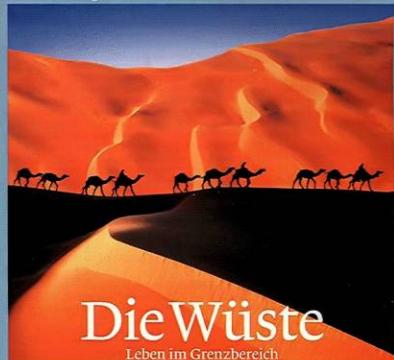
Eine fesselnde Expedition in eine bizarre Welt: Wüsten.

Auch als Sonder-Edition:
Heft + DVD für 14,95*
"Die Wüsten der Erde" von Michael Martin



GEO kompakt Nr. 12

Die Grundlagen des Wissens



an ihrer Kleidung. Und auf den Kanälen Gondeln voller Toter.

Die Leichenfeuer rauchen, und oft hängt eine stinkende Wolke über Venedig. Die ganze Stadt liegt im Fieber.

Einer solchen Anzahl von Toten und Kranken ist selbst die in Europa vorbildliche venezianische Gesundheitsbehörde nicht gewachsen. Auch weil die Verluste unter den Totengräbern und Leichenträgern, die sich nun anstecken, sehr hoch sind. Zunehmend muss sich die Behörde mit Kriminellen aus den Gefängnissen und mit Sklaven von den Galeeren behelfen.

Viele unter den Totenträgern stehlen und plündern. Sie, die Knechte der Pest, sind die Herrscher der Totenhäuser. Und gelegentlich zerren sie wohl auch einen Kranken, der gegen seine Beraubung protestiert, aus dem Bett und werfen ihn auf den Totenkarren. Die Preise für Lebensmittel erreichen schwindelerregende Höhen. Und die für Wein.

Denn es wird viel getrunken im Venedig der Leichen. Gegen die Angst. Und gegen den Ekel in einer Stadt, in der man immerfort von Tod und Verwesung umgeben ist.

WER IN DIESEN ZEITEN weder Golddukaten noch wertvollen Schmuck besitzt, der hungert. Einfache Arbeiter verdienen 16 bis 20 Dukaten im Jahr, versierte Handwerker um die 50. Allein für Brot müssen jährlich sechs, sieben Dukaten aufgewendet werden. Doch nun sind viele ohne Beschäftigung, ohne Lohn. Nur Patrizier und reiche Kaufleute verfügen über genügend Rücklagen.

Andere verdienen dagegen an der Seuche. Apotheker und Leichenträger verkaufen Bahnen, Decken, Laken und Kissen an die Meistbietenden. Auch Ausräucherer, Wunderheiler, Quarantänewächter, Priester profitieren vom Schwarzen Tod.

Gefangen in der Pest, fählen sich viele Venezianer verlassen von Gott und tragen Amulette mit heidnischen Symbolen, fügen Zauberformeln in ihre

Gebete ein. Und sie rebellieren, wenn Priester versuchen, ihre Rituale zu unterbinden.

Im Senat geht die Angst um, dass alle Ordnung aus den Fugen geraten könne, dass Scharen Hungerner die Nahrungsdepots stürmen und Verzweifelte Brände legen könnten. Oder dass die Armen jeden Häuser, deren Besitzer geflohen oder gestorben sind, einfach plündern.

Dann endlich, gegen Ende des Jahres, halbiert sich die Zahl der Toten.

AM 14. DEZEMBER 1630 erlässt der Senat ein Dekret über die Arbeiter im Arsenal.

Alle dort Erkrankten müssen umgehend ins Lazzaretto Vecchio verbracht werden. Ein Teil der Gesunden aber soll

Ein Drittel der Bevölkerung erliegt der Seuche

im Arsenal verbleiben, der Großwerft, isoliert vom Rest der Bevölkerung: Der Senat will auf diese Weise seine hoch spezialisierten Handwerker schützen – „die geliebtesten Menschen in unserem Dienste“, von denen bereits Hunderte erkrankt sind.

Im Januar 1631 sinkt die Zahl der Pesttoten weiter: nur noch 2048 Opfer. Der Höhepunkt der Pest ist überschritten. Am 7. Mai 1631 trägt man Giovanni Tiepolo zu Grabe, den Patriarchen von Venedig. Auch er ist der Seuche zum Opfer gefallen.

Im Oktober 1631 endet die Todesliste der Gesundheitsbehörde. Nach 18 qualvollen Monaten ist der Zorn Gottes verbraucht. Die Bilanz der Seuche ist katastrophal. 46 536 der rund 140 000 Einwohner sind der Epidemie erlegen.

Auch die Armut ist größer geworden in den Mietskasernen am Rio Marin im Stadtteil Santa Croce. Viele, die zuvor ein bescheidenes Auskommen hatten, bleiben für lange Zeit erwerbslos.

Denn die Pest hat die Wirtschaft schwer geschädigt. Und die einst stolze

Handelsmacht wird nie wieder zu alter Größe zurückfinden.

Dennoch: Gleich nach dem Ende der Pest beginnen die Planungen für Santa Maria della Salute. Für die große Votivkirche, die der Senat der Gottesmutter versprochen hat.

Er schreibt einen Wettbewerb aus, und schließlich wird der Architekt Baldassare Longhena mit dem Bau beauftragt. Eine Kommission aus drei Patrizien wählt das Grundstück aus. Es liegt ganz im Westen des Stadtteils Dorsoduro. Unmittelbar am Eingang des Canal Grande.

Mehr als eine Million Baumstämme müssen zur Stabilisierung des Baugrunds in den Boden der Lagune gerammt werden. Und schon dafür sind die 50 000 Dukaten, die der Senat für die Errichtung der Kirche versprochen hat, ausgegeben.

Über Jahrzehnte schleppst sich der Bau des Gotteshauses. Wieder und wieder stockt jede Tätigkeit. Weil das Geld fehlt. Und als die Arbeiten im Juni 1686 abgeschlossen sind, ist für Santa Maria della Salute die gewaltige Summe von 420 136 Dukaten ausgegeben worden.

Bekrönt wird das Hauptportal der Barockkirche von einem Dreiecksgiebel. Auf seiner Spitze steht die Skulptur der Jungfrau Maria. Es ist eine triumphierende Madonna.

Mit seiner monumentalen Kirche will Baldassare Longhena noch einmal die ungebrochene Macht Venedigs beweisen. Doch als Santa Maria della Salute am 9. November 1687 geweiht wird, ist Longhena bereits fünf Jahre tot. Und die Serenissima schon lange keine Großmacht mehr.

Ohnehin liegt die Wurzel dieser grandiosen Kirche ja in der Furcht vor dem Tod. Und in dem Wunsch der Venezianer, der Pest und dem Tod etwas Gewaltiges entgegenzustellen. Etwas, das von längerer Dauer ist als das zerbrechliche menschliche Leben. □

Walter Saller, 51, ist Journalist in Berlin.

„Die Schrecken des Eises und der Finsternis“
Christoph Ransmayr

„Schwarzes Lamm und grauer Falke“
Rebecca West

„Rausch“
John Griesemer

„Vortoppmann Billy Budd“
Herman Melville

„Keraban der Starrkopf“
Jules Verne

„Sieben Jahre in Tibet“
Heinrich Harrer

„Wassermusik“
T.C. Boyle

„Herz der Finsternis“
Joseph Conrad

„Mein Leben als Pavian“
Robert M. Sapolsky

„Der Weltensammler“
Ilija Trojanow

WEIT DRAUßEN

DIREKT BESTELLEN
UNTER TEL. 01805-8618005*

Edition kaufen und 30,- €
gegenüber dem Einzelkauf sparen.

GEO
HÖRWELTEN

*14 Cent/Min. aus dem Festnetz der Deutschen Telekom

12 Klassiker der Abenteuer-Literatur: jetzt als **GEO Hörwelten**.

Erleben Sie mit den GEO Hörwelten „Weit draußen“ Abenteuer in einer neuen Qualität. Gesprochen von den besten deutschen Erzählstimmen, entführen die Romane Sie gleich zwölf Mal in fremde Welten und sagenumwobene Kulturen. Jedes Hörbuch erhalten Sie im Handel für nur 14,95 €. Oder Sie sichern sich die komplette Edition im exklusiven, hochwertigen Schuber zum Vorteilspreis von nur 149,- €. Weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten unter: www.geo.de/hoerwelten.

01. „Herz der Finsternis“ – Joseph Conrad – Christian Brückner
02. „Wassermusik“ – T.C. Boyle – Christian Berkel
03. „Letzte Reise“ – Anna Enquist – Barbara Rudnik
04. „Reisen im Licht der Sterne“ – Alex Capus – Dieter Moor
05. „Keraban der Starrkopf“ – Jules Verne – Peter Matic
06. „Schwarzes Lamm und grauer Falke“ – Rebecca West – Nina Petri

07. „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ – Christoph Ransmayr
08. „Sieben Jahre in Tibet“ – Heinrich Harrer – Martin M. Schwarz
09. „Der Weltensammler“ – Ilija Trojanow – Frank Arnold
10. „Mein Leben als Pavian“ – Robert M. Sapolsky – Christoph Waltz
11. „Vortoppmann Billy Budd“ – Herman Melville – Hans Paetsch
12. „Rausch“ – John Griesemer – Charles Brauer

Bollwerk gegen das Meer

Seit jeher ist das Wasser der natürliche Schutz Venedigs gegen Feinde. Doch die Sturmfluten der Adria bedrohen auch die Existenz der Stadt. Deshalb beauftragt der Senat 1740 den Gelehrten Bernardino Zendrini, einen steinernen Schutzdamm zu errichten – das größte Bauwerk der Serenissima

von MARCUS FRANKEN

Es ist eines der gewaltigsten und teuersten Bauprojekte in der Geschichte der Stadt, mit dem Venedigs Senat am 4. März 1740 den Gelehrten Bernardino Zendrini beauftragt: Ein viereinhalb Meter hoher und fünfeinhalb Kilometer langer Steinwall soll die Lagune fortan vor dem Meer schützen. Und Venedig vor dem Untergang bewahren.

Der Mann, dem die Serenissima diese Aufgabe überträgt, gilt als einer der großen Wissenschaftler seiner Zeit.

Bernardino Zendrini, 60, Mediziner und Mathematiker, hat mit dem deutschen Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz Briefe über Fragen der Arithmetik gewechselt und wichtige Studien zum Wasserbau verfasst.

Deshalb ist er in Venedig zum Staatsmathematiker ernannt worden – und zugleich zum „Aufseher über die Gewässer, Flüsse, Häfen, Kanäle und Lagunen“.

Denn das Wasser ist das Schicksal der Stadt. Seit ihren

Anfängen thront sie in einem Becken, das sich von Norden nach Süden über rund 40 Kilometer erstreckt und bis zu 15 Kilometer breit ist. Im Westen wird diese Lagune durch das Festland begrenzt und von mehreren Flüssen gespeist. Im Osten schließen schmale Sandbänke, *lidi*, das Gewässer bis auf wenige Durchgänge zur Adria hin ab.

Schon früh erkennen die Venezianer, dass die Lagune einen fast perfekten Schutz bietet: vor feindlichen Heeren, vor den Gefahren des offenen Meeres. Doch ihnen wird ebenfalls klar, dass die Naturkräfte, die dieses Refugium geschaffen haben, gebündigt werden müssen, um es langfristig zu erhalten.

Denn die Flüsse tragen aus den Alpen unablässig Sand und Geröll in die Lagune und drohen, Venedig auf diese Weise trocken zu legen – so wie zuvor schon Ravenna.

Die norditalienische Stadt war noch im 5. Jahrhundert eine strahlende Lagunen-

metropole. Mit der Verlandung der Po-Ebene versumpfte das Gebiet jedoch, Malaria-Epidemien brachen aus. Dann fiel das Land endgültig trocken, Ravenna verkan zur Provinzstadt viele Kilometer hinter der Küste.

„Man muss aus dem Unglück seiner Nachbarn lernen, um drohendes Unheil rechtzeitig abwenden zu können“, mahnt der Doge Tommaso Mocenigo im 15. Jahrhundert.

Die Serenissima lässt bereits seit dem 11. Jahrhundert Flüsse umleiten. Unter anderem erhält die Brenta ein neues Bett: Arbeiter heben einen gut 30 Kilometer langen Kanal aus, der den Fluss von der Stadt weg in den südlichen Teil der Lagune führt.

Später leiten die Venezianer mithilfe von Wällen, Kanälen, Wehren und Durchstichen auch die Flüsse Marzenego, Sile und Piave nördlich an der Lagune vorbei ins Meer, drängen Bacchiglione und Muson nach Süden ab.

Vor allem der 1501 gegründete Magistrato alle Acque, die Gewässeraufsichtsbehörde, sorgt dafür, dass bis zum 18. Jahrhundert die meisten Flüsse der Region außerhalb der Lagune münden. Ihr Schlamm kann Venedig nun nicht mehr gefährlich werden.

Doch zur See hin bleibt die Lage kritisch. Im Winterhalbjahr peitscht der Scirocco die Adria auf. Der warme Wind treibt bis zu vier Meter hohe Wellen auf die Küste zu. Sie reißen an den Sandbänken und drohen sie zu zerstören.

Zum Schutz der Lidi ist es Venezianern schon seit dem 13. Jahrhundert verboten, an den Küsten Bäume zu fällen, Austern zu sammeln oder Tierherden über die Landsäume zu treiben.

Um die Sandstreifen gegen die Dünung zu befestigen, lässt die Gewässeraufsicht Röhricht und robuste Tamariskenränder anpflanzen, die gegen Salz und Wind unempfindlich sind. Buhnen sollen verhindern, dass Sand abgeschwemmt wird, lose aufgeschüttete Steinwälle andere Stellen sichern.

Die wichtigsten Hilfsmittel der Deichschützer sind Eichenstämme. Dicht an dicht schlagen Arbeiter die Hölzer in den Boden, verbinden sie untereinander mit Lärchenbalken und füllen die so entstehenden Holzkästen mit Felsbrocken, Steinen und Röhricht auf. Da das Holz von Salzwasser und Würmern zerfressen wird, müssen die Kästen alle fünf Jahre ersetzt werden.

Im 18. Jahrhundert aber sind die Wälder auf venezianischem Staatsgebiet verbraucht. Das Holz ist extrem teuer, „die täglich notwen-

dige Ausbesserung hat schon ungeheure Schätze verschlungen", klagt die Gewässeraufsicht um 1740. Immer stärker belasten die Kosten den Staatshaushalt.

Bernardino Zendrini entwickelt in diesen Jahren ein neues Konzept: Er will eine Mauer aus istrischem Stein errichten.

Dieses Material von der nordöstlichen Adriaküste ist ähnlich widerstandsfähig wie Marmor – ein Fels, der von der hereinbrechenden See bei weitem nicht so schnell abgeschliffen werden kann wie weichere Steine.

Damit der Deich hält, müssen die Blöcke jedoch so fest verfügt werden, dass auch die kräftigsten Wogen die Mauern nicht aufzubrechen vermögen.

Nur durch eine „perfekte Verbindung dieser Steine“, notiert Zendrini, ließe sich ein dauerhafter Sieg gegen die

Wellen erringen. Doch welcher Mörtel wäre hart genug, um den Viermeterwellen im Winter zu widerstehen?

Auch darüber macht sich Zendrini Gedanken: „Ich halte es nicht für abwegig, dass ein bestimmtes Material, das bei Vicenza abgebaut wird, eine Art Puzzolan, zu diesem Zweck dienlich sein könnte.“

Bereits der römische Baumeister Vitruv berichtete im 1. Jahrhundert v. Chr. von der Vulkanasche aus dem Ort Pozzuoli am Golf von Neapel, „mit der alle Häfen der Römer wunderbar gebaut waren“. Gemischt mit Kalk und angebrüht mit Wasser, verbindet sich das Puzzolan zu einem harten, wasserbeständigen Mörtel.

1735 reist Zendrini nach Neapel und Genua und inspiriert dort die mit Puzzolan gebauten Kaimauern. Zwei Jahre später beginnt er im Auftrag der venezianischen Behörde zu experimentieren

und stellt einen vier Meter langen, aus Gestein und Puzzolan-Mörtel gefügten Block an einer der stürmischsten Stellen des Strandes auf.

Das Ergebnis begeistert den Magistrato: „Der Mörtel ist von solcher Festigkeit, dass er von keiner Kraft zertrennt werden kann.“

Am 4. März 1740 beschließt der Senat, nach Zendrinis Plänen einen Damm für sämtliche bedrohten Deiche im südlichen Teil der Lagune aus dem harten istrischen Gestein und dem Puzzolan-Mörtel zu bauen.

Es ist, als wolle die Republik – die ihren Zenit politisch und wirtschaftlich schon lange überschritten hat – der Welt noch einmal zeigen, wozu sie fähig ist.

Zendrinis Entwurf sieht eine zwei Meter hohe Aufschüttung aus Felsen vor, die die erste Kraft der Wellen brechen soll. Dahinter

steigt eine aus großen Quadern gemauerte Rampe bis zu der vierieinhalt Meter über das Wasser reichenden, gut einen Meter breiten Mauer an.

Zehntausende Tonnen Gestein werden mit Schiffen aus Istrien herbeigeschafft; das Puzzolan kommt aus einer Grube bei Rom. Alle zwölf Monate errichten die Arbeiter etwa 145 Meter Schutzwand, und so dauert es 38 Jahre, bis die *murazzi*, die „Mauer-Ungetüme“, am 26. März 1778 vollendet sind.

Auf einer Länge von 5456 Metern schützen Zendrinis Steinkolosse nun die Lidi. Eine Fläche von 111470 Quadratmetern – achtmal so groß wie der Markusplatz – ist mit Felsquadern bedeckt.

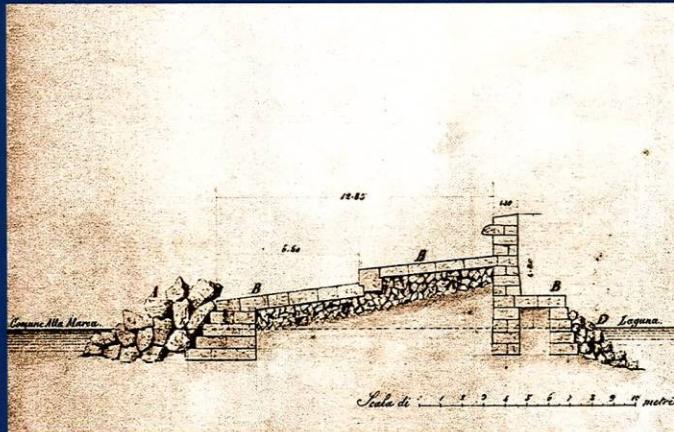
Ein Zeitgenosse feiert das Resultat als das „großartigste und majestätischste Bauwerk der Repubblica Serenissima“.

Bernardino Zendrini erlebt den Abschluss der Arbeiten nicht mehr – er stirbt am 18. Mai 1747. Und seine Hoffnung, dass die Mauern Venedig „für immer und ohne weitere Ausgaben“ schützen würden, erfüllt sich nicht: Bis zu 15 000 Tonnen istrischen Steins müssen Jahr um Jahr für Reparaturen herangeschafft werden.

Als die Dämme im 20. Jahrhundert immer nachlässiger ausgebessert werden, rächt sich das schließlich.

1966 setzt eine Sturmflut Venedig fast zwei Meter hoch unter Wasser und zerstört große Teile der Murazzi. Seitdem werden Zendrinis Mauern wieder intensiver gepflegt.

Und schützen die Lagune bis heute. □



Aus Zehntausenden Tonnen Gestein entstehen im Laufe von 38 Jahren die Schuttdämme gegen die Fluten. Auf mehr als fünf Kilometer Länge sichern die 4,5 Meter hohen Mauern die Lagune; Felsbrocken und Rampen sollen die erste Kraft der Wellen brechen

Marcus Franken, 39, arbeitet als Journalist in Berlin.



CAS

Der berühmteste Bürger der Serenissima ist kein Doge, Feldherr oder Maler, sondern ein Schürzenjäger und Glücksspieler: Giacomo Casanova, 1725 als Schauspielerkind im Stadtteil San Marco geboren. In Venedig, der Metropole der Sinnenfreude, wo man über treue Eheleute spottet, wird der virtuose Galan zum Liebling der feinen Gesellschaft. Bis er sich einen mächtigen Patrizier zum Feind macht – und in die Bleikammern des Dogenpalastes gesperrt wird



ANNOVA



Als Casanova (im Kupferstich oben mit 63 Jahren) am Himmelfahrtstag 1753 der alljährlichen symbolischen Hochzeit des Dogen mit dem Meer zusieht, ist Venedig schon lange keine Großmacht mehr. Doch Feste wie die Ausfahrt des Staatsoberhaupts auf seiner Prunkgaleere zum Lido, wo er den Vermählungsring in die Adria wirft, feiern die Venezianer noch immer mit traditionellem Pomp (Gemälde von Francesco Guardi, 1766)

S

VON JÖRG-UWE ALBIG

Spiegel, überall Spiegel. Sie bedecken Wände, Decken, Fußböden. Sie spiegeln die Kronleuchter, den weißen Marmorkamin mit den chinesischen Kacheln, die Damen und Herren in erregter Verschlingung zeigen. Sie spiegeln die Sofas, die perfekt passenden Armsessel, die Wandtafeln, die mit Goldstaub belegt sind oder mit Blumen und Ara- besken bemalt. Sie spiegeln die Geheimtüren zur Ankleide und zum Boudoir, die Tür zum *water closet* nach neuester englischer Mode, spiegeln die drehbare Anrichte in der Wand, durch die ein unsichtbarer Diener das Liebesmahl reichen wird – das Wildbret, den Stör, die Trüffeln, die Austern; dazu nichts als Burgunder und Champagner. Und sie spiegeln Casanova, der hier zur Verführung schreiten will.

Eigens für diese Verführung hat er fünf Zimmer gemietet und die 100 Zechinen im voraus gezahlt: „Ich musste rasch handeln, denn mir gehörte kein Haus.“ Fünf, sechs Stunden lang ist er in der Gondel durch das Viertel San Marco geglitten auf der Suche nach dem geeigneten Ort für seine Inszenierung, hat Palazzo um Palazzo besichtigt und schließlich den vornehmsten und teuersten ausgewählt. Er hat bei der Putzmacherin Pantoffeln und eine Nachthaube mit doppelten Spitzen im Alenstöckchen gekauft – und, um nichts dem Zufall zu überlassen, schon einmal das komplette Diner vorgekostet.

Die einsame Generalprobe war ein voller Erfolg. So blieb noch Zeit, für den Abend mit der Dame zusätzlich Sardellen und hart gekochte Eier zu bestellen, dazu Obst und vor allem Eis. Außerdem bittere Orangen für den Punsch.

Jetzt schaut Casanova in den Spiegel, bewundert seine blonde Perücke, seine braunen Augen, seine 1,87 Meter hohe Gestalt. Spiegel sind Brenglas des Lebens, Tapete dieser Rokoko-Zeit, Folie

eines selbstverliebten Jahrhunderts, das nichts so schätzt wie den eigenen Anblick. Sie machen die Welt zum gerahmten Bild, zur glatten Unendlichkeit; sie können täuschen und Wahrheiten sagen. Schon das Kind übt an ihnen, sich von außen zu sehen – mit dem Blick der Mutter, des Publikums, der Gesellschaft, deren Ansprüche es erfüllt.

Auch Casanova ist ein artiges Kind dieser Gesellschaft: ihrer Eitelkeit, ihrer Bühnenlust, ihrer Leichtlebigkeit und ihres Wunderglaubens. Und so ist das, was Casanova in den Spiegeln sieht, nicht nur er selbst – sondern vielmehr seine Zeit, seine Welt, seine Stadt.

Die Hauptstadt der Spiegel heißt: Venedig. In den Werkstätten von Murano, der Insel im Nordosten der Lagune, entstehen prunkvoll gerahmte Spiegel. Hier beschichtet man seit dem 14. Jahrhundert Glas mit Quecksilber und einer dünnen Zinnfolie. So kostbar waren einst die Geheimnisse der venezianischen Glasmacher, dass es ihnen bei Todesstrafe verboten war, die Lagune zu verlassen. In den Spiegeln aus Murano kontrolliert ganz Europa seine Wirkung. Auch Casanova prüft sich – und freut sich „des angenehmen Eindrucks“, den er auf sich selbst macht. „Ich war von mir entzückt.“

Ausgerechnet auf der Spiegelinsel Murano hat Casanova seine Geliebte für den Abend gefunden. Sie ist Nonne und stammt aus vornehmer Familie. Im Kloster hat er sie erspäht – und es war

ihm eine Wonne, ihr sein „Verlangen zu Füßen zu legen“. Sie ist groß, blauäugig und bleich; ihr Haar ist kastanienbraun. Und ihr vollkommener Arm zeigt nicht eine einzige Adere.

Mit drei Worten hat er ihr gleich sein Leben beschrieben: „Theater, Gesellschaft und Spielsäle“. Sie haben das bekannte Spiel gespielt, die rituellen süßen Lügen geflüstert. „Wenn ich noch lange auf mein Glück warten muss“, hat er ihr gesagt, „kann ich nicht mehr für mein Leben garantieren.“ Und: „Du bist zwar nicht meine erste Liebe, wirst aber bestimmt meine letzte sein.“

Casanova, so viel steht fest, beherrscht die Kunst des galanten Dialogs. Und dazu jene Mimik, die, wie er weiß, „ein wohlzogener Mann aufsetzt, wenn er verliebt ist und die erhofften Gunstbeweise zu erlangen sucht“.

GIACOMO GIROLAMO CASANOVA ist ein Kind der Bühne – geboren im April 1725 in Venedigs Calle della Commedia, gleich beim Teatro San Samuele. Seine Eltern sind Schauspieler, und mit 20 hat er selbst auf Korfu Theatervorstellungen organisiert – und darüber fast vergessen, „an die Liebe zu denken“.

Er hat gelernt, dem Publikum zu gefallen – aber auch, es zu fürchten. Er liebt „Theaterluft, artiges Getändel, kleiner Bologneser Verstellungskünste“. Er arrangiert Begegnungen als „Bühnenstücke“. Und hat dabei immer die „Angst, ausgepfiffen zu werden“.



„Ich unterzog sie einer vollkommenen Waschung in allen Lagen. Sie stellte sich jedoch gleichgültig und verbarg die Erregung, in die meine Hand sie versetzen musste“

Sein Venedig ist ja nicht nur die Stadt der Spiegel, sondern auch die der Masken. Hier ist der schöne Schein nicht Oberfläche, sondern Substanz. Sieben Bühnen buhlen um die Gunst des Publikums – und das stiehlt den Akteuren oft genug die Schau: In den Logen führen die Patrizier lautstark ihre Liebeshändel auf und spinnen ihre Intrigen, schweigen auch nicht, wenn der Sänger auf der Opernbühne sein Rezitativ beginnt.

Das gemeine Volk steht für ein Drittel des Logenpreises im Parkett. Dort trinkt es Kaffee, schimpft, streitet und lacht – und duckt sich unter den Geschossen, die von den Plätzen der Patrizier herabregnen: den Kerzenstümpfen, den Tomaten und faulen Äpfeln, der Spucke.

Die Bühnenautoren, Matadoren der öffentlichen Meinung, verstricken sich in Schaukämpfe, an denen die ganze Republik Anteil nimmt. Da ist zum einen Carlo Goldoni, der Advokat, der lebensnahe Figuren und realistische Sprache schätzt. Sein Gegner ist Pietro Chiari, ein ehemaliger Jesuit, der mit romantischen Versdramen und fantastischen Possen vor allem die Damen erfreut.

Und gegen beide tritt Carlo Gozzi in die Arena, der mit Märchen und Zauberstücken die Zuschauer in Bann schlägt – und dabei keine Gelegenheit auslässt, eine Spitze gegen Goldoni oder Chiari unterzubringen.

Nicht nur die Schreiber hassen einander aus ganzer Seele, persiflieren einander nach Herzenslust. Auch die Schauspieler ergreifen Partei: So parodieren die Akteure des Teatro Sant'Angelo, das Chiari's Stücke gibt, den Stil, der in Goldonis Stammhaus San Samuele gepflegt wird.

Und das Publikum mischt handgreiflich mit, trägt seine Günstlinge nach gelungenen Premieren im Triumph durch die Gassen, zieht gegen die Feinde mit bezahlten Pfeif-Kommandos in die Schlacht. Tausende Gondolieri stehen als nebenberufliche Claqueure bereit, nach den Befehlen der Impresarios entfesselt zu applaudieren und zur Not



Auch Priester verfallen der venezianischen Genussucht. 1755 besucht der Kölner Erzbischof die Serenissima, die ihm zu Ehren ein Festbankett veranstaltet. Casanova wird ihm einige Jahre später von seiner Flucht aus den Bleikammern berichten

auch ein schwaches Stück zum Erfolg zu schreien.

Es ist ein zerstreutes Publikum, dem nur das Neueste neu genug ist. So musste selbst ein Genie wie Antonio Vivaldi, lange Jahre Impresario am Teatro Sant'Angelo und Hauskomponist der Venezianer, ständig nachlegen: musste im Akkord komponieren, um den unabzähmbaren Hunger nach Ungehörtem zu stillen: Der „rotblonde Priester“ arbeitete Tag und Nacht, warf Opern und Konzerte in stürmischer Handschrift und rasender Geschwindigkeit aufs Papier.

Oft war er schneller fertig, als ein Kopist zum Abschreiben der Noten benötigte, produzierte nach eigener Auskunft 94 Opern, von denen rund 50 erhalten bleiben. Doch so wenig taugt in den

Ohren dieses untreuen Publikums die Oper von gestern, dass nach Vivaldis Tod 1741 sein Werk ebenso schnell vergessen wird, wie es entstand.

Denn am liebsten inszenieren die Venezianer sich selbst – in den Cafés wie dem „Quadro“ oder dem „Venezia trionfante“ auf dem Markusplatz.

Überall große Oper: der Dauergesang der Krämer, der Handwerker, der Gondelfahrer. Die Rezitative der Geschichtenerzähler, die Tremoli der Prediger, die Trommelwirbel, die an den Ständen der Zahnräuber das Schreien der Patienten übertönen.

Überall Gala: die ausladenden Krinolinen, die nur knapp durch die engen Gassen passen. Die grandios aufgebauschten, bunt dekorierten Perücken,

welche die Haartürme Rest-Europas leicht überragen.

Der Alltag ist freilich nur Probe für den Höhepunkt der Saison: den Karneval, der fast das halbe Jahr über dauert. Von Oktober bis Aschermittwoch, unterbrochen nur von einer neuntägigen Pause vor Weihnachten, tragen die Bewohner ihre Masken, die die Kluft zwischen Patriziern und Volk verwischen.

Sie verstecken und entblößen sich unter dem zweiten Gesicht, sitzen mit ihren Vogelnasen auch bei der Dogenwahl, beim Einzug des Patriarchen, selbst in der Kirche. Und den Rest der Zeit, beim Fest der heiligen Marta im Juli, zum Himmelfahrtstag oder einem anderen der 50 Feste in Venedigs Kalender machen

sie *bella figura*, taumeln auf illuminierten Gondeln durch die Nächte, tanzen auf der Giudecca die Furlana.

DOCH CASANOVA IST DER ALLTAG, die Welt der kleinen Leute, der er entstammt, ein Gräuel. Er träumt von Größe. Er will zu denen gehören, die er geblednet bestaunt: zu den nobili, den Patriziern, die nur 3500 der 140000 Einwohner Venedigs ausmachen.

Zwar ist er selbst „armer Leute Kind“, doch seine Bildung erhebt ihn über die Lohnarbeit, „die vom Pöbel ausgeübt“ wird. Mit neun Jahren ist er an der Universität Padua immatrikuliert worden, hat mit 16 Jahren die vier niederen geistlichen Weihen erhalten und mit 17

den Doktorgrad beider Rechte. Aber sein Leben lang muss er um Beifall kämpfen, um Zugehörigkeit, um Anerkennung durch die Anerkannten. „Ich wollte mich nicht aufdrängen“, wird er zum Ende seiner Tage bekennen, „doch ich wollte eine Rolle spielen.“

Die Elite ist eine Festung für einen jungen Mann, der weder Geld besitzt noch „das geringste Selbstvertrauen“. Eine Festung, die Casanova wütend benennt: Ziellose Monate hat er in niederen Diensten eines Galeerendirektors auf Korfu verbracht, eines Bischofs in Kalabrien, eines Kardinals in Rom. Er hat sich als Violinist im Teatro San Samuele durchgeschlagen; ist nachts vor Langeweile mit den Kollegen durch Weinschenken und Bordelle gestreift, hat Huren um ihren Lohn und Bürger um ihren Schlaf gebracht.

Es war eine Herde verzweifelter Rowdys, die da Gondeln losband und Denkmäler umstürzte, Sturmglöckchen bei Windstille läutete und für Kerngesunde den Priester zur letzten Ölung bestellte.

Doch eines Tages, am 21. April 1746, hat sich sein Schicksal gefügt. Der ehrwürdige Senator Matteo Bragadin, dem er zufällig bei einem Schlaganfall zur Seite stand, hat den 21-jährigen Tunichtgut an Sohnes Statt angenommen: „Wer immer du seist“, hat er gesagt, „ich verdanke dir mein Leben.“

Dafür verdankt Casanova dem Patri-
zier jetzt Kost und Logis, einen Diener,
eine Gondel, zehn Dukaten monatli-
ches Taschengeld und das Versprechen
lebenslanger Fürsorge. „Das“, frohlockt
Casanova, „ist die ganze Geschichte
meiner Metamorphose und der glück-
lichen Zeit, in der ich vom schäbigen
Stand eines Geigenspielers zu dem eines
vornehmen Herrn aufstieg.“



Das Karnevalspublikum fordert stets neue Sensationen. 1751 führt ein niederländischer Schautsteller in Venedig das Rhinoceros Clara vor, dessen Horn abgesägt worden ist. Pietro Longhi malt die animalische Attraktion noch im selben Jahr.

VORNEHM STEHT ER NUN am Denkmal Bartolomeo Colleonis, des großen Heerführers der Renaissance, und wartet auf seine schöne Nonne. Die Nacht ist kalt, aber windstill, und Casanova genießt die Vorfreude auf sein Rendezvous. Der stei-

nerne Haudegen schaut grimmig in die Ferne, sein Ross hebt den Huf, bereit für ungeschlagene Schlachten. Doch Casanova würdigt ihn keines Blickes.

Denn die Tage Colleonis sind lange vorbei. Längst ist die Serenissima keine Macht mehr. Seit der Eroberung Konstantinopels durch das Osmanische Reich 1453 ist Venedigs Herrschaft im östlichen Mittelmeer stetig geschrumpft. Die Entdeckung des Seewegs nach Indien hat den Atlantik zum Hauptschauplatz des Welthandels gemacht – und in Casanovas Jahrhundert Venedigs mediterrane Frächer zur Folklore-Flotte degradiert.

Die Stadt, die einst die Wellen beherrschte, hält sich jetzt mit der Produktion von Luxusgütern wie Schmuck, Glas und Seide über Wasser. Zwar läuft das Geschäft, doch in den Erbfolgekriegen und Koalitions-Karussells der europäischen Machtpolitik spielt Venedig keine Rolle mehr.

Der Doge, einst Herrscher eines stolzen Reiches, ist zum Darsteller vergangener Macht abgesunken, der nur um des Beifalls willen noch in die Arena tritt.

Jeder seiner Schritte steht unter Aufsicht der Staatsinquisitoren, die Tag und Nacht in seine Gemächer eindringen, ihn befragen oder ihm Weisungen erteilen können. Nur in ihrem Beisein darf er Amtsbriefe schreiben oder Gesandte empfangen. Selbs für eine Kur auf dem Festland braucht er die Genehmigung des Großen Rates, dessen Entschlüsse alle seine Taten regieren.

Doch am Himmelfahrtstag fährt er noch einmal mit der Prachtgaleere, dem *bucintoro*, auf die Adria hinaus, um die symbolische Hochzeit der Serenissima mit dem Meer zu feiern.

Noch einmal glänzt das Schiff dann vom Gold der Voluten und Skulpturen, wehen am Bug die erbeuteten Türkensfahnen aus größeren Zeiten. Noch einmal lässt der Doge den goldenen Vermählungsring ins Wasser gleiten und ruft: „Wir vermählen uns mit dir im Namen wirklicher und dauernder Herrschaft.“

Und noch einmal steigt Jubel von den Gondeln auf, von den Begleitschiffen, von der Menge am Ufer.

1753 schaut auch Casanova von einem Boot aus zu – und es ist, als sehe er schon den nahenden Untergang der Republik voraus: „Beim leisesten ungünstigen Wind könnte das Schiff kentern und der Doge ertrinken, zusammen mit der ganzen erlauchten Signoria, mit den Botschaftern und auch mit dem Nuntius des Papstes“, malt er sich aus. „Um das Unglück vollzumachen, brächte ein solcher tragischer Zwischenfall ganz Europa zum Lachen, denn man würde sagen, der Doge von Venedig habe die Ehe endlich vollzogen.“

So ist die glorreiche Vergangenheit Venedigs nur noch ein Gaukelspiel, in dem die Serenissima die Seemacht mimt, die sie einst war.

Vom Knotenpunkt für Handel und Wandel ist die Stadt zur Bühne eines Stücks namens „Venedig“ geworden, zu

dessen Bewunderung Jahr für Jahr Zehntausende Besucher aus ganz Europa anreisen, die neuen Reiseführer von Keyßler oder Volkmann unter dem Arm.

AUCH CASANOVA TRÄGT eine Maske – und die finstere Gestalt, die sich jetzt in einer zweirdrigen Gondel dem Wartenden nähert, ebenfalls. Der Fremde steigt aus und schreitet bedrohlich auf das Standbild zu. Er umkurvt die Statue – und streckt eine Frauenhand aus, die Casanova's Unbehagen fortwischt: „Ich erkanne meinen als Mann verkleideten Engel.“

Eingehakt, ohne ein Wort zu sprechen, überquert Casanova mit der Nonne den Markusplatz. Sie betreten das Haus, wenige Schritte hinter dem Teatro San Moisè. Die Nonne ist entzückt von der Bühne, die Casanova so trefflich eingericichtet hat. Verliebt betrachtet sie sich in dem Spiegelkabinett, das sie von hundert Seiten gleichzeitig zeigt, beglänzt von zahllosen Kerzen.

Es stört Casanova nicht, dass seine Schöne bereits einen anderen Geliebten hat. Er bewundert vielmehr ihr Kostüm, das der Rivale offenbar bezahlt hat – die rosenfarbene, mit Goldplättchen übersezte Jacke aus kurz geschorenem Samt, ihre reich bestickte Weste, ihren Umhang aus schwarzer Seidenspitze. Er bestaunt ihre Hosen aus schwarzem Atlas, ihre Brillant-Ohrringe, ihren Solitär am kleinen Finger.

Jetzt erst verschwindet sie, um die Maske abzulegen, kehrt nach einer Viertelstunde zurück. Die Haare, hinter dem Kopf zurückgebunden, fallen in langem Schweiß bis zu den Kniekehlen; die Schläfenlocken rollen über die Wangen. Und Casanova ist vor Andacht „dem Umsinken nahe“.

Nach dem Abendessen und dem Punsch drängt der Verführer zur Tat. Im Schlafzimmer, von zwölf flackernden Kerzen erleuchtet, fliegt er „vor Liebe glühend in ihre heißen Arme“.

Seine Bilanz, die er mit peniblem Stolz notiert: „sieben Stunden“. Dazu „eine ungeahnte Vielfalt an Seufzern,



„Wir wussten,
wir würden zusam-
men schlafen; aber
wir wären uns taktlos
vorgekommen, wenn
wir es ausgespro-
chen hätten. Was für
eine Nacht!“



Das lebhaftige Menuett ist der Lieblingstanz des Rokoko. Wie alle eleganten Kavalire beherrscht auch Casanova die Hüper und Schrittfolgen im Dreivierteltakt (Ölbild von Giandomenico Tiepolo, 1756)

Verzückungen, Ausbrüchen und Sinnesempfindungen“.

Zwei Tage später beobachtet er, wie die Gondel des französischen Gesandten François-Joachim de Pierre de Bernis am Kloster anlegt.

Eine maskierte Gestalt steigt aus und geht auf die Pforte zu. Casanova zweifelt nicht: Der geheimnisvolle Freund seiner Nonne ist der Botschafter selbst. Casanova kehrt in die Stadt zurück, „höchst befriedigt über die Entdeckung“: Dass seine Gespielin die Geliebte eines so

bedeutenden Herrn ist, macht sie ihm umso wertvoller.

DENN CASANOVA IMITIERT nicht nur Sitzen und Geschmack der Schicht, die er bewundert, sondern auch deren Wünsche. Was die Reichen und Mächtigen begehrn, die er nachahmt, das setzt auch er sich in den Kopf. „Wie fast alle

Libertins“, wird sein moderner Biograf Luigi Baccolo schreiben, „ist er ein Konformist, der sich mehr von den herrschenden Ideen als von seiner eigenen Fantasie inspirieren lässt.“

Casanova ist entzückt, dass der illustre Nebenbuhler ihm für das nächste Liebesspiel mit der Nonne sogar die eigene Villa zur Verfügung stellt. Er ist

begeistert von den anregenden Gemälden an den Wänden, von den Folianten voller lasziver Stiche.

Und mit frivolem Schauder goutiert er die Nonnentracht, in der seine Geliebte ihm jetzt entgegentritt: „Mein Engel, lass mich dir auf der Stelle huldigen.“

„Dein Wille geschehe“, haucht die Dame in perfektem Latein und lässt sich auf das Sofa fallen.

Am Weihnachtsabend steckt sie Casanova einen Brief zu. Ihr vornehmer Freund habe darauf bestanden, die Liebesfeiern in seiner Villa von einer Geheimkammer aus zu beobachten.

Dort haben nämlich die Wände Augen, durch geschnitzte Blumen getarnt. Auch zu Silvester werde er wieder zur Stelle sein, um die Lust seiner Freundin zu belauschen. Ob Casanova etwas dagegen habe?

Casanova ist alles andere als empört. Im Gegenteil: Er fühlt sich geschmeichelt. Er, der gelernte Geiger, ist schließlich ein Virtuose, der seine Griffe beherrscht. „Wie sollte ich, statt mich zu schämen, dabei nicht stolz sein? Kann der Mann über seinen eigenen Ruhm erröten?“

Denn auch die Liebe ist zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Schauspiel; ein süßer Betrug, in dem es keine Opfer gibt. Man verliebt sich so beiläufig, wie man Makkaroni bestellt, fordert einander zum Sex auf wie zum Menuett. Seiten-sprünge sind Pflicht, ein Ehemann ohne Mätresse und eine Ehefrau ohne Liebhaber traurige Versager.

Ein Herr, der es wagt, mit seiner eigenen Gattin auf der Piazza zu promenieren, macht sich zur Witzfigur. Die Abgründe zwischen den Geschlechtern, in die sich tragisch stürzen ließe, sind eingebettet: Herren wie Damen prunken mit Schmuck, Puder, Rouge. Eifersucht ist, wie es Venedigs Theater-König Goldoni formuliert, „eine ordinäre und veraltete Leidenschaft“.

Und die 10000 Huren, die von der Obrigkeit unbehelligt zum Karneval die Gassen durchstreifen, ein Sträußenchen

hinter dem Ohr, sind zugkräftiger Bestandteil venezianischer Folklore.

Eheliche Pflichten überlassen die Gatten bereitwillig dem Nebenbuhler – und die tägliche Fürsorge dem *cicisbeo*, einem jungen Kavalier aus gutem Haus, dem es gefällt, seiner Herrin Tag und Nacht ohne Gegenleistung zu Diensten zu sein: Er folgt ihr wie ein Schatten, berät sie bei ihren mehrstündigen Friseursitzungen, bei der Wahl von Handtäschchen und Parfum, begleitet ihre Säfte, versorgt auch das Hündchen. Bringt ihr morgens Schokolade und die ersten Besucher ans Bett. Leistet ihr Gesellschaft bei der Morgentoilette.

Die Gesellschaft diskutiert erotische Leistungen wie Theaterpremieren – und so fühlt sich auch Casanova seinem Publikum verpflichtet, ohne es zu kennen: „Sei gewiss“, antwortet er also seiner Geliebten, „dass ich meine Rolle mit Vollendung spielen werde.“

Und er legt sich ins Zeug. Er macht den Silvesterabend zu einer Galavorstellung. Vor dem Auftritt schlürft er das Weiße von sechs frischen Eiern – denn sollte er versagen, „würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen“.

Seine Geliebte trägt ein gestepptes himmelblaues Gewand, Brillantknöpfe an den Ohren und auf den Wangen viel Rouge nach Art der Versailler Hofdamen, das Erregung vorspiegeln soll.

Mitten im Gefecht zieht sie sich um, trägt nun ein goldbesticktes Hausgewand aus indischem Musselin und eine

Nachthaube, die „einer Königin würdig“ ist. Casanovawickelt ein Baumwolltuch als Turban um seinen Kopf, was ihm „das Furcht erregende Aussehen eines asiatischen Despoten in seinem Serail“ verleiht – und „bezwingt“ seine „Sultann“ nach „allen Regeln der Kunst“.

Der Botschafter, das Auge ans Wandloch gepresst, kommt ohne Zweifel auf seine Kosten. Das Paar exerziert Stellungen, die der Renaissance-Pornograf Pietro Aretino empfiehlt, würzt sie mit anmutigen Variationen, umschmeichelt einander mit improvisierten Versen.

Der Reigen der Figuren – die „Kerze“, das „Andreaskreuz“, die „Promenade“ – dauert bis zum Morgen. Zwischen den Akten stellen sie sich vor dem großen Wandspiegel in Positur: „Bei der Bewunderung unserer schönen Spiegelbilder überkam uns die Lust, sie zu besitzen.“ Tage später, bei einem gemeinsamen Abendessen, spart der Botschafter nicht mit Beifall. Er werde den Könner, verspricht er, beim Hof von Versailles einführen.

ANDERHALB JAHRE DANACH, am 26. Juli 1755, fällt der Vorhang. Bei Tagesanbruch steht der *messer grande*, der oberste Büttel der Republik, in Casanovas Schlafzimmer, um ihn zu verhaften.

Weshalb, kann Casanova nur vermuten: Einer der drei Inquisitoren, die seine Verhaftung befohlen haben, ist der Besitzer des Teatro Sant' Angelo, das die Komödien Chiaris spielt. Und Casanova



hat, um einem Patrizier zu gefallen, die Anti-Chiari-Partei mit bissigen Alexandriner-Versen unterstützt.

Jetzt, mutmaßt Casanova, rächt sich der mächtige Mann für die Kritik an seinem Dichter. Gewissheit bleibt ihm verwehrt: Es gibt keine Gerichtsverhandlung, keine Erklärung. Nur einen Spitzelbericht über Casanovas „Falschspielerei“, seine „Freigeisterei“ und „seine Geschicklichkeit, sich bei den Leuten beliebt zu machen und sie zu betrügen“.

Denn Venedigs Frivolität vollzieht sich in strenger Ordnung. Auführer schüchtern die Republik mit Verbannungen, Foltern und Todesstrafen ein; mit den roten Laternen an den Gondeln der Staatsinquisitoren; mit einem Heer von Spitzeln, die Tag und Nacht Gassen und Kaffeehäuser durchkämmen. „Löwenmäuler“ heißen die grimmigen Marmorgesichter mit den Briefschlitzen, die an den Mauern der Lagunenstadt die Denunziationen der Bürger erwarten.

Wen Venedigs Zorn trifft, der wird zur Galeerenfron verurteilt und auf der Piazzetta vor dem Dogenpalast gebranntmarkt, erhängt oder im Kanal ertränkt. Vielleicht landet er auch im Gefängnis, in den 19 unterirdischen Kerkern der Stadt. Oder unter den Bleidächern im Dogenpalast.

So ergeht es Casanova.

Er lässt sich fürs Gefängnis rasieren, wirft sich in Spitzehemd und Ausgehrack, „als ginge es auf eine Hochzeit oder einen Ball“. In den Bleikammern aber windet er sich unter Krämpfen und Hämorrhoiden. Er krümmt sich unter der niedrigen Decke, die ihn zum Buckel zwingt. Er leidet unter Hitze und Flöhen, Finsternis und Delirien.

Die Ausläufer des Erdbebens von Lissabon, die am Allerheiligenstag 1755 auch Venedig erzittern lassen, gaukeln ihm Befreiung vor – „der niederbrechende Palazzo“, fantasirt er, „hätte mich ohne den geringsten Schaden gesund, heil und frei auf das gute Pflaster des Markusplatzes werfen sollen“.

Ein anderes Mal gibt der Wahn ihm ein, ein Toter liege neben ihm – dabei ist es nur sein eigener eingeschlafener Arm.

Auf dem Dachboden, wo er sich täglich für eine halbe Stunde die Füße vertreten darf, findet er eine Eisenstange, kaum einen halben Meter lang. Er schmuggelt sie in seine Zelle, versteckt sie in seinem Sessel, wetzt sie mit einem Marmorbrocken zum Spieß.

In wochenlanger Arbeit bricht er damit den Fußboden auf: Nachts leuchtet ihm ein Docht aus Deckenstoff, gespeist mit Salatöl aus einem Suppennapf. Zum Anzünden nimmt er Zunder, den ihm sein Schneider zum Schutz des Stoffs vor Achselschweiß in den Rockärmel genäht hat, sowie Schwefel, den er zur Linderung seines Hauthausschlags bestellt, und Flintstein, den ihm der Wärter gegen angebliche Zahnschmerzen besorgt hat.

In letzter Minute scheitert die Flucht: Kurz vor dem geplanten Ausbruch wird er in eine neue Zelle verlegt. Dort machen unzuverlässige Zellengenossen den Plan zum unmöglichen Hasardspiel.

Da seine Zelle jetzt ständig durchsucht wird, tut er sich schließlich mit einem gefallenen Mönch aus der Nachbarzelle zusammen, denn er im Rücken einer Bibel sein Stemmeisen zukommen lässt: Dem Mönch gelingt es, die Decke seiner Zelle zu durchstoßen und von oben auch Casanova zu befreien.

In der Nacht zum 1. November 1756, 15 Monate nach seiner Verhaftung, klettert Casanova mit seinem Komplizen auf

den Dachboden des Gefängnisses; von dort aus dringen sie bis zum verschlossenen Hauptportal des Dogenpalastes vor – und wieder hilft ihm die Bühnenkunst. Er legt das Spitzehemd an, setzt seinen goldbetreßten spanischen Dreispiß mit dem Federbusch auf, wirft dem Mönch seinen Mantel über und tritt ans Fenster des Flurs.

Passanten, die glauben, dort sei ein Edelmann irrtümlich eingeschlossen worden, benachrichtigen einen Wächter, der dem Ausbrecherpaar die Tür öffnet. Casanova springt in eine Gondel, lässt sich ans Festland rudern, flieht über Bozen, Augsburg und Straßburg nach Paris.

VON NUN AN DURCHSTREIFT ER wie ein Wanderschauspieler Europa. Der Ruhm seiner tollkühnen Flucht, seiner Eleganz, seiner geschliffenen Konversation eilt ihm voraus. Fieberhaft sucht er nach Auskommen und Ansehen, ringt um den Applaus der „gebildeten Nationen“. 1759 legt er sich den Prunknamen „Chevalier de Seingalt“ zu – sein gutes Recht, wie er findet: „Das Alphabet ist jedermanns Eigentum; das ist unbestreitbar.“

18 Jahre lang glänzt er in Paris, in Sankt Petersburg, Warschau, London, Madrid. Er spricht bei Friedrich dem Großen vor, umgarnt die Zarin Katharina und ist auch von der Partie, wenn der König von Neapel zum Zeitvertreib Bucklige durch seine Säle schleudert.

Er liebt das Gesellschafts-Ballett des Spätabsolutismus, das über den Konti-



„Knied umklammerte ich den Spieß,
stieß ihn schräg in die Verbindungsstelle
zweier Bleiplatten und bog sie hoch,
bis ich zum Dachfirst hinaufsteigen konnte“

nen tanzt und ihm Hauptrollen auf den Leib schreibt – die er in tadelloser Haltung ausfüllt: „Meine Ringe, meine Tabaksdosen, die Ketten meiner diamantbesetzten Uhren, dazu mein mit Diamanten und Rubinen geschmücktes Kreuz, das ich an einem blutroten Band um den Hals trug, machten mich zu einer bedeutenden Persönlichkeit.“

Der französische Ex-Gesandte De Bernis, einst begeisterter Zuschauer seiner venezianischen Erotik-Show, verhilft ihm zu einem Direktorenposten bei der französischen Staatslotterie. Casanova gründet in Paris eine Seidenmanufaktur, reüssiert als Bergbau-Experte. Ersinnt „Projekte“, die er nie verwirklicht: eine Tabakfabrik in Madrid, eine Seifenfabrik in Warschau, eine Seidenraupenzucht in Russland, einen Kanal vom Mittelmeer zum Atlantik, die Pyrenäen entlang.

Mit seinem Portfolio zieht er von Hof zu Hof: „Ich weiß über Bergwerke, Mineralien, Salz, Schwefel und fast alles, was diese Bereiche betrifft, Bescheid“, röhmt er sich. „Ich habe Manufakturen für Kupfer, Malachit und Salpeter gebaut. Ich habe einen Plan, die Züchtung von Schafen zu verbessern, um ihre Wolle zu vervollkommen.“

Und er zeugt Kinder, wo immer er auftaucht: „Ich lachte innerlich darüber“, wird er sich erinnern, „dass ich überall in Europa Söhnen von mir begegnet.“

Doch immer wieder Verhaftungen, Vollstreckungsbefehle. Schulgefängnisse in Paris, Stuttgart und Köln, Ausweisungen aus Wien, Turin und Florenz, behördliche Demütigungen in Rom und Barcelona.

Die Haft wegen Waffenbesitzes in Madrid: die hastigen Abreisen nach einem Duell in Polen, nach einem geplatzten Wechsel in London. Aber auch die Hilfe mächtiger Männer, die ihn rettet. Und immer wieder die Gunst der Frauen, die sein hungriges Ego stärken.

Dass er in einem Jahrhundert lebt, das die Beziehung der Geschlechter als elegantes Spiel ansieht, erleichtert ihm seine Verführungen – zumal die sich für

diese freizügige Epoche durchaus im Rahmen halten: Was sind schon die knapp 120 Frauen in Casanovas 40 Jahre umspannender Autobiografie – drei pro Jahr! – gegen die 16 527 Liebhaber, welche die illustre Madame Dubois, Schauspielerin an der Comédie Française, in 20 Jahren katalogisiert haben soll?

DENN DIE ZEIT TRÄUMT von Machbarkeit. Es ist ja das Zeitalter, das Dampfkraft und Elektrizität hervorbringt, die Ballonfahrt und die moderne Chemie. Das Theater führt vor, wie man Unmögliches wahr macht: Hier steigen Geister und Schatten ins gedämpfte Bühnenlicht, schweben Götter und Genien durch die Luft. Meere wogen, Schiffe schlingern,

Häuser bersten. Vulkane brechen aus, Felsen wachsen aus dem Boden.

Und wie die Illusions-Maschinerie der Oper, die den Effektspezialisten höher schätzt als den Dirigenten, sind auch die boomenden Geheimwissenschaften wie Alchemie und Kabbalistik eine Technologie des Mirakels.

Es ist ein Wanderzirkus der Wunderträger, der zu Casanovas Zeit durch Europa zieht. Der Wiener Simon von Geldern klappert mit magischen Quadraten und Zahlenpyramiden die Höfe des Kontinents ab, um schließlich als „Hof-Cabalist“ und „Geheimer Magischer Rat“ beim Erbprinzen von Hessen zu landen.

Der sizilianische „Graf“ Cagliostro, nach Eigenaunkunft schon 300 Jahre auf



Die einfachen Venezianer erfreuen sich an den frechen Posseien der Komödianten und der Artistik der Gaukler, vorgetragen auf den Plätzen der Stadt (Ölbild von Giandomenico Tiepolo, um 1793). Casanova verachtet das Volk – er will zur Patrizierkaste gehören



In Venedig, der Hauptstadt der Masken, ist alles Theater. Selbst im Gesprächsräum des Klosters Santa Zaccaria, wo die Nonnen hinter vergitterten Fenstern Besuch empfangen, unterhalten Puppenspieler die Kinder (Gemälde von Giovanni Antonio Guardi, um 1753)

der Welt, verblüfft mit Goldmacherei, Diamantenvergrößerungen und einer „Ägyptischen Loge“, die mit großzügigen Spenden ihrer Anhänger nach vergrabenen Schätzen und magischen Schriften forscht.

Und der selbst ernannte Graf von Saint-Germain dient Europas Fürsten seinen „Uräther“ an, nie gesehene Farbstoffe sowie ein „ganz neues Metall, dessen Eigenschaften höchst überraschend sind“.

Casanova zaubert mit. Schon mit acht Jahren hat er bei einer alten Frau auf der Insel Murano die Mechanik des Mirakels kennengelernt, als sie ihn in eine Truhe setzte und schreiend, singend und trommelnd vom Nasenbluten heilte. Jetzt versucht er, dem Prinzen von Kurland ein fantastisches Rezept zur Goldherstellung zu verkaufen: „Man nehme vier Unzen guten Silbers, löse es in Scheidewasser auf und falle es nach den Regeln der Kunst mit einer Kupferplatte aus...“

1757 begegnet er, 32 Jahre alt, in Paris der 20 Jahre älteren Marquise Jeanne d'Urfé, einer glühenden Adeptin der Alchemie, die „nur wegen ihrer allzugroßen Gescheitheit verrückt“ ist. Er wird ihr Liebhaber – und verwandelt, wenn auch nicht Blei, so doch die Gläubigkeit der fanatischen Dilettantin in Gold.

Er zeigt ihr, wie man chiffrierte Handschriften liest – und sie, beeindruckt, bestürmt Casanova, ihr bei ihrer Wiedergeburt im Körper eines neugeborenen Knaben zu helfen. Er präsentiert ihr eine Auserwählte, mit der er jenen Sohn zu zeugen verspricht, in den dann Madames Seele fahren kann.



Essenzen zur Ehre des Mondes und warten auf den Aufgang des Trabanten.

Feierlich legt das Paar die Kleider ab. Casanova nimmt die Gräfin an der Hand, führt sie zum Wannenrand, den Antwortbrief des Mondes in der Linken verborgen. Unter magischen Worten, die er selbst nicht versteht und die Madame ergriffen wiederholt, entzündet er Wacholderbranntwein in einer Alabasterschale.

Die Marquise hält ihren Brief in die Flamme, und ihr ist, als stiegen die Buchstaben des Mondstrahl empor. An dächtig lassen die beiden sich in der Wanne nieder.

Zehn Minuten später steigt wie von Geisterhand der kosmische Antwortbrief an die Wasseroberfläche, kreisrund, mit silbernen Buchstaben auf eisgrünem Papier: Die Wiedergeburt müsse leider auf das kommende Frühjahr verschoben werden. Die Gräfin nimmt die Botschaft an sich, entsteigt voll Würde mit ihrem Priester der Wanne – und gehorcht.

Sieben Jahre lang hält Casanova die „prachtvolle Verrückte“ mit derlei Ritualen in Bann. Erleichtert sie um rund eine Million Franc. Und bricht die Beziehung ab, ehe der Betrug auffliegen könnte. Schwindel sei zwar ein Laster, gibt er zu – aber List könne für „Klugheit des Geistes“ gelten.

DENN DIE SPIEGEL, die Casanova so liebt, sind nicht nur Sinnbild für Eitelkeit und Wollust, sondern auch für Wissen und Wahrheit. Schon der Vater hat, wie viele

Er setzt eine Vollmondnacht im April für die Operation fest, erklärt den ersten Versuch für gescheitert, plant einen zweiten in Aachen, findet jetzt aber das Medium untauglich, entweicht „von einem bösen Genius“.

Schließlich beschwört er die Marquise, brieflich den Mond um Hilfe zu bitten. Am astrologisch perfekten Tag speist er mit ihr in einem Gartenhaus. Vor dem Zeremonienraum steht eine große Badewanne, gefüllt mit lauwarmem Wasser und Elixieren, die dem Nachgestern schmeicheln. Die beiden verbrennen Räucherwerk, versprengen unter Gemurmel „und Gebeten kostbare

Protagonisten des „Maschinentheaters“ seiner Zeit, solide Kenntnisse in Optik und Mechanik erworben. Und auch Giacomo ist ein Mann der praktischen Wissenschaften, ein Bewunderer Isaac Newtons, Liebhaber der Mathematik, der Chemie, der Medizin.

Er hat „Experimentalphysik“ studiert, führt eine Reisebibliothek von 60 bis 100 Bänden mit sich und verführt eine Contessa mittels mathematischer Instrumente, astronomischer Vorträge und Einführungen in die Philosophie des Rationalisten Christian Wolff.

Die Ideen der Aufklärer sind ihm vertraut – auch wenn sie ihm unzweckmäßig erscheinen: „Das Volk kann nur glücklich sein“, belehrt er den Skeptiker Voltaire bei einem unbehaglichen Treffen in Genf, „wenn es niedergehalten, getreten und an die Kette gelegt wird.“

Dennoch hegt er tiefe Bewunderung für den Fortschrittsfreund, und mit dem Enzyklopädisten Jean le Rond d'Alembert korrespondiert er bis zu dessen Tod.

Seine okkulte Taschenspielerei ist ja nur die Nachseite seiner Universalbildung, seiner chronischen Neugier, die er mit seiner Zeit teilt: Casanova ist ein Techniker des Glücks, ein Ingenieur der Wünsche – nicht zuletzt seiner eigenen.

So ist auch sein Hang zum Glücksspiel kein Kult des Zufalls, sondern der Methode: Im „Ridotto“ nahe dem Markusplatz, wo für die Zocker Maskenpflicht herrscht, hat sich auch Casanova einst seine Sporen verdient.



„Um das geliebte Geschöpf in meine Arme zu schließen, lasse ich mich auf sie fallen. Die Bretter, auf denen die Matratze liegt, verschieben sich, und das Bett bricht zusammen.“

In seiner Militärzeit auf Korfu hat er „die weisen Regeln“ des Betrugs gelernt, „ohne die alle Liebhaber von Glücksspielen zugrunde gehen“ – und deren Anwendung keineswegs als Schande gilt. Casanova übt sich in Bassette, Biribi, Piquet, Primero, Quinze, Whist und im Pharao, dem beliebtesten aller Spiele.

Und in vollendetem Haltung, mit der Maske der guten Laune, nimmt er es hin, wenn er verliert. Er ist zwar „empfindlich gegen Verluste“, aber „stark genug, meinen Missmut zu verbergen“, wie er sich rühmen wird: „Meine natürliche

Heiterkeit verdoppelte sich gerade dann, wenn ich mich künstlich dazu zwang.“

Er hat sich im Griff. Sogar seine Niederlagen organisiert er noch selbst – alles andere wäre eine Bankrotterklärung seiner Intelligenz: „Ich würde verrückt“, schreibt er, „wenn ich in meinen Selbstgesprächen mir sagen müsste, ich sei ohne meine Schuld unglücklich.“

Mittels Selbstinszenierung, Selbstkontrolle, Selbstüberredung verführt er seine Umwelt; und wenn es niemanden zu verführen gibt, verführt er sich selbst. Denn niemanden, so bekennt er gegen

Ende seines Lebens, liebt Casanova schließlich so wie Casanova.

Er ist ein Automat der Verführung, ein säuselnder, tanzender Spezialeffekt. In der Stadt der Gondeln und des Gleitens hat er die Routine der Reibungslosigkeit gelernt; Gefühle und Leidenschaften wären in dieser Mechanik nur Sand im Getriebe.

UND SO BRINGT erst eine *amour fou* schließlich den Motor ins Stottern. Es geschieht in der Nebelstadt London, wo Casanova der Tochter einer alten Be-



Die Patrizier ahmen die Rokoko-Pracht des französischen Hofes nach: Gold und Spitze schmücken die Gewänder, die Herren tragen Rouge im Gesicht und gelockte Perücken – wie diese Familie eines hohen Beamten (Gemälde von Alessandro Longhi, 1760)

kannten aus Paris begegnet: der Kurtisane Mari-Anne-Geneviève Augspurgher, genannt „La Charpillon“. Sie besitzt eine „Schönheit, an der man schwerlich irgendeinen Fehler entdecken konnte“, trügerisch umweht von jener „Vornehmheit, die man im allgemeinen nur durch hohe Geburt erwirbt“.

Gemeinsam mit ihrer Mutter und zwei Tanten verstrickt sie ihn nun in ein Spiel von Lockung, Demütigung und Zurückweisung, erleichtert den verzweifelt Verliebten in 14 Tagen um mehr als 400 Guineen – um sich schließlich von Casanova in den Armen eines Barbiers entrappen zu lassen.

„Dieses Mädchen hatte von vornherein die Absicht, mich unglücklich zu machen“, beklagt er sich später. „Und sie hatte es mir sogar gesagt.“

Erstmals verliert Casanova, geschützt von Fieber und „abgrundtiefer Traurigkeit“, die Contenance. Er zerreißt der Unerbittlichen das Hemd. Knapp hält er sich zurück, sie zu würgen. Ein anderes Mal setzt er ihr ein Messer an den Hals. Erwähnt sogar kurz den Einsatz eines jener Notzuchtsstühle für 100 Guineen, die das Opfer automatisch fesseln und in willige Stellung bringen. Schließlich taumelt er zur Themse, um sich zu ertränken, zwei Pistolen im Rock und Bleikugeln in den Taschen.

Auf der Westminster Bridge spricht ihn ein junger Londoner Playboy an, lädt ihn ins „Cannon“ zum Lunch ein – und holt ihn so ins Leben zurück. Casanova kauft einen Papagei, dem er nur einen Satz beibringt: „Miss Charpillon ist eine noch schlommere Hure als ihre Mutter.“

Das tut gut. Doch in diesem September 1763, erkennt der 38-Jährige, beginnt er „zu sterben“.

Nicht nur die Damen wenden sich von ihm ab („Ich möchte mich noch so bemühen, die Frauen wollten sich nicht mehr in mich verlieben“), auch der Erfolg beim Glücksspiel lässt ihn von nun an im Stich.

Bald ahnt Casanova, „dass ich meine ganze Zeit vergeudet hatte, und das be-

deutete, dass ich mein Leben vergeudet hatte“. 1774 erfährt er seine Begnadigung durch die Staatsinquisition seiner Heimatstadt: Mit fast 50 Jahren darf der müde Nomade nach Venedig zurückkehren.

Noch diese Gnade ist Frucht der Verstellung. Casanova, der sich einst, im Kerker schmachtend, an die „Spirte des Volkes“ geträumt hatte, „um die Regierung auszutilgen und das Patriziat niedermetzeln“ – dieser Casanova hat sich jetzt mit einer Jubelschrift auf die venezianische Republik empfohlen, die noch die Bleikammern zum Sanatorium verklärt: „Die Luft, die man dort atmet, ist gut, und der Nahrung erlangt es dort nicht, noch allen Bedarfs zum Leben.“

DOCH IN VENEDIG ist Europas Held plötzlich ein Niemand. Sein erfundener Adelstitel ist hier nichts wert. Unter dem Decknamen Antonio Pratolino muss er sich als Spitzel der Staatsinquisition verdingen, verfolgt für 15 Dukaten im Monat Verdächtige auf der Straße und Gespräche in Cafés, prüft Aktbilder in der Malerakademie und Bühnenstücke im Teatro San Benedetto.

In einem Bericht über die „extreme Freizügigkeit des Umgangs der Ge-schlechter“ gibt der Sünder jetzt den Moralapostel: „Die Verderbtheit der Sitten schreitet von Tag zu Tag fort.“ Ein Tanzstück, das „in leicht beeinflussbaren Gemütern einen gewissen Geist des

Aufruhrs“ erregen könnte, meldet er an die Behörden: Das Ballett wird, unter Todesandrohung für den Impresario, verboten.

Er versucht sich als Theaterdirektor, organisiert Auftritte einer französischen Schauspieltruppe im Teatro Sant’Angelo – und gibt drei Monate später wieder auf. Dann wieder wirft er sich auf die Schriftstellerrei: Nirgendwo in Italien wird ja so viel gelesen wie in Venedig. Und mit Worten Wirkung zu erzeugen – das ist es, was er sich zutraut.

Denn Casanova liebt die Sprache, die erst den Sinnengenuss zur Freude macht: Junge Mädchen, die ein „derbes Schweizerdeutsch“ sprechen, beleidigen seine Libido. Einer jungen Russin bringt er erst Italienisch bei, bevor er sie in die Liebe einführt. Und der berühmten Londoner Kokotte Kitty Fisher, die nur Englisch spricht, verweigert er bedauernd die Kundschaft: „Ohne Worte verliert die Liebe mindestens zwei Drittel ihres Reizes.“

Er beginnt eine Übersetzung der „Ilias“, eine Streitschrift gegen den toten Voltaire und einen utopischen Roman über ein musikalisches Zwergenvolk unter der Erde, der aber nicht mehr als 156 Subskribenten findet. Schreibt ein hauchdünnes mit Mythologie verbrämt Pamphlet, in dem er sich zum natürlichen Sohn des Theaterunternehmers und Patriziers Michele Grimani erklärt.

Dessen wirklicher Sohn, Giovanni Carlo Grimani, tobt vor Zorn – und seine



„Sie macht eine Anstrengung; aber ich sage ihr, wenn sie sich nicht ohnmächtig stelle, werde sich der Kutscher umdrehen und alles sehen“



Sie sind die Könige der venezianischen Bühnen – und das Publikum verlangt nach immer mehr von ihnen: Der Dichter Carlo Goldoni (oben, Porträt von 1760) schreibt 137 Komödien, Antonio Vivaldi komponiert 94 Opern (links ein um 1723 entstandenes angebliches Bild des Musikers)

Standesgenossen ergreifen seine Partei: Für den Geschmack der Patrizier ist der Adelsdarsteller dieses Mal zu weit gegangen. Der Prokurator von San Marco rät ihm dringend, Venedig zu verlassen.

Und weiter geht die Reise für den erschöpften, alternden Abenteurer: Wien, Innsbruck, Frankfurt, Spa, Rotterdam, Paris, Dresden, Prag. Er findet Unterschlupf beim Grafen Joseph Karl von Waldstein, einem Freimaurer wie Casanova, der in seinem Schloss Dux in Böhmen für seine 40 000 Bücher einen Bibliothekar gebrauchen kann: Dort kriecht der Venezianer unter, für die 13 Jahre, die ihm noch bleiben.

Und er hadert. Er hadert mit der Langeweile, mit den Gästen und Domestiken des Grafen, die ihm die schuldige Achtung verweigern. Die lachen, wenn er seine französischen Verse vorzeigt; wenn er italienische Verse mit Gesten untermaut; wenn er sich verbeugt, wie man sich vor 60 Jahren verbeugte. Die lachen, wenn er Menettu tanzt und wenn er seine weiße Feder trägt, seinen goldbestickten Seidenanzug und seine schwarze Samtweste, seine seidenen Strümpfe und seine Strumpfbänder mit den Bergkristall-Schnallen. „Abschaum“, schreit er, „ihr seid alle Jakobiner.“

Denn inmitten des Gelächters ist das Brausen des Bastille-Sturms von fern in seine Wälder geweht. Das ist kein Spiel mehr, sondern bitterer Ernst: der letzte Walzer jenes Maskenballs, für den er geboren ist, „Die verdammte Französische Revolution“, schnaubt er, „beschäftigt mich den ganzen Tag.“

Und weil die kleine Welt, die ihn jetzt umgibt, nur noch Spott für ihn übrig hat, wendet er sich noch einmal an die große: 1789 beginnt er seine „Histoire de ma Vie“ – eine „Komödie“ mit „drei Akten“.

„Wird man sie auspeifen“, schreibt er, „so hoffe ich, dass es mir niemand sagt.“

Er schreibt wie besessen, 13 Stunden am Tag. Die Koketterie hat ihn noch nicht verlassen. Treuherzig beteuert er die Hoffnung, „dass meine Geschichte nicht veröffentlicht wird“ – und flirtet doch immer wieder schamlos mit dem Publikum: „Lieber Leser, ich bitte dich, mir zu folgen“, schreibt er, „denn wenn du mich im Stich lässt, bist du unhöflich.“

Wie die Sonnenuhr zählt er nur noch die heiteren Stunden. Die Selbstzweifel der späten Jahre, das Altern seines Körpers, der schmachvolle Abschied aus der Heimatstadt – all das bleibt hinter dem

Vorhang. „Die wahre Liebe“, beteuert er jetzt, „ist die, der alle Lust fremd ist.“

Die Memoiren enden im Sommer 1774 in Triest, kurz vor der Rückkehr nach Venedig, „denn vom Alter von 50 Jahren an kann ich nur Trauriges berichten“. Die Autobiografie wird sein einziger literarischer Erfolg – lange nach seinem Tod.

„Entweder bin ich nicht für Venedig gemacht, oder Venedig ist nicht für mich gemacht“, schreibt Casanova, „oder beides.“ Doch auch wenn er mit der Serenissima immer wieder in Konflikt geraten ist – so getreu spiegelt er sie, dass selbst sein Schicksal mit dem Venedigs verknüpft scheint: Als die Republik dem Untergang entgegengesetzt, sinkt auch sein Stern.

Der letzte Karneval der Republik, im Jahr 1796 – Napoleon Bonaparte steht schon auf venezianischem Territorium –, ist ausgelassen wie keiner zuvor. Im Mai 1797 besetzen 4000 französische Soldaten die Stadt. Die Revolution erklärt die Privilegien der Patrizier für abgeschafft, pflanzt auf der Piazza den Freiheitsbaum auf. Der letzte Doge, Lodovico Manin, dankt am 12. Mai 1797 ab. Er ist nur ein Jahr jünger als Casanova.

Im folgenden Jahr stirbt der greise Abenteurer auf Schloss Dux, 73 Jahre alt. Die Welt hat ihn vergessen; erst gut anderthalb Jahrhunderte später wird der vollständige Text seiner Memoiren erscheinen. Und Casanovas Name wird zum Markenzeichen werden, das einem ganzen Typus den Stempel aufdrückt.

„Der Tod ist ein Ungeheuer“, hat er geschrieben, „das einen aufmerksamen Zuschauer aus dem Welttheater vertreibt, noch bevor das Stück, das ihn ungemein fesselt, zu Ende ist.“

Jetzt holt er den Schauspieler. Und das Publikum ist längst nach Hause gegangen. □

Jörg-Uwe Albig, 47, ist Journalist und Schriftsteller in Berlin (sein jüngster Roman „Land voller Liebe“ ist 2006 im Tropen Verlag erschienen). Die Radierungen von Jules Adolphe Chauvet sowie die Zitate folgen der 1876 erschienenen, französischsprachigen Ausgabe der Memoiren Casanovas.



Zeigen Sie Ihren Kindern die Gesichter der Welt.

GEOlino – das Monatsmagazin für junge Entdecker: spannende Berichte über Menschen, Tiere, Natur, Technik und tolle Extras zum Spielen, Rätseln oder Sammeln.



Der letzte Doge

Ende des 18. Jahrhunderts ist Venedig längst keine Großmacht mehr. Die Patrizier interessieren sich kaum noch für ihre Stadt, Flotte und Heer sind schwach. Als Napoleons Truppen die Lagune bedrohen, unterwirft sich der Doge – und der Große Rat beschließt das Ende der Republik

von FRANZ LENZE UND ANDREAS SEDLMAIR

Am Morgen des 12. Mai 1797 betritt Lodovico Manin die Sala del Maggior Consiglio. Es ist der Tag, an dem die Republik Venedig untergehen wird. Noch einmal haben sich die *nobili* zum Großen Rat versammelt, doch nur 573 Patrizier sind erschienen. Die übrigen 596 Plätze bleiben leer.

Viele Ratsherren sind vor den Unruhen in der Stadt geflohen, andere trauen sich nicht mehr, ihr Haus zu verlassen. Napoleons Truppen stehen an den Ufern der Lagune, bald werden sie die Stadt besetzen.

Was bleibt den Ratsherren zu tun in dieser kläglichen Sitzung in der Geschichte Venedigs? Eines ist klar: Niemand will den Franzosen entgegentreten, die in Italien von Sieg zu Sieg ziehen. Angesichts der militärischen Schwäche Venedigs wäre dies ein selbstmörderisches Unterfangen.

Seit einem guten Jahrhundert bereits schwindet die politische Kraft der einst so

mächtigen Serenissima. Es ist auch ein Verfall im Innern: Die Nobili, die Führungsschicht der Republik, wenden sich im 17. Jahrhundert vom Staat ab. Viele Patrizier ziehen sich auf ihre Güter auf dem Festland zurück, zu nachlässig, um sich dem politischen Alltag in den Räten zu widmen.

Immer weniger Nobili sind Kaufleute oder Unternehmer. Wer es sich leisten kann, lebt von Grundbesitz. Weniger begüterte Patrizier, häufig schlecht ausgebildet und korrupt, drängen auf Posten in der Verwaltung – um Geld zu verdienen, nicht aber, um zu arbeiten. Andere verkaufen ihre Stimme im Großen Rat an jeden, der genug bietet.

Bald regieren fast nur noch der Doge und ein kleiner Kreis von Honoratioren.

Außenpolitisch entwickelt Venedig seit Mitte des 17. Jahrhunderts kaum noch Initiative – aus Einsicht in die eigene Schwäche. Konflikten müssen die Politiker aus dem Weg gehen, und je länger diese

erzwungene Neutralität andauert, desto schlechter wird der Zustand des Landheeres und der Verteidigungsanlagen auf dem Festland.

Etwas besser steht es um die Flotte, doch die frühere Dominanz im östlichen Mittelmeer ist längst dahin. Immerhin: Noch gehören weite Teile Oberitaliens zum Staatsgebiet, von Bergamo bis Udine.

Im März 1789, wenige Monate bevor die Revolutionäre in Frankreich die Bastille stürmen, wird Lodovico Manin zu Venedigs 120. Dogen gewählt.

Ein energischer Reformer ist er nicht, der einstige Chef der Baubehörde von San Marco. Venedigs Große, die angesichts leerer Staatskasen auf Manins Reichtum spekulieren, küren ihn gegen seinen Willen zum Dogen.

Und kaum ist das Votum beendet, bricht Manin zusammen. Die Traditionalisten räunen: „Mit unserer Republik ist es vorbei.“

Wenige Jahre später zieht noch dazu Gefahr von außen

auf: 1792 beginnt der Krieg der Monarchien Europas gegen das revolutionäre Frankreich. Vier Jahre darauf kämpfen französische Truppen auch in Oberitalien, vor allem gegen Österreich, das hier Besitzungen hält.

Napoleon Bonaparte, Frankreichs Oberbefehlshaber der Italienarmee, fordert Venedigs Senat im Herbst 1796 viermal auf, an seiner Seite zu kämpfen. Viermal lehnt die Republik ab: Sie ist neutral und will es auch bleiben.

Dass Franzosen und Österreicher nach Belieben über den venezianischen Festlandsbesitz marschieren, dass sie Festungen und Städte der Serenissima besetzen – all das tolerieren Venedigs Herrscher, solange sie nicht am Krieg teilnehmen müssen.

Doch Frankreichs Feldherr, der im Patriziat ohnehin nur Gestrigie sieht, ist in seinem Stolz verletzt. Für ihn ist Venedig fortan ein Feind.

Als seine Truppen die österreichischen Soldaten im Frühjahr 1797 aus Italien vertreiben und ein Friedensschluss mit Österreich immer näher rückt, reift in Bonaparte der Gedanke, Venedigs Landbesitz als Verhandlungsmaße einzusetzen: Der habsburgische Kaiser soll ihn als Ausgleich für den Verlust Belgiens und der Lombardei erhalten.

Nun braucht der General nur noch einen Vorwand für den Angriff auf die Republik.

Im März 1797 verjagen italienische Revolutionäre, unterstützt von Napoleons Truppen, in Bergamo und Brescia die Würdenträger Venedigs und richten neue Gemeinderäte ein. In jeder Stadt, die sie erobern, erklären sie die Herrschaft des Dogen für been-

det. Zwar flackert mancherorts Widerstand auf, doch die Franzosen kämpfen den Aufruhr mühevlos nieder.

Aus Angst vor der Rache Bonapartes traut Venedig sich nicht, den Aufständischen zu helfen. Dennoch rücken dessen Truppen bis an die Lagune vor. Am 1. Mai erklärt Bonaparte Venedig den Krieg.

Die gleichzeitig zugestandene Waffenruhe müssen Venedigs Politiker nutzen, um Napoleons wichtigste Forde rung zu erfüllen: die Abschaffung der Republik.

Und so versammelt sich an jenem 12. Mai 1797 die Elite der Serenissima ein letztes Mal im Dogenpalast. Lodovico Manin, gehüllt in seine hermelingeftürtete Robe, blickt in die Runde der 573 Patrizier, er blickt in ratlose Gesichter.

Plötzlich krachen Schüsse. Ganz nah. Die Versammelten springen auf. Doch es sind weder die Franzosen noch

rebellische Venezianer: Die letzten Truppen, die der Stadt geblieben sind, verabschieden sich mit einem Salut über der Lagune.

Dann segeln sie davon, angeführt vom Militärgouverneur. Und lassen die Serenissima wehrlos zurück.

Nun zögern die Ratsherren nicht länger. Ein letztes Mal stimmen sie im Namen der Republik ab: Gemeinsam beschließen sie deren Untergang, den Verzicht auf ihre Privilegien, das Ende der Patrizierherrschaft. Ganz leise und unspektakulär löst sich der Große Rat auf. Danach eilen alle nach Hause.

Lodovico Manin verlässt den prächtigen Saal, schreitet in seine Privaträume, streift die Robe ab und hebt den *corno ducale* vom Haupt, den Dogen hut. Zu einem Diener sagt er: „Stell ihn weg, ich werde ihn nicht mehr brauchen.“

Hunderte tobten zu dieser Stunde durch die Straßen, Anhänger Frankreichs und

der Demokratie, laut skandieren sie: „Freiheit! Freiheit!“ Vielstimmig hallen aber auch die „Viva San Marco!“-Rufe über die Plätze. Es lebe Venedig!

Die Freunde der alten Republik stürmen die Häuser jener, die sich als Demokraten zu erkennen geben. Doch der Obrigkeit, noch von Lodovico Manin provisorisch eingesetzt, gelingt es bald, für Ordnung zu sorgen: Eine rasch zusammengestellte Truppe treibt die Aufrührer zur Ponte di Rialto, dorthin, wo bereits leichte Geschütze postiert sind.

Sechs Menschen sterben im Hagel der Geschosse, dann herrscht Ruhe.

Vier Tage später, am 16. Mai 1797, besetzen zum ersten Mal in der Geschichte Venedigs fremde Truppen die Stadt. Etwa 4000 Soldaten Frankreichs setzen vom Festland über und paradieren auf dem Markusplatz.

Noch am selben Tag setzen die Franzosen eine

neue Regierung ein, einen Rat von 60 Bürgern. Drei Wochen später verbrennt dieser Rat auf dem Markusplatz eine Kopie des „Goldenene Buches“, das alle Patrizierfamilien verzeichnet, sowie andere Symbole der alten Herrschaft.

Und Lodovico Manin?

Venedigs letzter Doge zieht sich in sein Haus im Stadtteil Cannaregio zurück. Als er 1802 stirbt, gehört die Stadt schon lange nicht mehr den Franzosen: Wie von Napoleon geplant, wurde sie ein halbes Jahr nach ihrer Kapitulation im Friedensvertrag von Campo Formio den Österreichern übergeben.

1805 fällt sie an das napoleonische Königreich Italien, wechselt 1815 an das habsburgische Lombardo-Venetien und gehört ab 1866 zum neuen Staat Italien.

Unabhängig wird Venedig nie wieder. □

Franz Lenze, 37, ist Journalist in Hamburg.

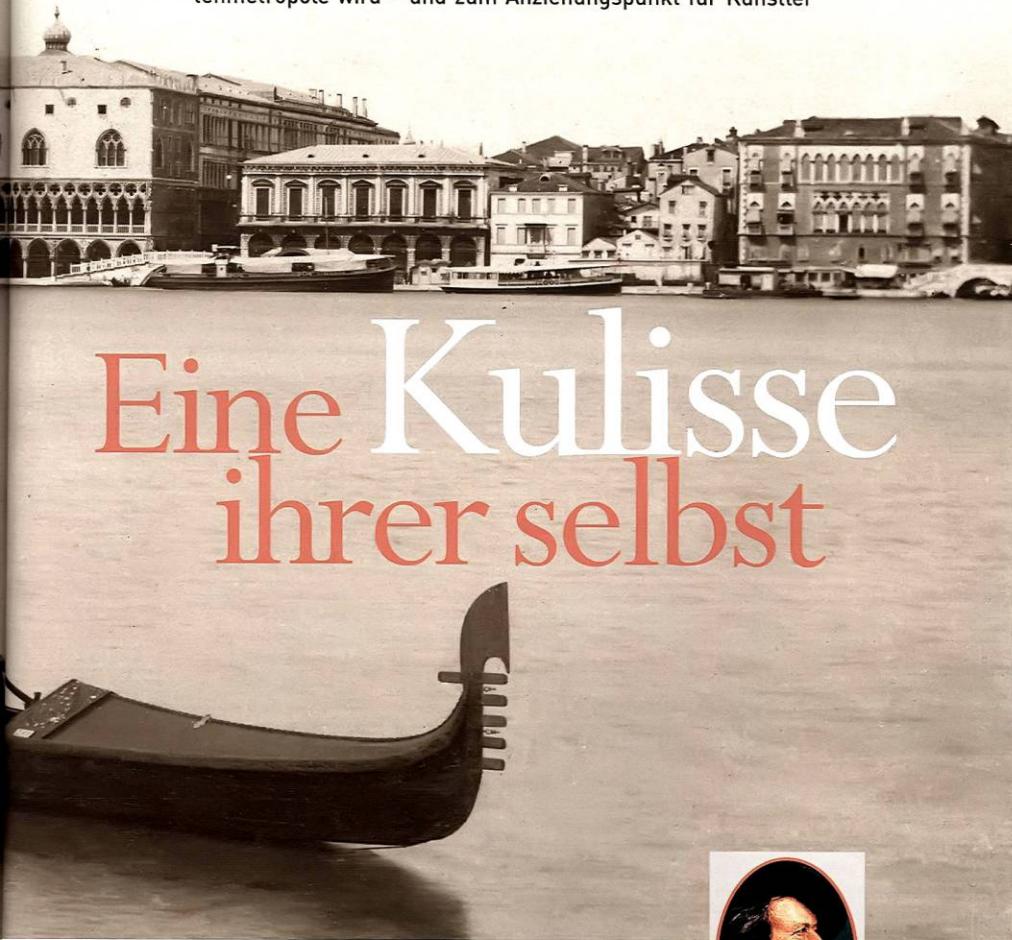


Erst zehn Jahre nach dem Ende der Republik besucht Napoleon 1807 Venedig. Trotz des prunkvollen Empfanges, hier eine zeitgenössische Wiedergabe, verachtet der Franzose die Traditionen der Serenissima



Gondolieri benötigen anderthalb Stunden, um die Lagune zu queren und Reisende nach Venedig zu bringen. Doch als Richard Wagner 1858

Paläste bröckeln, Brücken verrotten, Kirchen modern: Venedig ist im 19. Jahrhundert eine Stadt im Niedergang. Zahlreiche Bewohner verlassen ihre Heimat. Doch der erlöschende Glanz lockt Reisende in die Lagunensiedlung, die zu Europas Touristenmetropole wird – und zum Anziehungspunkt für Künstler



Eine Kulissee ihrer selbst

die Stadt besucht, legt die Eisenbahn die 4,5 Kilometer lange Strecke bereits in wenigen Minuten zurück





Als wäre die Republik nie untergegangen, inszenieren die Venezianer weiterhin ihre traditionellen Feste. Bei der Regata Storica etwa bejubeln sie in historischen Kostümen den Nachbau des Dogen-Prunkschiffs auf dem Canal Grande, den die Rialtobrücke (oben) überspannt

E VON BIRGIT LAHANN

Es ist Nacht. Der Sturmwind tobt. Er steht mit wehendem Haupthaar auf dem Balkon des Palazzo Giustiniani und stiert in die schwarzen Fluten des Canal Grande. Soll er springen? *Mein Sprung*, schreibt er an Mathilde, die ferne, unerreichbare Geliebte, *mein Fall wär nicht vernommen worden. Ich war der Qualen frei, sobald ich sprang.*

Doch Richard Wagner springt nicht. Es bleibt bei der großen Pose. Ein Doppelselbstmord mit der verheirateten Freundin, ja, das wäre was gewesen: Liebestod an Allerseelen in Venedig! Aber allein? Nein. Da arbeitet er dann

doch lieber seine Qualen ab. Sitzt in diesem gotischen Gemäuer und stürzt sich ins brausende Meer der Musik, in den Zweiten Akt von „Tristan und Isolde“.

Otto Wesendonck, der millionenschwere Gatte der Geliebten, hatte ihn aus seiner pompösen Villa mit Blick auf den Zürichsee gedrängt, in die der 45-jährige Komponist sich langsam einzunisten drohte. Ja, der Hausherr war großzügig, zahlte die Reise nach Venedig. Nur weg mit diesem Schmarotzer!

Der lässt 1858 seine herzkrankte Frau Minna samt der heiß begehrten Mathilde zurück und leistet sich mit dem Geld des gehörnten Ehemanns Logis im fürstlichen Palazzo. Beseitigt den zerschissenen Glanz, ordert venezianische Stoffe, schweren roten Samt und festliche Tapeten, lässt seinen Flügel

kommen, und aus dem rauscht bald Tristan und Isoldens Liebeslust durch die mächtigen Säle.

Der Meister schöpft bis zum Nachmittag. Natürlich in reiner Seide. Er braucht die feinen Roben. Schließlich ist er dabei, sich zu erlösen und die *größte Tragödie* überhaupt zu erschaffen.

Nach der Arbeit lehnt er sich dann erschöpft in einer Gondel zurück, lässt sich zum Markusplatz schaukeln, isst im Restaurant *gut, aber teuer*, löffelt an der Mole ein Eis im Glas, ist gegen acht Uhr zurück in seinem Palast, sinn oder liest oder schreibt Bettelbriefe, denn das Geld ist weg und die Miete längst überfällig. *Ich brauche von der Welt nur Geld: Sonst habe ich alles.*

So sehnt sich Richard-Tristan ein paar Monate lang wollüstig und selig nach



Im Jahr 1844 besuchten rund 112 000 Menschen Venedig – fast ebenso viele, wie die Stadt Einwohner zählt. Die Touristen drängen sich zwischen Souvenirläden auf der Rialtobrücke (links) oder bestaunen festliche Umzüge, die den Canal Grande auf improvisierten Pontonbrücken überqueren

Mathilde-Isolde, und ihm strömen die Tränen über beim Komponieren.

VENEDIG, DIE SCHAUVIGEBORENE, die schöne Moribunde, ist seit ihrem Sturz von der politischen Weltbühne zur Traumkulisse für Liebesleidende geworden. Es ist die sinnlichste Rolle, die sie spielt. Und die ist lange vorbereitet worden. Shakespeare ließ Othello, den Mohr von Venedig, seine Desdemona bis in den Mord hinein lieben. Casanova rang in seinen Memoiren mit Nonnen und Kurtisanen und machte Venedig mit lasziven Liebesspielen zum fröhlichsten Bordell.

Als der junge Carlo Goldoni wieder einmal in seiner Heimatstadt ist, wird er von einer Liebestollen verfolgt.

Sie war mager, hatte grüne Augen, und die Schminke lag hoch auf ihren bleichen, gelblichen Wangen. Nein wirklich, er liebt sie nicht, aber die Dame schleptet ihn in eine Gondel, fährt mit ihm hinaus in die breite Lagune, die Venedig umgibt, und da zieht der Gondoliere dann gnädig die Vorhänge zu.

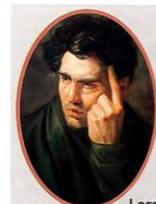
Der Komödienschreiber wird sie auf die Bühne bringen, diese wollüstigen Weiber, und dazu die Patrizier, Diener, Fischer, Kammerzofen, Kaufleute, Heiratsvermittler, Jungfrauen und Gondolieri, also das ganze Stadtpersonal. *Meine Helden waren Menschen und keine Halbgötter*, schreibt er in seinen Memoiren, und die Venezianer lieben ihn dafür.

Goethe hatte schon als Kind, wenn er brav war, mit

einer kleinen Gondel spielen dürfen, die sein Vater mitgebracht hatte. Als er selbst dann auf seiner italienischen Reise in Venedig Station macht, grüßen ihn die Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige wie alte Bekannte.

Schiller war nie in Venedig. Aber er lässt seinen Roman „Der Geisterseher“ in dieser Sehnsuchtsstadt spielen: Es ist Karneval, fast Mitternacht, die letzten Masken huschen über den Markusplatz und verschwinden in den Gassen. Da taucht sie aus der Dunkelheit auf, die unheimliche armenische Maske ...

Von da an peitscht Schiller seine Leser durch eine wilde Spukgeschichte, die als Fortsetzungsroman erscheint. Sein Publikum kann nicht genug davon bekommen, und Schiller bedient es, bis



Lord Byron, Poet aus England, lässt sich 1816 in Venedig nieder



1857 lässt ein reicher Venezianer auf dem Lido ein mondänes Strandbad errichten. Luxushotels entstehen, so das »Excelsior« mit seiner orientalischen Fassade (rechts). Adelige und wohlhabende Bürgerliche aus ganz Europa verbringen auf dieser Nehrung, rund drei Kilometer vom Markusplatz entfernt, ihren Urlaub. Luxuriöse Badehütten bieten Gästen auch am Strand Komfort – wie 1925 dem rumänischen König Ferdinand I. (oben, mit Bart)





er keine Lust mehr hat und vor dem Ende aufhört.

Lord Byron hat den „Geisterseher“ als Knabe mit wohligen Schauder gesehen. *Ich bin nie bei Mondlicht den Markusplatz hinuntergegangen*, schreibt er, ohne an ihn zu denken. Als er am 10. November 1816 mit seinem Freund John Hobhouse in Venedig ankommt, gießt es in Strömen. Anderthalb Stunden sitzen sie in einer Gondel, diesem schwarzen Sarg, bis der Gondoliere ruft: der Rialto! Dann sind sie auch schon bald da in ihrem feinen Hotel mit Prunktreppe, vergoldeten Decken und Seidentapeten.

Byron, der ein kleines Vermögen geerbt hat, ist Englands berühmtester Dichter, und Goethe ist so verliebt in dessen Verse, dass er ihm in „Faust II“ ein Denkmal setzt – als Sohn von Faust und Helena. Der 28-jährige Romantiker ist aus London und seiner Ehe getürmt, hat die Gesellschaft satt, die ihn boykottiert, weil er sie mit seinen erotischen Eskapaden schockt. Jetzt ist er frei – für die Dichtung und die Liebe.

Von Venedig hat er immer geträumt. *Ich liebe die melancholische Heiterkeit der Gondeln und die Stille der Kanäle. Mich stört nicht einmal die offensichtliche Dekadenz der Stadt.*

Was er vermisst, ist ein intellektueller Kreis. Es gibt einen Zirkel für Konversation, ja, aber alles *Blastrümpfe, bei Gott!* Die Damen sitzen im Halbkreis, die Männer stehen herum, aber statt Limonade mit Eis reichen sie wenigstens steifen Rum-Punsch, und das halten sie für englisch. *Ich würde sie nie aus einem so angenehmen Irrtum reißen*, schreibt Byron, nein, nicht um Venedig.

Der junge Lord geht abends ins Theater, oder er ist bei Grafen und Patriziern eingeladen – er spricht ja gut Italienisch, *mehr fließend als genau*. Vom Festungskommandanten hat er sich Pferde geben lassen, auf denen er und Hobhouse auf dem schmalen Landstreifen am Lido durch die Adriawellen galoppieren. Und einmal, als die beiden am Abend in ihrer Gondel zurückfahren, sehen sie diesen

unvergleichlichen Sonnenuntergang, der Himmel orange und grün, schreibt Hobhouse ins Tagebuch, *was ich noch nie gesehen habe. Das Wasser in Flammen.*

Byron hat von der ersten Woche an eine Geliebte. Sie ist naiv und hübsch und immer zur Verfügung, was seinem Temperament entspricht. Er liebt eben, wie André Maurois in einer Byron-Biografie schreibt, mit dieser Mischung von Sentimentalität und Verachtung, also so wie man einen Hund liebt. *Though the night was made for loving*, schreibt er für sie, *and the day returns too soon...*

Einmal überrascht der Ehemann die beiden vereint auf dem Sofa: aufgelöste Haare, Ohnmacht, Riechfläschchen, und die Dame *so bleich wie Asche*. Gatte und Geliebter holen sie mit kleinen Klapsen nach Seufzen und Stöhnen ins Leben zurück.

Zur Karnevalsszeit sind natürlich auch noch verlockende Masken da, die Byron Billets zustecken, auf denen steht, wo sie sich treffen können. Und der Dichter nutzt seine Chancen. *Eine Frau ist tugendhaft*, schreibt er, *die sich auf ihren Mann und einen Liebhaber beschränkt.*

So nimmt er sie denn, die Schönen der Nacht. Und als die Fastenzeit anbricht, hat er sich bei Donna Elena angestellt: *Freilich war es gratis, die erste Gonorrhöe, für die ich nicht bezahlt habe.*

In Venedig beendet er sein berühmtestes Versdrama, „Manfred“. Manfred ist Byron, ist einer, der vor keinem Geist und keinem Gott zittert. Manfred ist die kühne Antwort auf Goethes „Faust“. Sein dunkler Held schaut in die Hölle, und er weiß: Es ist die Hölle in ihm. Und er stürzt sich hinein in die Kälte, die Einsamkeit, die Melancholie – den Tod.

Alfred de Musset ist ein Bewunderer Byrons. Von ihm hat der Pariser Poet das



Ein Lido-Urlaub inspiriert
Thomas Mann 1911 zu der
Novelle »Tod in Venedig«



Seit 1840 beleuchten Gaslaternen die venezianischen Kulissen. 98 Lampen erhellen den Markusplatz, auf dem Touristen die Tauben füttern. Doch das Hochwasser, das niedrig gelegene Teile der Lagunenstadt überschwemmt, vertreibt immer häufiger Venedigs beliebtestes Fotomotiv



Dandyismus gelernt. Wie Byron ist er ein mit Ruhm und Geld gesegneter Luxusromantiker. Läuft im Samtjackett zu himmelblauen Hosen herum, trägt gebauschte Krawatten, und der Zylinder sitzt ihm schräg auf wehendem Haar. Er ist arrogant, charmant, ironisch, empfindsam und wie sein Idol ein Weiberheld.

Nach jahrelangem Verzehr von Freudenmädchen erholt er sich gerade, als der Blitz bei ihm einschlägt, ein *coup de foudre*: Es ist die Schriftstellerin George Sand. Sie wird seine große Liebe, sie, die ganz Paris mit ihren Romanen verführt, die Zigaretten raucht und Männerkleidung trägt und stets einen kleinen Dolch in ihren Gürtel steckt. Ein weiblicher Dandy mit Olienhaut und herrlichem,

schwarzem Haar, und er besiegt bald ihre *jungfräuliche Brust, ... die golden war wie junges Weinaub*.

Da endlich ergibt sie sich ihm.

Mit ihr will er nun dorthin, wo schon Byron geliebt hat. Nach Venedig. Im Dezember 1833 brechen sie auf, er 24, sie 29. Sie steigen im „Hotel Danielli“ ab, doch die Tür zwischen ihren Schlafzimmern bleibt geschlossen. Monsieur hat sich zurückgezogen, sagt, er liebe sie nicht mehr. Madame befriedigt sich selbst. Mit Schreiben.

Tag und Nacht arbeitet sie an ihrem nächsten Roman. Ach, wie oft hat Musset das schon in Paris erlebt, dieses manische Schreiben. *Ich habe den ganzen Tag gearbeitet, klagt er einmal, am Abend*

hatte ich zehn Verse gemacht und eine Flasche Schnaps getrunken; sie hatte einen Liter Milch getrunken und ein halbes Buch geschrieben. Aber so hat er sich das nicht in Venedig vorgestellt.

Da zieht er denn allein los, strolcht durch die Stadt, geht ins Theater, küsst danach die Tänzerinnen, treibt sich in Spelunken herum, die nach faulem Wasser stinken, trinkt unbekanntes alkoholisches Zeug, und am Ende sucht er sich ein paar saftige Freudenmädchen. Davon gibt es schließlich genug.

Goethes Vater hatte sich in Venedig schon hundert Jahre zuvor gewundert, wie *Mütter die Ehre ihrer leiblichen Töchter zu Markte tragen und deren Jungfräulichkeit feilbieten, als wäre sie eine Mietkutsche*. Und George Sand? Sie sitzt inzwischen doch ziemlich ver-



Der französische Dichter Alfred de Musset reist 1833 an die Lagune



Am 14. Juli 1902 stürzt der baufällige Campanile von San Marco ein; der Trümmerberg des 99 Meter messenden Glockenturms (unten) erreicht die Höhe der Quadriga, die über dem Portal des Markusdoms thront (links). Noch am gleichen Tag beschließen die Venezianer, den Turm wieder aufzubauen – in alter Form, an alter Stelle



zweifelt nachts am Fenster ihres Hotels, wartet auf den Treulosen und hört nur die Wasserratten schreien.

Die Reise endet in Bitterkeit. Alfred hat sich eine Gehirnentzündung geholt, liegt drei Wochen im Delirium, George Sand und ein junger Arzt sitzen Tag und Nacht an seinem Bett. Am Ende sind die beiden ein Liebespaar, und der eifersüchtige Dichter reist ohne die wieder von ihm Angebetete zurück nach Paris.

LUST UND LEID sind fast immer im Spiel, wenn es um Venedig geht. Bei Friedrich Nietzsche ist es die Sehnsucht nach Lou von Salomé. In Rom war er der schönen Russin verfallen, doch sie hatte sich ihm entzogen. Da ist der Philosoph so aufgewühlt, dass kaum ein Zoll noch fehlt zum Blutvergießen, zum Selbstmord also.

Doch zwischen Verzauberung und tiefster Pein macht er sich auf den Weg zu seinen höchsten Gedanken, zu Zarathustra, seinem Lebensretter. *Da, plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei – / – Und Zarathustra ging an mir vorbei...*

In Venedig wird er sein berühmtestes Werk vollenden.

Er kennt die Stadt am Meer. Fünf Jahre zuvor ist der kurzsigchte und ewig kränkelnde Philosoph zum ersten Mal dort gewesen. Nun sehnt er sich nach milder Luft und südlicher Sonne, liest George Sands „Histoire de ma Vie“, klagt über Regen und Scirocco, lobt seine weit ab vom Trubel gelegene Wohnung mit Blick auf die Toteninsel San Michele, *ruhig wie am Ende der Welt*.

Tagsüber stromert er in seinem hellen Sommeranzug durch Venedigs enge

Gassen, die *das beste Straßenpflaster* haben und *Schatten wie ein Wald*. Er schaut in alle Geschäfte, spricht auch leidlich Italienisch und schickt seiner Mutter zum Vergleich eine kleine Preisliste nach Naumburg: ein Pfund Kirschen 15 Pfennige, Risotto 38–45, ein großer Schwamm 24, zwei Eier 10 Pfennige.

Nach langer Irrfahrt ist auch der verschollen geglaubte Koffer angekommen, die Adresse sei falsch gewesen, schreibt er nach Hause. Die Herden darin findet er *etwas zu prachtvoll für mein Aufreten*, sind auch zu eng und kneifen am Hals, aber dankbar ist er für Zuckergebäck, Handschuhe, Teller und Eierbecher, vor allem aber für die sehsüchtig erwarteten Bücher von Stendhal und Lord Byron.

Nein, Nietzsche ist kein Kirchen- und Museumsbesucher, er sitzt lieber auf



Venedigs Gondeln müssen alle zwei bis drei Monate in einer der zahlreichen Werften überholt und gereinigt werden (oben). Dennoch halten sie im Salzwasser der Lagune nur wenige Jahre. 1881 befährt das erste Dampfboot die Kanäle; die Gondolieri streiken vergeblich gegen die neue Konkurrenz. Nur drei Branchen florieren jetzt noch: Tourismus, Glasbläserei und Fischerei. Der Fang wird täglich an den Uferpromenaden (rechts) gelöscht





dem Markusplatz und hört Militärmusik, isst Kalbsbraten in Zitronensauce und steigt mit dem Komponisten Heinrich Köseltz am Lido in die Fluten.

Am Abend lässt er sich von seinem Freund Chopin vorspielen und schreibt seine Aphorismen zu „L'ombra di Venezia“: *Man soll weder Gott noch den Teufel an die Wand malen. Man verdirbt damit seine Wand und seine Nachbarschaft.* Der „Schatten von Venedig“ wird später „Morgenröte“ heißen.

RICHARD WAGNER und Friedrich Nietzsche, die Giganten ihres Jahrhunderts, haben sich zu dieser Zeit endgültig auseinandergelebt. Können sich nicht mehr ertragen. Nietzsche hört jetzt am liebsten „Carmen“ von Bizet. Wagners Musik findet er inzwischen total neurotisch, dessen Bühnengestalten sind für ihn die reinste *Kranken-Galerie!* Und ewig hatte der Alte Wünsche. Einmal bekommt Nietzsche in Basel ein Telegramm aus Venedig. Wagner möchte Unterhosen aus reiner Seide, *baseler fabrikat feinste* ware soll er doch bitte bald schicken.

Als der 69-jährige Richard Wagner am 18. September 1882 ein letztes Mal in der Serenissima eintrifft, nun mit großem Gefolge, mit Frau und Kindern, Dienern und Hauslehrern, da sind seine Koffer voll mit dieser feinsten Ware, mit Brokat- und Seidenmänteln in Purpurrot und Flaschengrün, in Rabenschwarz, Violett und Orange, die der Meister je nach Tageslaune oder Abendstimmung auswählt. *Und auch sein gefärbtes Silberhaar*, schreibt Joachim Köhler in seiner Wagner-Biografie, *schillerte grünlich*.

Mit ihm, dem pomposen Dämon, flammt sie noch einmal auf. Venedigs alte Pracht im Palazzo Vendramin-Calergi. In 18 Gemächern duftet es nach Rosenöl und Honigkerzen, vor den Fenstern filtern schwere Vorhänge in Blautönen südliches Licht, den schwarzen Flügel hat Wagner in champagnerhelle Seide einnähen lassen, und auf dem Canal Grande warten stets zwei Gondeln auf ihn und seine Sippe.

Wagners zweite Frau Cosima führt wie immer Tagebuch. Beginnt Morgen für Morgen mit einem Bulletin über des Gatten Nacht. Einmal träumt der, er habe *drei Planeten entdeckt*, dann wacht er wieder mit Krämpfen und Herzrasen auf oder hat am Markusplatz zu viel schwarzen Kaffee getrunken und kann überhaupt nicht schlafen, schaut aber beglückt zum Mond hinauf, der sich im Canal spiegelt und – so schreibt Cosima – *zeigte mir unseren in Strahlen gebadeten Garten*.

Dann wieder schmeckt ihm der Tee nicht, Tee sei nervös gemachtes Nichts, Venedigs *Glockengebimmel* geht ihm auf die Nerven, der Ausflug zur Insel San Clemente bringt ebenfalls keine Erhebung. Und schließlich reist auch noch sein Schwiegerpapa an, Franz Liszt.

Wagner hasst solche Überraschungen. Der ganze Tagesablauf ist durcheinander gewirbelt. Liszt hält sich nicht an Essenszeiten, entführt Tochter Cosima zu Gondelfahrten, trinkt am Abend den guten Wein weg, auch den Cognac, und natürlich benutzt der berühmte Pianist den Flügel, komponiert sogar eine Elegie darauf, ein Todesstück, das er „Trauergondel“ nennt.

Wagner wird bald wahnsinnig. Diese *Missklänge*, wie er sie nennt, verfolgen ihn bis in die Nacht hinein. Cosima notiert, dass er in der Dunkelheit seine Pillen verwechselt, fünf von jenen nimmt, von denen er nur eine kauen soll. Also schluckt er vor Schreck gleich ein paar Opiumtropfen hinterher.

Herzattacken häufen sich. Er sagt, es wäre schrecklich, ewig leben zu müssen, fragt aber im Traum, ob er Gottes Ebenbild sei, und trifft sich im nächsten Traum mit seinem Idol Schopenhauer, der sehr freundlich zu ihm ist, verteufelt tags dar-



George Sand arbeitet 1833 im «Hotel Danieli» an einem Roman



Friedrich Nietzsche
träumt noch im Wahn
von Venedig

auf gleich Nietzsche, der keine eigenen Gedanken habe, *kein eigenes Blut*.

Mit den Kindern geht er am 21. Januar auf den Markusplatz und schaut sich den Maskenzug an. Das Gedränge ist so gewaltig, dass sie in

ein Restaurant gehen und von dort aus zuschauen. Am 6. Februar, sieben Tage vor seinem Tod, schleppen die Kinder ihn noch einmal mit zur Fastnacht. Um Mitternacht ist er dann vorbei, der große Mummerschanz, der Karneval, alle Glocken von Venedig läuten, und als Wagner spät in der Nacht ins Bett steigt, hört Cosima ihn murmur: *Ich bin wie Othello, mein Tagwerk ist vorbei*.

Am 13. Februar 1883 stirbt er an einem Herzinfarkt. Seine Leiche mit dem einbalmsierten Haupt wird in einer Gondelprozession über den Canal Grande zum Hauptbahnhof gefahren. Den Schlüssel zum Bronzesarg trägt die tief verschleierte Witwe an ihrem Hals.

NIETZSCHE IST DA GERADE in Rapallo und schreibt am „Zarathustra“. In der Abendausgabe des „Caffaro“, die er ganz zufällig und gegen seine Gewohnheit kauft, liest er von Wagners Tod. Er schreibt, dass er vor Erschütterung ein Nervenfieber bekam, *und ich hatte überhaupt bis dahin noch nie Fieber gehabt*.

Im April 1885 zieht es ihn wieder mächtig nach Venedig, in die Stadt, die so traumhaft und morbide, so musikalisch und verführerisch ist wie die Gedanken seines Zarathustra, den er hier beenden wird und der zum Schluss die Worte spricht: *Ich liebe die großen Verachtenden. Der Mensch aber ist Etwas, das überwunden werden muss*.

Dieses Mal möchte Nietzsche in der Stadt wohnen, an der Rialtobrücke, und er findet auch bald das Richtige. *Bett und Zimmer schienen reinlich*, aber dann erzählt er seinem Freund Köselitz, der sich

wieder rührend wie ein Kindermädchen um ihn kümmert, *ich glaube, ich wohne bei einer Hure! Sie empfängt Offiziersbesuche. Teufel auch, zur Feier von Zarathustra's Fertigwerden bei einer putana veneziana wohnen, das ist toll!*

Tag für Tag wandert er wieder durch die Stadt. *Ich habe jetzt keinen Ort mehr, wo ich gern bin, ausgenommen Venedig. Nur die hohe Luftfeuchtigkeit malträtiere seine kranken Augen*.

Er sieht die Stadt wie durch einen Schleier, und er besingt sie wie eine Geliebte: *An der Brücke stand / jüngst ich in brauner Nacht... / Gondeln, Lichter, Musik – / trunken schwamm's in die Dämmerung hinaus. / Meine Seele, ein Saitenspiel, / sang sich, unsichtbar berührt / heimlich ein Gondellied dazu, / zitternd von bunter Seligkeit. / – Höre jemand ihr zu?...*

»Dieser leis faulige Geruch von Meer und Sumpf«

1889 wird der wahnsinnige Philosoph auf dem Weg ins Irrenhaus noch einmal ein Gondellied singen – bevor er verstummt.

THOMAS MANN IST SCHON als junger Mann schwer beeindruckt von Nietzsches Psychologie des Verfalls und von dessen *amor fati*, der Liebe zum Schicksal. Sein alternder Held Gustav von Aschenbach wird sich ihr hingeben – bis zur Existenzvernichtung, bis in den Tod hinein, den Tod in Venedig. Und Thomas Mann ist ein Stück von ihm.

Der kommt im Mai 1911 im „Grand Hotel des Bains“ am Lido an – und sieht ihn am Strand, diesen zaubernden polnischen Knaben, der wie ein Götterbote durch Sand und Wellen schlendert.

Er wird in Manns Novelle als Tadzio den unglücklichen Dichter von Aschenbach um den Verstand bringen. Und der Autor, der ihm ähnelt, wird diese für ihn

selbst so heikle, homoerotische Begehrlichkeit mit aller Delikatesse und Dezenz beschreiben.

Venedig spielt dabei die Rolle der verfallenen Schönheit. Thomas Mann nennt sie *buhlerisch*. Sein Bruder Heinrich findet, dass sie einer alternden Kurisane gleicht, die ihre Liebhaber ins Verderben lockt. Symbol des Abgrunds sind wieder einmal die Gondeln, diese Signale des Todes, doch *der Sitz einer solchen Barke, dieser sargschwarz lackierte, mattschwarz gepolsterte Armstuhl ist herrlich bequem*.

Aschenbach lehnt sichträumend in ihm zurück und fährt über den Canal Grande, vorbei an Piazzen und Gärten, an Palästen und dem Marmorboegen des Rialto, und die Atmosphäre der Stadt, *diesen leis fauligen Geruch vom Meer und Sumpf, den zu fliehen es ihn so sehr gedrängt hatte – er atmerte ihn jetzt in tiefen, zärtlich schmerzlichen Zügen*.

Und am Abend, als die Sonne hinter Venedig versinkt, lächelt Tadzio ihn an. Es ist das Lächeln des Narziss, der in seine Schönheit verliebt ist. Da flüstert der überwältigte Aschenbach *die stehende Formel der Sehnsucht... Ich liebe dich!*

Zwischen Angst und Wollust folgt der alternde Schriftsteller seinem Todesengel nun durch die schmutzigen Gassen von Venedig, in der sich die Cholera bereits ausbreitet. Doch die Krankheit wird von den Behörden verschwiegen. Die Perle des Tourismus muss leben.

Als Aschenbach, der bereits mit Schwindelanfällen zu kämpfen hat, an einem späten Vormittag das Bäderhotel verlässt, hört er, dass die polnische Familie abreisen wird. Er geht ans Meer und schaut ein letztes Mal voll Sehnsucht auf den Knaben seiner Begierde.

Der steht mit flatternden Locken in Wind und Wellen, stolz und sinnlich wie ein griechischer Gott. Da lässt der Autor sein Alter Ego Aschenbach gnädig am Lidostrand sterben. □

Birgit Lahann, 67, ist Literaturjournalistin und Buchautorin in Hamburg.



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigsten Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN berichtet in spannenden Reportagen über die neuen Erkenntnisse der Wissenschaft. 2x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten Reisezeiten rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. 4x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.



Gratis

Wunschtitel frei Haus, Umhängetasche dazu:
Sie sparen bis zu 14 %!

Ihre Vorteile:

- Bis zu 14 % sparen!
- Umhängetasche Convention gratis!
- Lieferung frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zuviel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

in Österreich per
Tel.: 0820 20 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@eserservice.ch
Bitte Bestellnummer aus dem Vorteilscoupon angeben.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 102257. Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Dr. Olaf Conrad, Düsternstr. 1, 20355 Hamburg, AG Hamburg, HRB 95 752.

GEO - Familienangebot

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name	19
Vorname	Geburtsdatum
StraßenNr.	
PLZ	Wohnort
Telefon-Nr.	E-Mail-Adresse
Ich zahle bequem per Banküberweisung:	
Bankleitzahl	Kontonummer
Geldinstitut	

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel verschenken möchten.)

Name	19
Vorname	Geburtsdatum
Straße/Nr.	
PLZ	Wohnort
Dauer der Geschenkklärung:	
□ unbefristet (mindestens 1 Jahr**) □ 1 Jahr** *** GEO WISSEN 2 Jahre.	

Ja, ich bestelle die angekreuzten Zeitschriften. Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich die **GEO EPOCHE** (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 555541, als Geschenk 555542
Erscheint 4x jährlich zum Preis von z.zt. € 7,50 (D) € 8,15 (A) pro Heft.

GEO WISSEN (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 555561, als Geschenk 555562
Erscheint 12x jährlich zum Preis von z.zt. € 5,30 (D) € 6,- (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 555563, als Geschenk 555564
Erscheint 12x jährlich zum Preis von z.zt. € 4,20 (D) € 4,90 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 555565, als Geschenk 555566
Erscheint 6x jährlich zum Preis von z.zt. € 6,65 (D) € 7,75 (A) pro Heft.

GEO lino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 555571, als Geschenk 555572
Erscheint 12x jährlich zum Preis von z.zt. € 2,75 (D) € 3,05 (A) pro Heft.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 555567, als Geschenk 555568
Erscheint 4x jährlich zum Preis von z.zt. € 7,25 (D) € 8,15 (A) pro Heft.

□ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsbelehrung: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begündung bei GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

X
Datum:
Unterschrift:

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter:
0180/861 80 00*

@ Einfach per E-Mail:
Geo-Epoche-Service@guj.de

* 14 Cent/Min. von dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreise können dazwischen liegen.

Die Geschichte Venedigs

VON ARNE KARSTEN UND OLAF MISCHER

421

In den Wirren der Völkerwanderung fliehen Veneter, Bewohner Norditaliens, immer wieder auf Inseln der 200 Kilometer langen Buchten- und Lagunenlandschaft im Norden der Adria. Dort gründen der Legende nach am 5. März 421 Flüchtlinge die Stadt Venedig. Tatsächlich aber kehren die meisten Veneter schon bald wieder auf Festland zurück. Denn die zahllosen kleinen Eilande in dieser Region sind oft sumpfig und für dauerhafte Besiedlung kaum geeignet.

568

Die Langobarden – aus Skandinavien stammende Germanen, die zuletzt im Donauraum gesiedelt haben – fallen in Norditalien ein, das zum Oströmischen Reich (Byzanz) gehört. Abermals flüchten zahlreiche Bewohner des Festlandes auf die Inseln der Lagunen im Norden der Adria. Während die Langobarden auf dem Festland ein Reich gründen, bleibt die Lagunenlandschaft oströmische Provinz (Seenetien). Trotz der widrigen Bedingungen errichten Flüchtlinge auf den Inseln mehrere dauerhafte Siedlungen. Die Einwohner leben vor allem vom Fischfang und Salzhandel.

697

Der Überlieferung nach lässt der in Konstantinopel residierende oströmische Kaiser Leontios einen Dogen (lat. *dux*, „Führer“)

als Statthalter seiner venetischen Provinz ernennen. Als ein Nachfolger Leontios' Bilderschmuck in Kirchen verbietet, rebellieren 726 die Veneter und ersteinen für die Provinz größere Autonomie. So wird der Doge jetzt nicht mehr vom Kaiser ernannt, sondern von den hohen Klerikern und den wohlhabenden, vornehmen Geschlechtern der Lagunenregion auf Lebenszeit gewählt. Später wird der Doge zum Oberhaupt der entstehenden Republik Venedig. Und aus den vornehmen Geschlechtern entwickelt sich das Patriziat, das alle wichtigen politischen Ämter ausschließlich unter seinen Angehörigen vergibt.

774–810

Der Frankenkönig Karl der Große zerstößt das Langobardenreich und macht Norditalien zu einem Teil seines Imperiums. Während der militärischen Unruhen ziehen sich um 810 viele Veneter ins Innere einer 40 Kilometer langen und bis zu 15 Kilometer breiten Lagune im Südwesten der Buchten- und Lagunenlandschaft Seenetiens zurück.

Dort gründen sie auf einer Inselgruppe, die sie *rius altus* [„hohes Ufer“] nennen, eine Siedlung – die spätere Stadt Venedig. Auch der Amtsitz des Dogen wird von Mamocco auf einem der *lido* (lido = Sandbank), welche die Lagune gegen das Meer abschließen, nach Rivus

altus verlegt. Den Franken gelingt es nicht, diese neue Siedlung zu erobern.

812

Im Vertrag von Aachen erkennt der byzantinische Kaiser Michael I. die Kaiserwürde Karls des Großen an. Im Gegenzug billigt der Franke unter anderem, dass Seenetien mit Rivus altus Teil des byzantinischen Reiches ist.

828

Venetische Kaufleute stehen einer Legende nach in Alexandria die Reliquie des Evangelisten Markus und bringen sie nach Rivus altus. Der Heilige wird zum Patron der Serenissima Republika di San Marco – der „Allerdurchlauchtesten Republik von San Marco“ – wie sich Venedig später nennt wird (ein offizielles Gründungsdatum gibt es nicht). Der Löwe, das Symboltier des Evangelisten, zierte künftig das venezianische Wappen.

840

Der römisch-fränkische Kaiser Lothar I. gewährt den Venezianern das Privileg, auf dem Fluss Po Handel zu treiben. In Venedig leben vermutlich etwa 30 000 Menschen. In den folgenden Jahrzehnten entwickelt sich die Stadt zu einer bedeutenden Handelsmacht.

932

Venedig will die Kontrolle über die Handelsrouten auf der Adria und auf dem norditalienischen Festland erringen. So überfällt die venezianische Flotte unter Führung des Dogen Pietro II. Candiano die an der Mündung des Po gelegene Stadt Comacchio und verwüstet sie.

976

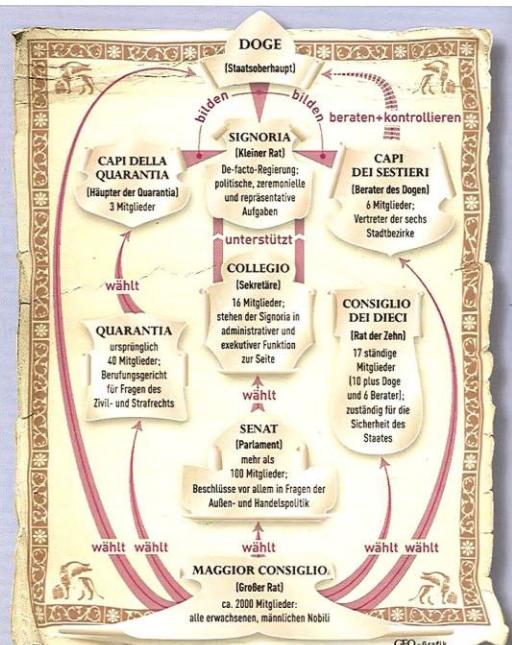
Die mächtigen Patriziergeschlechter erheben sich gegen den Dogen Pietro IV. Candiano, dem sie vorwerfen, eine monarchische Alleinherrschaft anzustreben.

Während des Aufstandes wird das Oberhaupt am 11. August ermordet.

991–1008

Unter dem Dogat Pietro II. Orseolos wird Venedig allmäh-

lich zur Handelsdreh- scheibe zwischen Orient und Okzident. Weil die Seerepublik Byzanz im Kampf gegen arabische An greifer unterstützt, gewährt ihr der oströmische Kaiser 992



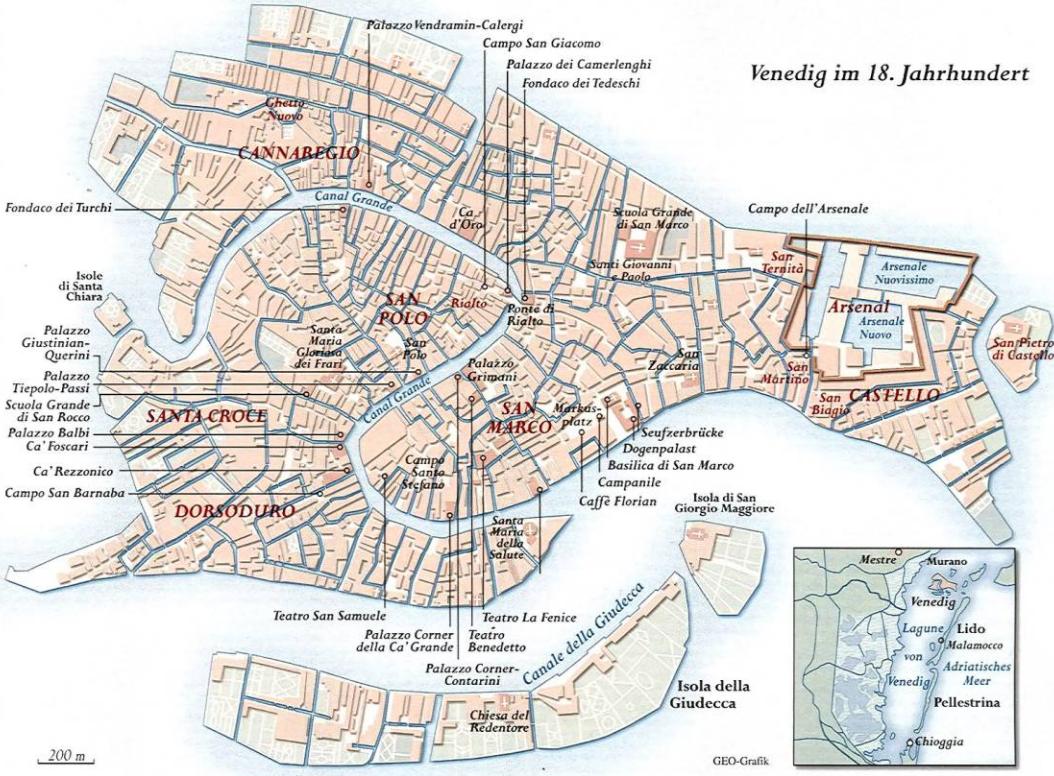
Die Verfassung Venedigs (um 1400)

Zeitgenossen bewundern den einzigartigen Aufbau und die Stabilität des venezianischen Staatswesens. Dabei erschaffen die Bürger der Serenissima die Verfassung erst nach und nach und passen sie stets neuen Anforderungen an.

Danach ist Venedig eine Republik, in der nur erwachsene, männliche Patrizier wählen und politische Ämter bekleiden dürfen. Sie versammeln sich zum Großen Rat, der die Mitglieder der meisten Gremien und über Wahlmänner auch den Dogen bestimmt. Das Staatsoberhaupt ist als Einziger auf Lebenszeit berufen, muss jedoch Entscheidungen mit seinen Beratern abstimmen – Patriziern, die jeweils aus einem der sechs Stadtteile

kommen. Niemand soll in Venedig zum Alleinherrschter aufsteigen können. Die wichtigsten Prinzipien der Serenissima lauten gegenseitige Kontrolle und Gleichgewicht der politischen Kräfte.

Gemeinsam mit den drei Hauptern der Quarantia, des Berufungsgerichts, bilden der Doge und seine Berater die zehnköpfige Signoria, die eigentliche Regierung. Sie bestimmt die Tagesordnungen der einzelnen Gremien wie des Senats (vor allem zuständig für Außen- und Handelspolitik), des Rates der Zehn (verantwortlich für Sicherheitsfragen) sowie des Großen Rates und der Quarantia. Obwohl die Verfassung Venedigs niemals schriftlich fixiert wird und sich die Machtverhältnisse zwischen den Ausschüssen und Räten häufig verschieben, hat sie jahrhundertelang Bestand. *Bastian Wendzinski*



GEO-Grafik

Handelsprivilegien – ein Vorteil gegenüber anderen Hafenstädten, denn das Byzantinische Reich ist Umschlagsplatz für Güter aus Asien. Später dürfen venezianische Kaufleute sogar ohne Zollabgaben in den Provinzen Ostroms Handel treiben.

Im Jahr 1000 unternimmt der Doge einen Feldzug gegen eine kriegerische Seefahrerrepublik in Dalmatien und kontrolliert fortan Teile der Adria. Künftig trägt jeder Doge auch den Titel „Herzog der Veneter und Dalmatien“. Venedig ist nun so mächtig, dass selbst der römisch-deutsche Kaiser Otto III. es um Unterstützung bei seiner Italienpolitik bittet – wenn auch vergebens.

1104

Das Arsenal, die venezianische Staatswerft, wird – so die verbreitete Überlieferung – im Osten des Stadtgebietes gegründet. Doch wahrscheinlich entsteht sie erst allmählich im Laufe des 12. Jahrhunderts, indem bestehende Werften zusammengefasst werden. Anfang des 14. Jahrhunderts erweitert die Republik die Fläche des Betriebes um das Dreifache; das Arsenal wird zur größten Werft Europas. Denn Venedig benötigt zur Sicherung seiner Handelswege ständig neue Kriegsschiffe und eine große Zahl von Frachtern für die wachsende Menge umgeschlagener Waren. Bald

zimmern Werftarbeiter bis zu 80 Galeeren gleichzeitig – in strenger Arbeitsteilung: Einige Arbeiter etwa fertigen ausschließlich Spiere für die Segel, andere Spannen für die Rümpfe. In der Blütezeit im 16. Jahrhundert umfasst das Gelände 24 Hektar.

1171

Dem oströmischen Kaiser Manuel I. wird die Serenissima zu mächtig. Denn die Republik dominiert den Handel in seinem Reich und hat zudem in den vergangenen Jahrzehnten Handelsprivilegien in den von christlichen Kreuzfahrern eroberten Häfen der Levante – der Länder des östlichen Mittelmeers – erhalten. Nun lässt der

Monarch alle Venezianer, die sich in seinem Reich aufhalten, festnehmen.

Eine venezianische Strafexpedition scheitert unter hohen Verlusten. Erst mehrere Jahre später kommen die letzten gefangenen Venezianer frei. Die Beziehungen zum Oströmischen Reich bleiben angespannt.

1172

Nachdem die Patriarchengeschlechter dem Dogen schon 1032 zwei Berater zur Seite gestellt haben – die ihn unterstützen, vor allem aber kontrollieren sollen –, wird seine Macht durch den Großen Rat, die Versammlung der Patrizier, weiter eingeschränkt. Der Rat ist das oberste

Organ der Republik, seine Rechte und Pflichten sind jedoch nicht exakt festgelegt. Das politische Tagesgeschäft und die Beratung des Dogen obliegen dem Kleinen Rat, dem unter anderem Vertreter der sechs Stadtteile angehören.

1192–1205

Papst Alexander III. und Kaiser Friedrich I. Barbarossa beenden in der Lagunenstadt ihren jahrzehntelangen Streit um die Vorratsherrschaft im Abend-

land. Vermittelt wird dieser „Frieden von Venedig“ unter anderem durch den Dogen Sebastiano Ziani. Zum Lohn verleiht der Kaiser der Seerepublik das Recht, im ganzen römisch-deutschen Reich zollfrei Handel treiben zu dürfen.

sischen Kreuzfahrerheer Konstantinopel, die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches. Nach dem siegreichen Feldzug sichert Dandolo seiner Stadt diplomatisch geschickt den Anspruch auf drei Achtel des byzantinischen Territoriums. Doch die Venezianer besetzen in der Folge vor allem Inseln wie Kreta oder Euböa sowie einige Küstenregionen: Gebiete, die nützlich für den Handel sind. Auf anderen Inseln der Agäis begründen venezianische Patrizierfamilien, etwa die Sonda auf Naxos, die feudale Herrschaften. Mit ihrem neu erworbenen Kolonialreich steigt die Serenissima zu einer Großmacht des Mittelmeers auf.

Nach 1200

Der Große Rat wählt aus seiner Mitte einen neuen Ausschuss, den Senat, an den er einen Teil seiner Aufgaben delegiert. Nach und nach eignet sich das Gremium weitere Kompetenzen an und bestimmt schließlich vor allem die Grundzüge der Außen- und Wirtschaftspolitik. Die Zahl der Senatoren, die gleichzeitig amtieren, wechselt im Lauf der Jahrhunderte; um 1500 gehören dem Gremium rund 300 Männer an.

1228

Venedig errichtet für Kaufleute aus deutschen Landen den Fondaco dei Tedeschi, eine Art Warenbörse mit Lagern und Wohnungen. Mit dieser Einrichtung wollen die Venezianer zum einen zusätzliche Händler in die Stadt holen, zum anderen die Geschäfte der Fremden kontrollieren sowie gewährleisten, dass diese Abgaben und Zölle entrichten. Später

wird die Börse am selben Ort durch größere Neubauten ersetzt.

1261

Der oströmische Adelige Michael Palaiologos erobert Konstantinopel und proklamiert sich zum Kaiser von Byzanz. Der neue Herrscher verbündet sich mit der norditalienischen Hafenstadt Genoa gegen Venedig. Doch die Ligurer erweisen sich als unzuverlässig, sodass er bereits vier Jahre später einen Vertrag mit der Serenissima schließt, der unter anderem den venezianischen Anspruch auf die nach 1204 besetzten oströmischen Gebiete bestätigt.

1268

Um Wahlabsprachen zu verhindern, wird der Doge fortan von Wahlmännern bestimmt, die aus der Mitte des Großen Rates durch eine komplizierte Kombination von Los- und Wahl-

Wort einer lateinischen Inschrift auf dessen Rückseite, wird er bald „Dukaten“ genannt. Da die venezianische Regierung – anders als andere Herrscher – streng darauf achtet, dass alle neu geprägten Münzen die gleiche Menge Gold enthalten und damit gleichwertig sind, wird der Dukaten in ganz Europa zu einem begehrten Zahlungsmittel.

1297

In der *Serrata* – „Schließung“ – legt der Große Rat fest, welche Familien zum Patriziat gehören: all jene, die seit zwei Generationen Sitz und Stimme im Großen Rat haben, so jedenfalls die späteren venezianischen Geschichtsschreiber.

Damit wird die bestehende Machtverteilung festgeschrieben: In Venedig herrscht eine Gruppe von rund fünf Prozent der Stadtbevölkerung, in die nur noch gelegentlich einzelne Familien

„Bürger“ – vor allem Notare, Händler und Ärzte – haben kaum politischen Einfluss.

1310

Die Patrizier Baamonte Tiepolo und Marco Querini sind mit der Außenpolitik des regierenden Dogen Pietro Gradenigo unzufrieden und planen einen Aufstand. Ein Mitverschwörer verrät jedoch das Vorhaben: Der Doge kann rechtzeitig Truppen zusammenziehen und den Putsch niederschlagen. Danach befreuen der Große und der Kleine Rat eine Kommission, welche die Umstände des Umrüstsversuchs untersuchen und die Schuldigen bestrafen soll: den Rat der Zehn. Er entwickelt sich zur Behörde für die innere Sicherheit der Serenissima.

1347

Auf Bora eines Schiffes aus Kaffa am Schwarzen Meer gelangt der Pesterreger nach Venedig. In den

der einst mächtige Konkurrent bald keine Gefahr mehr für die Serenissima.

1416

Der Konstrukteur Francesco Petri erhält für seine Idee einer mit Wasserkraft betriebenen Walkmühle auf 50 Jahre ein venezianisches Patent. Knapp sechs Jahrzehnte später verabschiedet der Senat ein Gesetz zum Schutz von Erfindungen. Dieses wohl erste Patentgesetz der Welt garantiert den Konstrukteuren für die Dauer von zehn Jahren das alleinige Herstellungs- und Vertriebsrecht für ihre Produkte.

1423–1457

Während der Regierungszeit des Dogen Francesco Foscari erobert Venedig umfangreiche Gebiete in Oberitalien und erichtet dort eine dauerhafte Herrschaft, zu der die großen Städte Padua und Verona gehören – das *dominio di terraferma*, kurz *terraferma* („Festland“) genannt.

Die Republik steigt neben Neapel, Mailand, Florenz und dem Kirchenstaat zu einer der großen italienischen Landmächte auf. Um 1500 steuert die Terraferma deutlich mehr Einnahmen zum Staatshaushalt bei als bei dem Kolonialreich im östlichen Mittelmeer.

1453

Der osmanische Sultan Mohammed II. verschlägt mit der Eroberung Konstanti-

nopels das Oströmische Reich. In einer Vielzahl von Kriegen gegen die Türken versucht Venedig, seine Handelsstützpunkte im östlichen Mittelmeer zu verteidigen und die weitere osmanische Expansion zu verhindern.

1468

Die venezianische Patrizierin Caterina Corner heiratet König Jakob II. von Zypern. Nachdem ihr Mann im folgenden Jahr stirbt – und kurz darauf auf den gemeinsame Sohn –, regiert die Monarchin das Inselreich, bis sie 1489 auf Druck des Senats abdanken muss. Dadurch fällt das Königreich an die Republik Venedig.

1469

Der deutsche Buchdrucker Johannes von Speyer lässt sich in Venedig nieder. In der Folgezeit entwickelt sich die Stadt zu einem Zentrum der Buchherstellung. Schon bald drucken Venedigs Verleger Jahr für Jahr dreieinhalb so viele Bücher wie ihre Konkurrenten in Mailand, Florenz und Rom zusammen. Ab 1494 lässt der Verleger Aldus Manutius erstmals Bücher mit griechischen Lettern herstellen. Damit und mit seinen sorgsamen Editionen lateinischer Texte leistet er einen entscheidenden Beitrag zur Verbreitung des Humanismus.

Nach 1492

In den Jahrzehnten nachdem Christoph

Als der Handel zu erlahmen droht, plant Venedig einen Kanal ins Rote Meer

verfahren ermittelt werden.

1284

August. Nachdem Genoa seinen Konkurrenten Pisa besiegt hat, wird die ligurische Republik zu Venedigs größtem Handelsrivalen im Mittelmeer. Wiederholten tragen die beiden Seemächte ihre Konflikte militärisch aus. Oktober. Der Doge Giovanni Dandolo, ein Nachfahre Enrico Dandolos, lässt eine neue Münze prägen, den *zecchino*. Nach *ducatus* („Herzogtum“), dem letzten

aufgenommen werden – etwa in Kriegszeiten gegen größere Summen Geldes, um die Staatskasse zu füllen. Geschlechter, die einmal dazugehören, können nicht wieder ausgeschlossen werden; auch wenn sie verarmen, verlieren sie nicht ihr Recht, im Großen Rat über die Geschicke der Serenissima mitzubestimmen. Die große Mehrheit der Venezianer – *popolani* („Volk“), die Handwerker, Krämer und Werftarbeiter, sowie die wohlhabenden und gebildeten *cittadini*

folgenden Monaten stirbt mehr als die Hälfte der Venezianer an der Seuche, die Einwohnerzahl sinkt von über 120 000 auf etwa 50 000. Von Venedig aus greift der Pestivirus auf das Festland über und löst eine Epidemie in ganz Europa aus.

1381

Nach einem Sieg über die Genuesen, die die Lagunenstadt belagert hatten, schließt Venedig Frieden mit der rivalisierenden Handelsrepublik. Durch innere Parteikämpfe gelähmt, ist

2300 Kilometer liegen zwischen Bergamo und Zypern, den am weitesten voneinander entfernten Stützpunkten des venezianischen Reiches um 1550. Doch die Serenissima herrscht nie über wirklich große Landstriche. Denn die Republik braucht vor allem Niederlassungen entlang der Handelsrouten. Gegen die Übermacht der Türken verliert Venedig vom Ende des 15. Jahrhunderts an nach und nach fast alle Kolonialgebiete im östlichen Mittelmeer. Und viele Seewege werden bald kaum noch befahren

Kolumbus 1492 Amerika entdeckt und Vasco da Gama sechs Jahre später den Seeweg nach Indien gefunden hat, verlagern sich die Handelsströme, sodass Venedigs Hafen langsam an Bedeutung verliert.

Schon 1502 erkennt der Senat die Gefahr und diskutiert über den Bau eines Kanals zwischen Mittelmeer und dem Roten Meer, um den Seeweg zum Subkontinent für die eigene Handelsflotte zu verkürzen. Doch wird der Plan bald aufgegeben. Obwohl das Handelsvolumen in den folgenden 100 Jahren kaum zurückgeht, wandelt sich Venedig von einer Handelsmacht zu einem bedeutenden Zentrum der Güterproduktion: Neben Glas und Wollstoffen fertigen

Arbeiter vor allem Seide und andere Luxuswaren.

1508

Im französischen Cambrai verbünden sich der römisch-deutsche Kaiser Maximilian I. und König Ludwig XII. von Frankreich gegen Venedig – um dessen weitere Expansion in Norditalien zu stoppen. Dieser Liga von Cambrai treten später auch der Papst sowie die spanische und der englische König bei. Im folgenden Jahr erobern die Verbündeten große Teile der Terraferma. Zwar gelingt es der Republik, verlorenes Gebiet zurückzugewinnen. Doch geht Venedig wegen der hohen Kriegskosten geschwächt aus dem Konflikt hervor –

und büßt nach und nach den Status als Festlandsgroßmacht ein.

1516

Während des Krieges gegen die Liga von Cambrai haben zahlreiche Juden Schutz

dem italienischen Wort für Gießerei, weil in der Nähe des Quartiers ein solcher Betrieb angesiedelt ist.

1518

Am 19. März wird Tizians Gemälde „Himmelfahrt Mariens“ in

froh wie die seines Lehrers, doch ist der Bildaufbau dynamischer. Tizian malt für Dogen und Patrizier, aber auch für Kaiser Karl V. und Papst Paul III. Mit ihm erreicht die venezianische Malerei Weltgeltung.

bäude im Stil der Renaissance errichtet. Bald bauen auch die mächtigen Patriarchenfamilien wie die Corner und Grimani Paläste in dieser für Venedig neuen Manier: symmetrisch gegliederte, nur sparsam mit dekorativen Elementen verzierte Palazzi, deren Säulen und Arkaden – wie die antiken Vorbilder – elegant und leicht wirken.

1524

Nachdem die hölzerne Rialtobrücke, der einzige feste Weg über den Canal Grande, eingestürzt ist, beschließt der Senat einen Neubau aus Stein. Doch erst zwischen 1588 und 1591 wird dieser nach den Plänen des Architekten Nicolo da Ponte in der heutigen Form

Um 1590 leben 190 000 Menschen in Venedig – mehr als zu jeder anderen Zeit

in der Stadt gesucht, obwohl es ihnen verboten ist, sich längere Zeit dort aufzuhalten. Nun weist der Senat den Flüchtlingen ein separates, ummauertes und bewachtes Quartier im nördlichen Viertel Cannaregio zu, das „Ghetto“, genannt wird – möglichlicherweise nach gelto-

der Frari-Kirche entwölft, ein Meisterwerk der Renaissance. Der Maler hat sein Handwerk der Werkstatt des bedeutendsten venezianischen Künstlers Giovanni Bellini gelernt. Tizian verbündet dessen Traditionen mit innovativen Elementen: Seine Gemälde sind farben-

Handelsmacht Venedig



gebaut. Bis dahin verbindet ein Provisorium den Stadtteil San Marco mit dem Rialto, Venedigs Handels- und Finanzzentrum. Hier unterhalten Kaufleute aus aller Welt Niederlassungen, hier liegen auch die Banken, die Wechsel ausstellen, Kredite gewähren und Konten in mehreren Währungen gleichzeitig führen und so den internationalen Handel erleichtern.

1564

Giacomo Robusti, genannt Tintoretto, beginnt mit der Ausmalung der Scuola Grande di San Rocco. Die scuole („Schulen“) gewähren Mitgliedern Unterstützung, die durch Krankheit oder Tod von Angehörigen in Not geraten sind. Zu solchen Vereinigungen haben sich seit dem 13. Jahrhundert einzelne Berufsgruppen, zahlreiche der in Venedig beheimateten Landsmannschaften, aber auch Laienbruderschaften wie des Pestheiligen Rocco (Rochus) zusammengeschlossen. Da sie als wohltätige Einrichtungen oft in Testamenten als Erben eingesetzt werden, verfügen sie über große Vermögen, die sie auch in prachtvolle Selbstdarstellung investieren. Das Versammlungsgebäude der Scuola Grande di San Rocco beherbergt bald eine der prächtigsten Gemäldeausstattungen Venedigs.

1571

Die Flotte der Heiligen Liga – eines Bündnisses Venedigs, Spaniens und des Kirchenstaates – erringt am 7. Oktober einen aufsehenerregenden Sieg über die Osmanen in der Seeschlacht bei Lepanto am Golf von Patras.

Sultan Selim II. hatte von der Serenissima die Abtretung Zyperns gefordert. Trotz des Erfolgs bei Lepanto kann Venedig der türkischen Übermacht nicht dauerhaft standhalten: Im Frieden von Konstantinopel muss die Republik am 7. März 1573 Zypern aufgeben. Nach weiteren Kriegen verliert sie mit Kreta 1669 den letzten großen Handelsstützpunkt im östlichen Mittelmeer.

1574

Am 11. Mai brennt der Pestalopan niedert. Der Senat beschließt den Wiederaufbau nach dem Vorbild des alten Gebäudes, das

dition großer Opern wird im 18. Jahrhundert von Komponisten wie Baldassare Galuppi und Antonio Vivaldi fortgeführt.

1618

Der Rat der Zehn beschuldigt den spanischen Botschafter, eine Verschwörung geplant zu haben. Während einige seiner angeblichen Helfer hingerichtet werden, kann der Diplomat unversehrt die Republik verlassen.

1630

Mai. Venedig tritt in den Erbfolgekrieg um das italienische Herzogtum Mantua ein – auf Seiten Frank-

einer der wichtigsten Erwerbszweige, bricht durch die neue Konkurrenz aus England weitgehend zusammen. Nach und nach verliert Venedig seinen Status als führende Wirtschaftsmacht.

1683

In Venedig öffnet das erste Kaffeehaus, 70 Jahre später gibt es bereits mehr als 200 Cafés. Floreano Francesconi gründet 1720 auf der Südseite des Markusplatzes das berühmteste: Sein „Ala Venezia Triunfante“ wird unter dem Namen „Florian“ zum Treffpunkt der mondänen Gesellschaft und zum Vorbild für

Alltag, die sogar im Dialekt Venedigs sprechen. Er schreibt Dutzende sehr erfolgreiche Komödien, die seinen Ruhm in ganz Europa verbreiten.

1740

Der Senat beschließt den Bau der murazzi. Die gewaltigen Steinwälle an den Lidi, die die Lagune dauerhaft vor Sturmfluten schützen sollen, werden 1778 vollendet.

1756

In der Nacht zum 1. November flieht der in Venedig geborene Frauenhändler Giacomo Casanova aus den Bleikammern, dem Gefängnis im Obergeschoss des Dogenpalastes. Dort ist er aufgrund der Intrige eines Patriziers inhaftiert gewesen. Bis zu seiner Begnadigung 1774 zieht er rastlos durch Europa. Seine Memoiren „Geschichte meines Lebens“ sind auch eine Sitten- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

1786

Kaiser Karl VI. eröffnet die Adriastädte Triest und Fiume (Rijeka) zu Freihäfen, sodass in ihnen keine Zölle mehr erhoben werden. Während der Handel in diesen Städten aufblüht, verliert Venedig seine letzte wirtschaftliche Vormachtstellung, jene im Adriahandel. Viele Patrizier ziehen sich auf Güter auf dem Festland zurück.

1793

Der Opernlibrettist und Dramatiker Carlo Goldoni übernimmt die Leitung des Teatro San Samuele, eines von sieben venezianischen Theatern in dieser Zeit. Goldoni schöpft den Stoff für seine Stücke nicht wie seine Vorgänger aus der klassischen Mythologie, sondern zeigt Menschen im

habsburgischen Besitzungen in Italien erobert hat, besetzt er auch die venezianische Terraferma und zwingt Lodovico Manin, den 120. Doge, zum Rücktritt.

Die Serenissima Repubblica di San Marco, deren Patrizier kaum noch Interesse an ihrem Staat haben, hört auf zu existieren. Am 16. Mai besetzen französische Truppen Venedig, das in seiner fast 1000-jährigen Geschichte niemals zuvor erobert worden ist. Einige Monate später überlässt Frankreich im Friedensvertrag von Campoformio Stadt und Terraferma den Österreichern. Nachdem Venedig zwischenzeitlich wieder zum französischen Machtbereich gehört hat, fällt es 1815 erneut an die Habsburger-Monarchie.

1841

Am 25. April wird der Grundstein für den Bau einer Eisenbahnbrücke über die Lagune gelegt, die Venedig fünf Jahre später mit dem Festland verbindet. Statt anderthalb Stunden mit der Gondel brauchen die Besucher nur noch wenige Minuten für die 4,5 Kilometer lange Überfahrt.

1848

Im europäischen Revolutionsjahr wird auch in Venedig der Ruf nach einem italienischen Nationalstaat unter Führung des Königs von Piemont-Sardinien lauter. Im März erheben sich die Bürger gegen die österreichische Fremdherrschaft und rufen eine „Demokratische Republik Venetien“ aus, die sich am 3. Juli dem Königreich Piemont-Sardinien anschließt. Im August des folgenden Jahres

Erst nach 1050 Jahren wird die Lagunenmetropole italienisch

im Kern aus dem 12. Jahrhundert stammte. Mit der Innenausstattung beauftragt er die renommiertesten Künstler der Zeit, unter anderem Tintoretto und Paolo Veronese.

Um 1590

In Venedig leben schätzungsweise 190 000 Menschen – so viele wie nie zuvor.

1613

Die Vorsteher der Markuskirche (Procuratori di San Marco) berufen den Komponisten Claudio Monteverdi zum Kapellmeister. Drei Jahr zuvor ist Monteverdi Meisterwerk „Mantua Vesper“ in Venedig im Druck erschienen. Monteverdi gewinnt exzellente Virtuosen wie die cappella musicale von San Marco und macht Venedig so zu einem in ganz Europa bewunderten Zentrum der Musik. Die von Monteverdi begründete Tra-

reiche, gegen die spanischen und österreichischen Habsburger, von denen es sich bedroht fühlt. Venezigs Truppen werden vernichtend geschlagen.

Juni. Die letzte große Pestepidemie bricht in der Metropole aus. Obwohl keine andere Stadt der Welt so gut auf die Seuche vorbereitet ist, sterben mehr als 45 000 der rund 140 000 Einwohner. Bereits im Jahr 1423 hat Venedig auf einer Insel vor der Stadt ein großes Pestkrankenhaus gebaut, einige Jahrzehnte später mit dem Lazzaretto Nuovo die erste Quarantänestation der Welt. Anders als nach früheren Epidemien nimmt diesmal die Einwohnerzahl nach dem Ende nur langsam wieder zu – auch wegen des wirtschaftlichen Niedergangs der Stadt. Vor allem die venezianische Wollproduktion, im Jahrhundert zuvor

unzählige andere Kaffeehäuser in Venedig und ganz Europa.

1716

Kaiser Karl VI. eröffnet die Adriastädte Triest und Fiume (Rijeka) zu Freihäfen, sodass in ihnen keine Zölle mehr erhoben werden. Während der Handel in diesen Städten aufblüht, verliert Venedig seine letzte wirtschaftliche Vormachtstellung, jene im Adriahandel. Viele Patrizier ziehen sich auf Güter auf dem Festland zurück.

1793

Der Opernlibrettist und Dramatiker Carlo Goldoni übernimmt die Leitung des Teatro San Samuele, eines von sieben venezianischen Theatern in dieser Zeit. Goldoni schöpft den Stoff für seine Stücke nicht wie seine Vorgänger aus der klassischen Mythologie, sondern zeigt Menschen im

schlagen österreichische Truppen die venezianische Revolution nieder. Auch als es einige Jahre später dem König von Piemont-Sardinien gelingt, einen großen Teil Italiens zu einem, bleibt Venedig österreichischer Besitz.

1866

Nachdem Preußen im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland seinem Rivalen Österreich bei Königgrätz eine verheerende Niederlage zugefügt hat, müssen die Habsburger dem mit Preußen verbündeten Königreich Italien zugestehen, einen Volksentscheid über die Zukunft Venedigs zuzulassen. Das Plebisitz vom 21. Oktober erbringt eine überwältigende Mehrheit für den Anschluss an das Königreich: Venedig und die ehemalige Terraferma werden Teil des italienischen Nationalstaates.

1883

Am 13. Februar stirbt der deutsche Komponist Richard Wagner im Palazzo Vendramin-Calergi in Venedig.

1895

Venedig veranstaltet die erste „Esposizione Biennale d'Arte Contemporanea“, die schon bald zu den weltweit wichtigsten Ausstellungen für zeitgenössische Kunst zählt.

1915-1918

Nachdem Italien mit der Kriegserklärung an Österreich-Ungarn in den Ersten Weltkrieg eingetreten ist, wird Venedig wiederholt zum Ziel österreichischer Bombenangriffe. Am 24. Oktober 1915 durchschlägt eine Bombe das Dach der Salzic-Kirche und

vernichtet ein Deckenfresko des venezianischen Barockmalers Giambattista Tiepolo. Am 27. Februar 1918 werden innerhalb weniger Stunden 281 Bomben über der Stadt abgeworfen. Der österreichische Heeresbericht meldet zahlreiche Treffer auf „Bahnhofs- und militärische Anlagen des Kriegshafens Venedig“.

1966

Das schwerste Hochwasser in der Lagunenstadt seit Menschengedenken erreicht am 4. November einen Pegelstand von 1,94 Meter über Normalnull. Die Zahl der Überschwemmungen verzehnfacht sich in der Stadt zwischen 1900 und 2000. Deshalb lässt der italienische Staat seit 2003 Anlagen zum Schutz vor Fluten bauen, das „Mose“-Projekt: Ab 2014 sollen bei Hochwasser mobile Dammanlagen vom Meeresgrund hochgefahren werden.

2007

Mehr als zehn Millionen Touristen besuchen Jahr für Jahr das historische Zentrum Venedigs, in dem nur noch rund 60 000 Venezianer leben. Marco, der Name des Stadtheiligen, ist nach wie vor der beliebteste männliche Vorname bei den Bewohnern der einzigen Serenissima.

Der Kunsthistoriker Dr Arne Karsten, 38, ist der wissenschaftliche Berater dieses Heftes. Erarbeitet an einer Geschichte Venedigs, die 2008 im Verlag C. H. Beck erscheinen wird. Olaf Mischer gehört zum Verifikationsteam der GEOPOCHE. Karten: Stefanie Peters Illustration: Martin Künsting

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: L = links, R = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Editorial: Daniel Müller: 3 L u.; Bridgemanart.com: 3 r.u.

Inhalt: Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus: 4 L; Crespi Collection, Milan/Scala: 4 r.o.; Scala: 4 l.u.; Simon Marsden: 5 o.; Roger-Viollet: 5 l.m.; Dagli Orti/Museo Correr, Venezia/Art Archive: 5 r.m.; Scherl/SV-Bilderdienst: 5 u.

Die Stadt im Wasser: Crespi Collection, Milan/Scala: 6/7; Museum of Fine Arts, Boston/Bridgemanart.com: 8/9; Worcester Abby Collection: 10/11; National Gallery, London/Orbis: 12/13; Schloss Sanssouci/Potemkin/Bridgemanart.com: 14/15; Christian's Images/Corbis: 16/17/18/19; Metropolitan Museum of Art/Art Resource/Scala: 20/21

Flucht auf die Inseln: Lessing/akg-images: 22/23; Biblioteca Nazionale Marciana, Venezia: 25; Bodleian Library, Oxford/Bpk: 26/27; Bridgemanart.com: 28; Art Archive: 30; Archivo Ikonografico/Corbis: 31

Versöhnung vor San Marco: Alfredo Dagli Orti/Bpk: 33

Kriegsfahrt nach Osten: British Library/Bridgemanart.com: 24/25; Deutsches Zentralbibliothek Zürich/Schweizerisches Landesmuseum: 36; Biblioteca Nazionale, Turin/Roger-Viollet: 37; British Library/Scala: 38; Tallandier/Rue des Archives: 39; ARJ/Photos12.com: 40; Bodleian Library, Oxford/Art Archive: 42

Entscheidung an der Lagune: Bridgemanart.com: 45

Der Kaufmann von Venedig: Scala: 48/49, 52/53, 55, 56, 59, 60/61, 62; Dagli Orti/Accademia Venice/Art Archive: 51; Cameraphoto/akg-images: 58

Kampf um Festland: Bridgemanart.com: 65

Der Fürst der Farben: Scala: 66/67, 74/75; Lessing/akg-images: 67 u., 68, 69 (2), 70, 71, 73 l., 76, 76 r., 77; Nima-tallah/akg-images: 72; National Art Gallery, Washington/Roger-Viollet: 73 r.; Alai Meyer/Kunsthistorisches Museum, Wien/Bridgemanart.com: 76 m.

Die Kunst am Kanal: Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus: 80-92/93

Der Stolz der Serenissima: Dagli Orti/Museo Storico Navale di Venezia/Art Archive: 94/95, 101, 102 u.; Museo Correr/Bridgemanart.com: 96/97; Bpk: 98; Roger-Viollet: 99; Lessing/akg-images: 100, 102 o., 104

Venedig: letzter Triumpf: Cameraphoto/akg-images: 106, 108/109; Lessing/akg-images: 107

Tod in der Lagune: Simon Marsden: 110/111, 113, 114, 115, 118, 122; Electa/akg-images: 111; Uffizi/Riccardo Bellini/Alinari: 112, 115, 116, 120; Cameraphoto/akg-images: 119; Robert Ehrlich/Daniel Delmont Stock Photography/Alamy: 121

Das große Sterben: Cameraphoto/akg-images: 128; Sotheby's/akg-images: 130; Dagli Orti/Museo Correr, Venezia/Art Archive: 131; Lessing/akg-images: 133, 135; Marc Charnet/Art Archive: 134, 136

Böllerkrieg gegen das Meer: Archivio di Stato, Venezia: 141

Casanova: Roger-Viollet: 142 o.; Béatrice Hala/RMNM/Bpk: 142/143, aus: 102 figure galantes ou libres. Attribuées a Chauvet [1875] pour illustrer les mémoires de J. Casanova de Seingalt, Leipzig, 1890: 144, 147, 149, 150, 153, 155; Cameraphoto/akg-images: 144, 156 r.; Lessing/akg-images: 146; Scala: 148; Dagli Orti/Art Archive: 151; Alfredo Dagli Orti/Bpk: 152/153; Scala/Bpk: 154; akg-images: 156 l.

Der letzte Doge: Cameraphoto/akg-images: 159

Eine Kulturstörerin: Sean Sexton Collection/Corbis: 160/161; Bridgemanart.com: 161, 163 u., 169; Ferdinando Ugnati/RMNM/Bpk: 162, 167 l.; Library of Congress: 162 r.; Alinari: 163 l.o., 164 u., 166 r.o., 167 r.; Archivio Turio-Böhm: 163 f., 166 l.o., 168 o.; Scherl/SV-Bilderdienst: 164 o.; Bpk: 165, 170; Tallandier/Rue des Archives: 166 u.; Sammlung Dietmar Siegert, München: 168 u.

Vorschau: Lessing/akg-images: 178, 179 u.; Scala: 179 o.; René-Gabriel Ojeda/RMNM/Bpk: 179 m.

Karten und Illustrationen: Martin Künsting: 172; Stefanie Peters: 173, 175

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Legung und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2007 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Atlas Verlag, Bellobene, Plan International, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, G+AG & Co KG, Hamburg.

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaude

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHAFTSFÜHRENDE REDAKTEUR

Cay Rademacher

ART DIRECTOR:

Johnnes Dönges

Freie Mitarbeiter: Barbara Exner, Ben Topfer

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg (Heftekonzept), Dr. Anja Herold

BILDERDAKTION: Christian Gargel

VERIFIKATION: Olaf Mischer, Andreas Seidmair

Freie Mitarbeiter: Dr. Sven Holger Brunsch, Constanze Holler, Sebastian Schulz, Stefan Sedlmair

FACHBERATUNG: Dr. Arne Karsten

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drost

Mitarbeiter dieses Ausgabe

Markus Klemm, Przemyslaw Klemm, Abigail Dr. Ralf Bräuer, Dr. Heinz Blömlberg, Christian Döring, Franziska Faile, Oliver Fischer, Marcus Franken, Blaekie General, Jörg-Ulrich Gerhard, Till Hein, Insa Holt, Birgit Lahann, Franz Lenze, Dr. Fr. Frank, Otto Walter Salier, Johannes Stempel, Kla Vahlund, Barbara Wendzinski

KARTOGRAPHIE:

Stefanie Peters

SCHLUSSEDAKTION: Dirk Krömer

Assistenz: Hanneke Koehl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSATZEN: Ursula Arens

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK: Stefan Brunh

BILD-BILDArchiv: Bettina Behrens, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK: Nadja Marzi (Leitung), Tina Arnes, Christof Röder (Redaktionssatzen), 555 Fifth Avenue, 29th floor, New York, N.Y. 10017, Tel. 001-644-884-7120, Fax 001-644-884-7111, E-Mail: geo@geo-newyork.com

Verantwortliche für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gert Brünig, Ove Saffe

ANZEIGELEITUNG: Anke Wiegand

VERTIEFTESENTHALT: Dr. Michael Schaper

MARKETING: Julia Duden (Lieg.). Anja Stalp

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG: Anzeigenverkauf: Ute Wangermann, Tel. 040 / 37 39 32, Fax: 040 / 37 39 37 53

Anzeigenabwicklung: Marco Schütze, Tel. 040 / 37 39 32, Fax: 040 / 37 39 36 04

Es gilt die GEO-Sonderabrechnungssatzung Nr. 3/2007

Heftpreis: 8,50 Euro + IVA-Nummern: 978-3-570-19824-5 (Heft mit DVD)

© 2007 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 00232800, BLZ 200 700 000 - ISSN: 1661-6097

Druck: Prinovis Itzehoe GmbH & Co KG
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 02 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Abonnementabstand: 30,00 €

KUNDENSEGNALE ALLEGMEN:

(per Telefon): 040/37 02 20 00

SA 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon: 01805/861 80 01*

E-Mail: geo@geo.de

service@geo.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

Postfach 5, A-1160 Wien

Telefon: 01/320 10 85

E-Mail: geo-epoch@oesterreiser.service.at

ABONNEMENTEÜRS AUSLAND

GEK-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoch@oesterreiser.service.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER GE-O-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haus-Straße 5

74172 Nußloch

Telefon: 01805/08 20 00*

Telefax: 01805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com

SWITZER

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5200

AT-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/06 20 00

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

EUROPA IM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEG



Landsknechte plündern ein Dorf, verschonen weder die Lebenden noch die Toten. Die Bauern tragen die Hauptlast jenes blutigen Krieges um Macht und Religion, den Europas Große zwischen 1618 und 1648 auf deutschem Boden austragen

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgende Ausgabe:

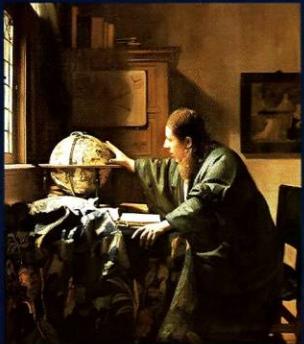
Die Industrielle Revolution (16. April 2008)

Als britische Textilfabrikanten um die Mitte des 18. Jahrhunderts Teile ihrer Herstellung automatisieren, beginnt eine neue Ära: Bald geben Maschinen den Takt der Wirtschaft vor, verbinden Eisenbahnen und Dampfschiffe die Nationen. Die Zeit der Massenarmut ist vorüber, doch um welchen Preis.



DIE NÄCHSTE AUSGABE VON **GEO EPOCHE** ERSCHEINT AM 13. FEBRUAR 2008

Gegen Bezahlung stellt sich Albrecht von Wallenstein in den Dienst des katholischen Kaisers. Keiner vermag besser Truppen zu organisieren als der Kriegsunternehmer aus Böhmen



Ein Astronom beim Studium. Die Epoche des großen Krieges ist zugleich eine Zeit ungewöhnlicher kultureller Blüte. Johannes Kepler studiert die Planetenbewegung, Galileo Galilei entwickelt eine Theorie vom Fall der Körper, Maler und Architekten entwerfen für adelige Auftraggeber Bilder, Schlösser und Gärten voll sinnenfroher Pracht



Spanier und Niederländer beeiden am 15. Mai 1648 im Rathaus von Münster den Frieden. Fünf Monate später einigen sich auch die anderen Parteien des Dreißigjährigen Krieges

Nebel liegt am Morgen des 16. November 1632 über den Feldern bei Lützen südwestlich von Leipzig. Als er sich lichtet, gibt er den Blick frei auf zwei gewaltige Armeen: auf das 18 000 Mann starke Heer der Protestanten unter dem Schwedenkönig Gustav II. Adolf. Auf die rund 16 000 Soldaten seines Kontrahenten, des Generalissimus Albrecht von Wallenstein. Und auf eine brennende Stadt. Der katholische Feldherr hat Lützen anzünden lassen, um seine rechte Flanke zu schützen.

Sechs Stunden wogt die Schlacht. Gustav Adolf gerät dabei in die Reihen des Feindes. Eine Musketenkugel trifft ihn am linken Ellbogen, sein Pferd geht durch, ein Schuss fährt ihm in den Rücken. Am Abend bedecken mehr als 9000 leblose Körper die Ebene bei Lützen – darunter auch der geplünderte Leichnam des schwedischen Königs.

Der große Krieg aber ist noch nicht vorüber. Seit rebellischen böhmischen Adeligen im Jahre 1618 drei Beamte des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation aus einem Fenster der Prager Burg gestürzt haben, ringen protestantische und katholische Herrscher in heilloser Würmis um Religion und Macht: Deutsche, Dänen, Schweden, Spanier, Niederländer und Franzosen kämpfen auf deutschem Boden.

Söldnerheere plündern Weiler, Dörfer und Städte, brandschatzen und morden. Wie gewaltige Lindwürmer ziehen sie sich mit ihren Trossen aus Handwerkern, Köchen, Frauen und Kindern durch das Reich. Manche Dörfer überfallen sie über die Jahre immer wieder, allein Württemberg verliert zwischen 1634 und 1638 mehr als drei Viertel der Bevölkerung.

Es ist eine Ära von Gewalt und Verrat, Zerstörung – und Neubeginn. Eine Zeit, in der Kardinal Richelieu über die Konfessionen hinweg Allianzen schmiedet, um Frankreichs Monarchie zu stärken. In der Europas Fürsten die Vereinigten Niederlande als erste Republik der Neuzeit anerkennen. In der Peter Paul Rubens den Frieden beschwört, René Descartes seine kalte Philosophie entwickelt und Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen den Kriegsaltag in seinem Roman „Simplicissimus“ einzigartig erzählt.

Erst die Erschöpfung zwingt die Kriegsparteien an den Verhandlungstisch. Getrennt in Protestanten und Katholiken, beraten mehr als 100 Delegierte in Münster und Osnabrück über die Zukunft des Heiligen Römischen Reiches und seiner Nachbarn. Und vollenden im Oktober 1648 das größte Friedenswerk der Neuzeit.

GEO EPOCHE über den Dreißigjährigen Krieg und die Neuordnung Europas.

WEITERE THEMEN

PRAGER FENSTERSTURZ: 1618 erheben sich böhmische Adelige gegen ihren habsburgischen König. Und lösen den großen Krieg aus.

DAS GEHEIME LEBEN DES PETER PAUL RUBENS: Ein Maler als Unterhändler des Friedens.

WAFFENGESCHÄFTE: Wie Hamburg zum Gewinner des Krieges wird.

KARDINAL RICHELIEU: Kaum jemand agiert in diesen schwierigen Zeiten so strategisch geschickt wie der Erste Minister des französischen Königs.

A large, close-up photograph of a woman's face occupies the left side of the advertisement. She has dark hair and is looking directly at the viewer with a neutral expression. To the right, a smaller image of the Basilica di San Giorgio Maggiore in Venice is visible, its distinctive purple domes and intricate architecture silhouetted against a bright, warm orange and yellow sky.

1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

Studiosus-Reisen: Sehenswürdigkeiten, Kultur, Märkte, Strände und die Menschen. Fordern Sie jetzt kostenlos unsere aktuellen Kataloge an.

Per Telefon 00 800/24 01 24 01
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet WWW.studiosus.com

Studiosus